

Geißler

Die Musikantenstadt





Max Geißler
Die Musikantenstadt

Die Musikantenstadt

Roman

von

Max Geißler

Zweites Tausend



Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1907

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Die Musikantenstadt ist noch ein Dorf, ein Dorf in einem Tal im Waldgebirg. Darum muß zuerst von Schmugglern, Wildschützen und Erzgräbern und dann von fahrenden Spielleuten erzählt werden.

1.

Ganz früh an einem Sommermorgen, wie der Bergwald noch im Tau stand und die Tale rauchten, kamen schon zwei Menschen im Stangenholze daher.

Es lief dort kein Pfad. Fichtennadeln lagen am Grund, und Wurzelschlangen ringelten sich hindurch; denn es waren zwischen den schlanken jungen Bergfichten noch etliche fußhohe Wurzelstöcke zu sehen, auf denen nun das Geschlecht der Schwämme schmarotzte. Namentlich die goldenen Bäumlein des Ziegenbartes wohnten auf dem Morschholze, die so fein sind, als hätten sie die Zwerge in der Mittsommernacht beim Erzschürfen verloren. Warum denn nicht? In der Mittsommernacht ist der Bergwald voll Wunder. Die Waldleute wissen das, denn ihre Augen sehen den Reichtum der Erde; sie hören das Rauschen der Stürme im dunkelgrünen Forst und gehen im dämmerigen Licht ihrer Wälder. Da werden die Herzen träumerisch; da wächst



viel wunderlicher Glaube; da schießen die Märchen wie die Pilze.

Und die beiden, die im blitzenden Morgentau durch das pfadlose Stangenholz schritten, waren nun doch fahrende Musikanten!

Der Mann hatte eine Flöte unter dem Arm, und die Frau trug eine Geige in schäbiger Wachstuchhülle am verschossenen grünen Band auf dem Rücken. In den Armen hatte sie ein mäßiges Säcklein; Kaffee, Mehl und Zucker waren hineingepackt, und damit waren die beiden Musikanten im Schutze der Nacht über die Landgrenze geschlichen und am Zollhause ‚versehentlich' vorbeigelaufen. Die Musikanten waren also nebenbei Schmuggler, wenngleich sie aus der Schmuggelei kein Gewerbe machten wie so viele, die ihre Hütten an die Landgrenze gebaut haben.

„Annemirl," sagte der Mann halblaut zu der Frau, vielleicht weil er von dem Frühkonzerte der Vögel feierlich gestimmt war, und blieb aufhorchend stehen, „Annemirl, mir ist, es steigt da einer in den Fichten daher! Hörst nix?"

Da lauschte die Frau:

„Nein, hören tu ich nix als ein wunderliebes Singen und ein tiefes fernes Brausen des Wildwassers. Du, Girgl, eine solche Musik — wenn einer machen könnt, hernach, was meinst? Da täten sie lauschen und in die Hände klopfen, die Stadtleut! Gelt, du? Und die Zeitungen täten es ausschreien: ‚Der Pechschabergirgl und die Singerannemirl sind wieder hiesig und werden sich die Ehr geben, am Sonntag ein

Monsterkonzert aufzuführen' — und so weiter. Hab ich etwa nicht recht, Mann?"

Der Pechschaber knallte mit Daumen und Zeigefinger, als wollte er sagen: „Du, das — wenn es wäre — —"

Aber da sprang er auch schon wie ein geschreckter Rehbock ins Dickicht. Die Frau sah ihm erschreckt nach.

„Du," rief der Pechschaber alsbald aus dem Kleinholz heraus, „jetzt — sei schlau und mach's gut! Weißt du noch, was wir miteinander verabredet haben? Ein Mannsbild taugt zu solchem Geschäft nicht. Annemirl, der Grenzwächter — er ist keine hundert Schritt weit in den Stangen!"

Die Annemirl, wie sie das hörte, warf ihr Säcklein an den Boden, hockte sich drüber, daß es ihr unter dem Rock über die Knie zu liegen kam, und lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Fichtenstamm.

Jetzt, wie der Wächter die verhallenden Schritte des Pechschabers und das Brechen im Kleinholz vernahm, kam er eilig näher, hob sein Gewehr von der Schulter und spähte wie ein Hirsch in die Runde.

Da schaute er auf und sah das Weib am Nadelgrunde hocken, keine hundert Schritt in die Stangen hinein. Nun wußte er auch, woher der Klang der Tritte gekommen war.

Das Gewehr im Arme ging der Wächter auf die Musikantenfrau zu. Aber schon von weitem sah er: Schwärzen tut die nicht, die macht ein wehleidiges Gesicht. Und klagen und jammern hörte er sie auch. Wie er vollends herangekommen war, fragte er sie:

„Was hockt sie denn da im Forst, Frau? Und wie ist sie eigentlich hergekommen?"

„Hergekommen bin ich auf meinen zwei Füßen, Herr Finanzer! Ach, wenn ich das gewußt hätte!" wimmerte sie. Da schloß ihr schon der Schmerz den Mund, und sie krümmte sich ganz erbärmlich. Der Grenzwächter faßte sie am Arm. Aber die Annemirl verzog das Gesicht und tat elendig:

„Geduld, ich bitt schön, Herr Grenzwächter, ich erzähl' gleich weiter! Nur ein klein wenig mag's vorbeigehen. Daß mir das nun geschehen muß! Und hier mitten im Wald! Herr Finanzer, das ist mein End! Die schwere Stund, — nun überrascht sie mich hier auf dem Berg, — o je, o je!"

Dabei stürzten der Musikantenfrau zwei Tränenbächlein über die Wangen. Sie hatte die Hände gekreuzt, vorn, über dem Säcklein unter ihrem Rock, krümmte sich in ihrem Weh und spielte ihr Spiel so gut, daß den Mann mit der Flinte das Mitleid ankam. Des zum Zeichen kraute er sich hinter den Ohren, rückte die Mütze aus der Stirn und machte hilflose Augen.

„Die Frau ist fremd hier?" fragte er und wartete auf einen Einfall. Der Bergwald ist voll Wunder; aber was sich da vor ihm ereignen sollte, war ihm neu. Er strich sich den Schnurrbart:

„So will ich die Frau auf die Arme nehmen und in das Haus beim schwarzen Kreuz tragen."

Da neigte die Annemirl den Kopf und lispelte:

„So oder so, — mein Tod ist's ja doch . . ."

Wie der Wächter daran dachte, daß er eine Tote

ins Tal tragen könne oder gar zwei, fror ihn ins Herz. Und dann hätten sie ihn angeschrien; und dann würden sie ihn verhören; und der Mann der Musikantenfrau — wenn sie einen hat — würde aufstehen und sagen: ‚Wächter, du hast mir mein Weib umgebracht!‘ Es ist nicht zum ausdenken, was so eine Mildtätigkeit einem für Qual machen kann. — Er stampfte mit dem Fuße:

„Aber auf so was wartet man doch nicht im Walde, Frau!“

„Ach Gott, gewartet hätt' ich schon nicht drauf, Herr! Überlaufen hat's mich. Hat's halt ein bissel eilig gehabt, das Kleine — und der weite Gang übers Gebirg!“

Der Grenzwächter hing sein Gewehr wieder über die Schulter:

„Ich lauf rasch einmal bergein und schick die Kreuzfrau herauf. Hört sie?“

„Ja, Herr Finanzer, wenn's sein kann, das wär schon gut!“

„Aber eine Stunde vergeht, bis sie Hilfe hat!“

„Vergelt's Gott, Herr! Ein Stündl, — o je, o je! Na, am End verzieht's noch so lang. Aber Eile tät schon not.“

Wie der Mann mit großen Sätzen und seinem Mitleide den Hang hinabsprang, rief sie ihm noch ein dankbares ‚Vergelt's Gott‘ nach, und dann verschwand die Annemirl im Gebüsch.

Sie lief quer durch das Unterholz. Sie lief dem Pechschaber nach. Das Säcklein mit den Schmuggelwaren hatte sie nun aber unter dem Rock hervorgetan. Und weil der Pechschaber auf dem Blatte pfiff, wie

um diese Zeit der Rehbock die Ricke lockt, so fanden sie sich alsbald wieder zueinander: die Frau noch ein wenig in Angst, der Pechschaber vergnügt wie ein Eichhorn. Machte ein paar Hopser und kroch mit seinem Weib ins Dickicht.

Dort war vom Sommer ein sammetweicher Moosteppich hingebreitet, als sollte der Bergkönig darauf sich niederlegen, wenn er einen Spaziergang durch den Hochwald macht. Es floß auch ein goldener Strom Sonne von oben herein. Den ließ sich der Pechschaber über seinen Rücken laufen, damit der Frühtau verdampfe, der waldfrisch und klar daraufgeronnen war, stützte das Kinn in die Hände und zwickte die Augen listig zu:

„Ein gescheit's Weib muß der Mensch haben. Das ist die Hauptsache; dann kann ihm nix geschehen."

Die Annemirl lachte so in sich hinein und machte sich's ebenfalls bequem im Moos; sie ließ sich liegend auch den Goldstrom über den Rücken rinnen.

„Es muß einer sich erholen," sagte sie, „von dem, was er ausgestanden hat. Ist das etwa gelogen gewesen, wenn ich hab zu dem Grünen gesagt, eine schwere Stund ist das?"

Der Pechschaber lachte: „Ich sag's ja: ein gescheit's Weib —"

„Pechschaber, dir ist das eingefallen, dir! Gut ist's gewesen. Darum: wenn der Mann auch ein bissel gescheit ist, so ist's kein Schad."

So stritten sie sich eine Weile leis und vergnügt, und jeder Teil wollte, daß der andere der klügere sei. Dann sagte der Pechschaber:

„Annemirl, weißt du was?"

„Nix weiß ich."

„Unsere Gescheitheit kommt auf eins hinaus; denn daß wir das Landfahren mit heut aufstecken, das ist uns beiden zugleich eingefallen, — und das ist das beste! Ich bin so lustig darüber, daß ich dem Bergwald gleich mein löchernes Blasholz schenken tät, wenn er eins brauchete. Macht aber selber eine Musik, der Wald, und eine gottlos feine, Annemirl! Weißt du, wenn unsereiner landfahren und mit seinem Musikantentum sich ein Geld verdienen will, so muß er noch viel gescheiter sein als wir zwei."

Die Frau sah den Pechschaber verwundert an:

„Noch gescheiter? Wie meinst du denn das?"

„Na, der Mann muß sich halt eine Weibsperson mit mindestens einem Holzbein heiraten. Noch besser sind zwei Holzbeine. Denn je lahmer sie ist, desto mehr bringt sie Geld. Für unsere arme Kunst, weißt du, da sind die Leut in dieser hellen Zeit zu aufgeklärt. Darum — nutzt alles nix: der Pechschaber und die Annemirl werden von heut an seßhaft."

2.

Wie der Pechschaber und sein Weib auf dem Sammetbette des Mooses sich's noch wohl sein ließen und die goldenen Decken des Lichts über ihnen lagen, stieg der Grenzwächter mit einer kleinen behäbigen Waldhäuslerin den Tannenhang wieder empor. Die Frau hatte ein schwarzes Täschlein am Arm und arbeitete sich pustend hinter dem Grenzwächter die Steile hinan. Das war die Frau Dorothea Bratel. Die kannt' ein jeder im Umkreis. Aber bei ihrem Namen nannte sie gewiß keiner; und wer nach der Frau Dorothea Bratel gefragt hätte, dem konnt's geschehen, daß der Mann, mit dem er redete, den Kopf schüttelte: „Dorothea Bratel? So heißt daheroben niemand!" Und zu allem war sie noch das Eheweib des Gemeindevorstehers vom Walddorfe.

Die Leute nannten sie die schwarze Kreuz-Frau; denn der Platz vor ihrem Hause hieß das schwarze Kreuz.

Und eben diese kleine behäbige Dorothea Bratel wackelte um jene Stunde mit dem Manne von der Grenzwacht durch den taufeuchten Wald, um zu helfen, wie es ihres Amtes war.

Wie sie an die Stelle kamen, auf der sich das Seltsame hatte zutragen wollen, da waren dort die Nadeln wohl von schweren Nagelschuhen zerschürft, aber — es war niemand da.

Der Grenzwächter putzte sich die Augen und spähte umher; er ging dahin und dorthin, er rief — es war niemand da.

Da setzte sich die Frau vom schwarzen Kreuz neben ein Fichtenstämmlein auf den Waldgrund und lachte mit ihrer ganzen behäbigen Fülle; denn der schwarze Kreuzmann hatte eine gescheite Frau. Die verriet dem Grenzwächter nicht, was ihr so rasch klar geworden war; ein Grenzwächter muß nicht alle Schlauheit der Schwärzer erfahren; denn ein Grenzwächter ist der Waldleute Feind.

Wie sie sich ausgelacht hatte, biß sich der Mann die Lippen immer noch und kaute an seinem Schnurrbarte. Frau Dorothea Bratel aber sagte:

„So wird der Wächter etwa gar ein Gesicht gehabt haben! Es spukt um die Mittsommerzeit im Wald, und Wunder geschehen da — es glaubt einer gar nicht, wie viel! Was die alte Steinhöferin ist, die ob dem schwarzen Kreuz wohnt, die weiß etwas davon zu erzählen. Aber nun, Herr Finanzer," — Frau Bratel richtete sich am Fichtenstämmlein empor — „Zeit zum Schwätzen hat unsereiner nicht! Ich mach wieder den Berg hinein; zuvor aber möcht' unsere Sach richtig werden; zwei Gulden krieg ich — das ist die Tax!"

Die zwei Gulden hat der Grenzwächter nach einer peinlichen Hin- und Widerrede bezahlt. Aber im Forst

über dem Dorfe hat ihn kein Schwärzer wieder gesehen. Wie er erfuhr, daß ihm sein mitleidig Herz einen Streich gespielt habe, ist er um Versetzung eingekommen. Vier Wochen, nachdem dies geschehen, war er fort, der ‚gute Grenzwächter‘. Der nun kam, war der ‚schlimme‘. Den hat der Pechschaber — doch, mit dem treffen die Waldleute ja noch zusammen . . .

3.

Wie die Frau wieder im Haus beim schwarzen Kreuz saß und ihrem Manne, dem Schachtelmacher und Gemeindevorsteher Vinzenz Alois Bratel, vergnügt die zwei Silbergulden auf den Tisch schlug, warfen der Pechschaber und sein Weib im Waldesdickicht die goldenen Decken ab. Die Annemirl hing den Geigensack über den Rücken und schüttelte sich das Moos aus dem Rock. Der Mann rückte sich das grüne Spitzhütlein zurecht, schob sein Blasrohr unter den Arm und die Hände in die Taschen.

So zogen sie hernieder ins Tal, schritten über das tosende Wildwasser, das Gold und Silber über die Steine warf und — unter farbenbunten Bogen aus blitzendem Staub — durch den klingenden Morgen fiel, schritten beim Kreuz vorbei und rasteten auf der Holzbank droben vor einem kleinen Hause. Das stand am Hang auf der Waldblöße. War ein graues Genist und hatte ein moosgrünes Schindeldach. Darin wohnte die Steinhöferin, ein Weiblein — es wußte kaum einer, wer älter war, das Haus oder die Frau.

Die kam heraus, wie sie die Musikanten reden hörte und sagte:

„Grüß Gott, Pechschaberleut! Seid's da?“

„Ja,“ sagte die Annemirl, tat das kattunene Kopftuch ab und strich sich mit der feuchten Hand die Scheitel glatt. Aber der Girgl schlug in seine Hände, daß ein Schall durch den Bergwald rannte.

„Da sind wir, und da bleiben wir! Steinhöferin, weißt du, was das ist: wegemüde sein und heimatsehnsüchtig? Weißt du, was das heißt: wir zwei, wie wir da vor dir stehen, sind landfahrend gewesen von Kindheit an und haben uns nichts erspielt als ein paar windige Lumpen auf den Leib, ein paar zerrissene Schuhe an die Füße und ein Waldheimweh ins Herz? — Auf der Landstraße liegen, das heißt: ohne Glück und ohne Stern sein wollen sein Lebtag. Und nun grüß dich Gott, Steinhöferin! Da sind wir, und da bleiben wir!“

So ist der Pechschaber mit seinem Weibe seßhaft geworden.

4.

Der Pechschaber und die Annemirl hatten einen Kaffee gekocht und rasteten sich von der Wegfahrt ein wenig aus. Dann besahen sie sich den Hausrat, den ihnen die Steinhöferin mit ihrem Stüblein vermietet hatte. In der Ecke stand eine Bettstatt mit frischem Stroh und einem Sackleinen darüber. Der Pechschaber drückte die Fäuste auf das Stroh; da tat die Bettstatt einen Seufzer. Aber der Mann redete ihr vergnügt zu: „Wegen einem bissel Arbeit, das nun wieder zu tun ist, schreit einer nicht gleich auf!"

Es war auch ein Schrank da, oben mit zwei kleinen Glastüren.

„Dahinter kommen die feinen Tassen zu stehen mit den Silbersprüchlein," scherzte die Annemirl; und weil die Mittagsonne so golden durch die niederen Scheiben schaute, blickte der Pechschaber sein Weib froh an.

„Annemirl," sagte er, „bildsauber bist mir nun aber doch geblieben! Und ist gleich lange der Staub der Landstraße auf dich gefallen — deine blanken braunen Augen hast du wiederum hereingetragen. Und das nußbraune Sechserlein auf der Stirn auch"—

Der Pechschaber griff danach und drehte sich das

zierliche Ringlein um den Finger. Da war die Annemirl gefangen. Und nun wieder der Girgl:

„Was hast du vorhin gesagt? Die Tassen mit den silbernen Sprüchlein? Wär' schon recht — aber es sind noch einundzwanzig Jahr, bis wir die silberne Hochzeit machen. Das ist ein wenig lang hin; bis zu der Zeit werden's die Kaffeetöpfe tun müssen, und die kommen auf das Brett hinter den Ofen!"

Der Ofen nahm ein Viertel von der Stube ein, war aus dunkelgrünen Kacheln, und es lief eine Bank um ihn her.

Auf diese Ofenbank setzte sich der Pechschaber nun und schaute sich um: in der einen Ecke der Ofen, in der zweiten der Schrank, in der dritten das Bett, am Pfeiler zwischen den beiden Fenstern der Tisch mit zwei Stühlen. An der Wand in der letzten Ecke war eine Leiste mit Nägeln: „Für den Sonntagsstaat, wenn erst einer da ist," lachte der Mann. Dann nahm er sein schwarzes Blasholz vom Fensterbrett, barg's in die Hülle zu der Geige und hing beides an einen der Nägel. „Aus ist's!" sagte er, und damit war die ‚landfahrende Zeit' beschlossen.

Nun gingen sie miteinander vors Haus, um sich die Welt anzuschauen, die um sie war.

Ein breites Tal lag zwischen den dunklen Hängen des Gebirges, so weit, daß eine kleine Stadt darin Platz gehabt hätte. Die Gipfel der Berge schwammen in bläulichem Hauch; das sanfte Wehen der Bergfichten war ringsum, und unten stürzte das schäumende Wildwasser in dumpfem Donnern seine Bahn; nach dem Gewitter von gestern tat es ungebärdig.

Die Häuser des Dorfes lagen aber nicht dicht beisammen. Warum denn nicht?

Danach fragte der Pechschaber die Steinhöferin, die gerade wieder aus der Türe schlürfte, sich an der Wand entlang tastete nnd auf der Bank Platz nahm.

„Ja, mein lieber Pechschaber," sagte sie, „das ist deshalb, weil das ganze Tal vordem voller Bergwald stand! Damals sind ihrer etliche gewesen, die haben Kohlen gebrannt und haben sich ihre Hütten in den Wald gebaut, wo es ihnen gerade gefiel. Na, und dann sind andere gekommen, denen hat die Landgrenze angestanden, die hier so nah ist; die haben gepascht. Und wieder andere, die haben Wilpert geschossen im Wald, weil sie dachten: Es ist einer immer satt dabei und läßt sich beim wildern gut leben. Sein Haus hat sich der eine dahin, der andere dorthin gesetzt, wo's ihm just behagt hat; und den Wald, der um ihre Dächer rauschte, den haben sie so langsam in den Ofen gesteckt."

Die Steinhöferin hatte das Kopftuch tief in die faltige Stirn gezogen; so bildete es ein Dächlein über ihren Augen, und es lugte nur noch die scharfe Spitze ihrer Nase in das Sonnenlicht. Plötzlich legte die Alte dem Girgl die Hand aufs Knie:

„Pechschaber," sagte sie, „du wirst ein Eichtl auf der Hut sein müssen mit deinem Gewerbe, mein' ich. Früher, wie der Steinhöfer noch dagewesen ist, da haben sie die Bergfichten angerissen und ein Harz herzugeschleppt, es ist nicht zu sagen, wie viel! Aber nun ist das daherum verboten, das Pechschaben. Es ist eine närrische Zeit."

Der Musikmann lachte:

„Steinhöferin, ich wüßt' nicht einmal, wie das zu machen wär', wenn man mich harzklauben schicken tät!"

„Hast aber doch den Namen?"

„Freilich wohl, Steinhöferin! Der Name ist das einzige Erbstück von meinem Vater; und wiewohl ich mein Lebtag kein Säcklein Pech aus dem Walde trag', meinem Buben werd' ich diesen Namen doch auch wieder vermachen. Erst wird er der Pechschaberbub; und wenn ich einst wieder landfahren geh', — Steinhöferin, weißt, in das himmlische Paradeis — dann ist der Pechschaberbub der Pechschaber!"

Die Steinhöferin schaute sich die beiden Leute erstaunt an:

„Einen Buben habt's auch?" fragte sie.

Da war die Annemirl schon in die Höhe geflogen wie ein Sturmwind, zerwühlte dem Girgl die rabenschwarzen Haare und wollte ihn nun auch an dem Schnurrbart raufen.

„Glaub's nicht, Frau!" lachte sie. Und: „Was erzählst denn für Dinge, Girgl? Erzählst da von deinem Buben und hast gar keinen? Rein zu Narren macht er die Leut."

Aber der Pechschaber hielt der Annemirl die Hände fest und zog sie auf sein Knie.

„Sitzen bleibst!" sagte er. „Steinhöferin, vorhin haben wir gerechnet: Einundzwanzig Jahr sind noch Zeit, bis wir der Annemirl die Silberzweiglein ins Haar stecken. Da kann noch manches vor sich gehen, mein' ich. Freilich, in denen vier Jahren, seit wir uns

haben, du lieber Gott, da war keine Zeit zum Bubenkriegen! Aber nun: es muß einer nicht nur ein gescheit's Weib, es muß einer auch ein lustiges Pärlein haben, das daheim fein brav Musik macht, gelt?"

Die Annemirl auf dem Knie des Pechschabers war auf einmal nachdenklich geworden. Da legte der Mann den Kopf auf die Seite, sah sie aus listigen Augen an und scherzte:

„Schafft's dir Kopfweh, wie du am geschwindesten Ordnung in das vielerlei Ding bringst, das wir von der Wegfahrt mit in den Wald getragen haben?"

Aber die Frau blieb die vergnügten Augen diesmal schuldig. Sie sagte: „Wie man etwas zusammenträgt, darauf denk ich. Es muß ein Holz sein zum Kochen . . ."

„Waas?" fragte der Pechschaber, „ein Holz zum Kochen? Da mach ich mir fei nix draus; ein gekochtes Fleisch wäre mir lieber als ein gekochtes Holz!"

Darüber mußte die Annemirl doch wieder ihr lustiges Gesicht aufstecken. Sie sprang empor und zog sich das Kopftuch hinter dem Gürtelbande heraus: „Jetzt, Girgl, einen Strick brauchen wir, und ein Holz gehen wir lesen im Wald!"

Da mußte der Pechschaber gehorchen, suchte im Schupfen nach einem Strick und fand ihrer zwei.

Damit stiegen die vergnügten Pechschaberleute den Schlag hinan und verschwanden im Bergforst.

5.

Nicht lange danach trug der Pechschaber droben auf der Waldlichtung einen Arm voll dürres Astholz herzu und schleifte in der freien Hand noch ein paar mannslange Äste hinter sich drein.

Er war still zu Berg geschritten; denn er konnte den Gedanken nicht los werden, daß das Musikantentum am Ende doch lustiger gewesen sei. Und darüber ward er nachdenklich: die Annemirl könne nun an jedem Morgen einen neuen Wunsch haben und am Nachmittag auch, und sie könne einen Haufen Arbeit für ihn erfinden; denn vom dürren Holz allein kann der Mensch doch nicht leben . . .

Wie die Frau aber nun das Reisholz knickte, und wie sie sogar die starken Äste flink über ihrem Knie zerbrach, daß sie krachten, da wurde auch der Pechschaber wieder geschäftig. Es wurde ihm wohl; denn der wehende, schattige Bergwald war um ihn.

Eh noch die Amseln in den Wipfeln ihre Abendlieder anzustimmen begannen, hatte er zwei dicke Bündel Brennholz zusammengetragen. Weil die Annemirl sie aber so fein gleichmäßig gepackt hatte, nahm er von dem einen Gebund die Hälfte weg und legte diese auf das andere: „Das große wird das meine,“ sagte er. Und nun gingen sie daran, das Holz mit den Stricken zu schnüren.

Da wurde plötzlich ein harter, stampfender Schritt vernehmbar.

Es kam ein Mann zwischen den Stämmen den Steilhang herein. Dem hing ein schweres Gebund Äste auf dem Rücken, und sein vergilbtes Spitzhütlein mit der krummen Spielhahnfeder daran hielt er in der Hand.

„Ah,“ sagte er, „da sind ja die neuen Pechschaberleut! Grüß Gott mitsammen! Holz und Plag wächst jeden Tag.“

„Freilich wohl,“ gab der Girgl zurück, während er auf dem knackenden Reisholz kniete, und: „Annemirl, den schau dir an, das ist ein richtiger, der Veit! Und auf ein Holz geht der Veit auch aus? Geh' her und rast' ein Eichtl!“

Da löste ihm der Pechschaber auch schon den Strick, damit er seiner Last ledig werde; und alsbald lagen die Männer im Moos. Derweil hatte die Annemirl das Sackleinen abgetan, das sie sich hinten aufgebunden hatte, damit das Holz sie nicht so drücke, und sammelte Blaubeeren hinein. Währenddem redeten die Männer heimlich miteinander.

Der Pechschaber erzählte, wie sie heute im Morgenlichte dem Grenzwächter entronnen seien. Da wälzte sich Veit in heller Lust auf dem Waldgrunde — der Veit war der verwegenste Wildschütz im Gebirg, und wenn Grenzwächtern und Waldhütern ein Leid geschah, so war's ihm eine rechte Lust.

„Du,“ sagte er nach einer Weile, „auf Samstag Nacht — wenn du magst! Vollmond ist, Pechschaber,

und nach Mitternacht klopf' ich beim Steinhof ans Fenster. Einen Bock weiß ich stehen — so hoch hat er aufgesetzt!" Der Musikant sah ein wenig betreten nach seiner beerensuchenden Frau. Das verstand der Wildschütz.

„Ah pah!" sagte er und schlug in den Wind. „Angst haben die Weibsleut nur die ersten zwei Male, hernach — es fehlt nicht viel, so lüden sie sich selber ein Schießeisen auf. Das kennen wir. Und nun gerade die deinige, — wenn sie heute den Wächter so fein heimgeschickt hat!"

Das verschlug. Sie wurden einig: in der Samstagnacht erwarten sie einander beim Steinhof, kriegen den Bock und machen halbpart.

Weil die Annemirl aber immer noch Schwarzbeeren las, sagte Veit:

„Pechschaber, es ist möglich, ich bring da noch zwei Leute mit! Nicht, daß ich dich vergrämen will, aber die Förster und Heger sind uns daheroben seit einiger Zeit höllisch dicht auf den Fersen. Ich denke, wir vier, wir können uns aufeinander verlassen. Schmuggeln und Wilpertschießen, Schwämme suchen und Holz lesen, — wovon soll denn sonst einer leben im Wald? Keiner ist, der nicht darauf aus wär'. So machst du's halt auch mit. Und dabei läßt sich leben. Mit der Musik ist's nicht mehr weit her, Girgl, gelt?"

Der schlug in die Luft: „Gar aus ist's mit der Kunst, Mann!"

Veit schickte sich an, sich sein Bündel Astholz wieder aufzuladen, wobei ihm der Pechschaber half. Die Annemirl war auch herangekommen.

„Also, b'hüt Gott miteinander und auf Samstag Nacht!"

Das Holz hatte eine schwere Last; denn wie der Wildschütz damit über den Wurzelgrund stampfte, schütterte die Erde.

Eine Weile später schnürten sich auch die Pechschaberleut ihre Bündel auf den Rücken. „Annemirl, gut ist's, daß wir uns gegenseitig nicht so eine Last sind!" sagte der Mann.

Die Frau nickte frohgemut. Dann nahm jedes einen Ast in die Hand: als Stütze den Bergabhang hinab. Und die Annemirl trug die gesammelten Beeren sorgsam vor sich her.

So langten sie beim Steinhof an. Die Sonne umgoldete die Bergkuppen und warf roten Sammet in die Wipfel der Fichten. Da flatterten die Amseln in das purpurne Licht und flöteten.

Während die Annemirl bald darauf einen Teil des eingetragenen und zerkleinerten Holzes hinter dem Ofen sauber aufschichtete, stand der Pechschaber mit der Axt vor dem Schupfen hinterm Haus. Und wie er das Dürrholz kleinschlug, dachte er:

„Ein gescheites Weib muß der Mensch haben; ein Musikantenpärlein braucht er auch; dazu ein Dach und ein Bett; und ein — Schießeisen tät auch not. Glaubt einer gar nicht, wieviel sein muß, eh' er sich sein kleines Glück zusammenrichtet!"

Und das Schießeisen machte dem Girgl heimliche Sorgen.

6.

Am Samstag, wie die Sonne niederging, legte der Pechschaber seinem Weib die Hände auf die Achseln: „Annemirl, heut nacht wird etwas geschehen, mußt dich aber nicht fürchten! Wenn die Mitternacht vorbei ist, pocht es ans Fenster.“

Da wurden die Augen der Frau weit: „Wilpert schießen wollt ihr gehen miteinander! Sag's nur frei heraus, Girgl!“

„Justament erraten hast's, du!“ lachte er. „Das heißt, diesmal lauf ich nur so mit; zuschauen, weißt.“

Die Annemirl hob den Finger:

„Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen, Brüderlein!“

„Pah!“ machte der Pechschaber, trat ans Fenster und richtete sich ein altes Rauchpfeiflein zurecht.

„Du,“ rief ihm die Annemirl hin, „teueren Rauchtabak willst auch wieder in die Luft blasen?“

„I nein,“ begütigte der Girgl, schaute dabei aber nicht auf, „ehbevor wir nicht den Bock erwischt haben, eh' kommt kein Rauchtabak ins Haus.“

Dabei beschied sich die Frau.

Sie hatte sich gewöhnt, dem Pechschaber ein wenig

nachzurechnen. Der war seintag nicht mit dem Gelde zurechtgekommen und war von jener Art Leute, die sich einbilden, ein Silbergulden wär ein solcher Haufen Geld, daß er gar nicht totzukriegen sei. Aber wenn der Mann sonst keinen Fehler hat und der Frau neidlos das Geldtäschlein überläßt, weil er sich sagt: ‚Nun bin ich auch noch dieser letzten Sorge ledig und bin der glücklichste Mensch auf der Welt‘, so ist schon fein mit ihm leben.

So dachte auch die Annemirl. Sie hatte sich den Girgl nun vier Jahr lang angeschaut: Fehler hatte er sonst keinen.

In den Fenstern löschte die Sonne aus.

Da legten sich die Pechschaberleut im Steinhof aufs Stroh, und wie die Bettstatt geseufzt hatte, redeten sie noch ein paar Wörtlein. Der Kauz klagte draußen. Sie schwiegen, aber sie schliefen dennoch nicht; und lagen doch beide ganz still, um sich einander nicht zu verraten.

Da kicherte die Annemirl einmal heimlich in ihren Bettzipfel, und als der Girgl seine Stirn nun ganz dicht an die ihre legte, sagte sie mit leisem Vorwurf gegen sich selber:

„Lachen muß ich, und eine Furcht sollt ich haben.“

Sie stützte sich auf den Ellenbogen. Das silberne Licht des Mondes fiel an die verhangenen Scheiben.

„Du,“ sagte sie, „wenn sie dich in dieser Nacht anschießen, ich weiß nicht was ich tu!“

Der Pechschaber sah mit weit geöffneten Augen an die Decke und dachte: ‚Es ist schon recht, was der Veit

gemeint hat von der Furcht der Weiberleut!“ Er sagte aber:

„Grimm dich nicht, Frau! Bald wirst du am liebsten selber mit auf die Wildbahn schleichen.“

Da war draußen am Fenster in der Schattenwand des Hauses ein leises Klopfen vernehmbar.

Die Pechschaberleute sprangen aus dem Bett, als hätten sie gefühlt, daß eine Otter zwischen ihnen über das Laken glitt. Die Annemirl warf sich rasch ein knielanges Röcklein über; — nun hatten sie schier drei Stunden gelegen und gelauscht und fuhren doch umher, als wären sie aus tiefstem Schlafe geschreckt worden. Während die Frau das Rockband sich knüpfte, sagte sie:

„Möcht' ich dir etwan ein Brot schneiden, Mann?“

Der tat inzwischen den Fenstervorhang ein wenig zur Seite, um denen draußen ein Zeichen zu geben; dann sagte er:

„Was willst du denn eigentlich aus dem Bett, Annemirl? Geh' her und schlaf fix noch ein paarmal rum, daß du fertig wirst; denn bald reibt sich der Tag den Schlaf aus den Augen! Und ein Brot? Nein, ist nicht nötig. Nicht lang — so balzt der Spielhahn, und da möchten wir schon daran denken, uns wieder an den Steinhof heranzupirschen.“

Die Frau setzte sich auf den Bettrand:

„Jessmaria, wie du red'st, Girgl, schon wie ein richtiger Wildschütz!“

Nun drückte sich der Pechschaber den grünen Hut auf den Kopf und stieg zum Fenster hinaus: „Damit die alt Steinhöferin nicht aus dem Schlaf fährt,“ sagte

er; „wenn die mir über den Weg lief, Annemirl, keinen Schritt tät ich auf die Wildbahn, diese Nacht nicht!"

Dann glitt er draußen hinab. Und die Annemirl rief ihm nach:

„Das hättest du mir früher sagen müssen; leicht, sie wär dir dann dagestanden, die alte Steinhöferin — ein böses Zeichen auf deinem Weg! So wärst mir wenigstens daheimgeblieben."

Es war die heimliche Sorge, die aus ihr sprach. Dann schloß sich das Fenster, und die Annemirl legte sich wieder auf den Strohsack. Aber sie lag mit weiten Augen und wachen Ohren, — ob sie ein Schießen vernähme den Berg herein.

Der Mondschein lag wieder klar hinter den Scheiben, und nur aus dem Tal herauf klang das dumpfe, eintönige Rauschen des Wildwassers.

7.

Wie der Pechschaber draußen im Mondscheine stand, sah er nach der Waldecke hin und den Hang hinauf die breite Fährte der Wilderer im Tau; und ein Stück droben bemerkte er einen Mann, der gerade Deckung suchte. Er schritt nun eilig bergan und schritt über den weichen Nadelgrund zwischen den Stämmen, in dem jeder Tritt lautlos versank. Wie er an die Stelle kam, an der vorhin einer gestanden hatte, fand er aber nicht den Mann, der neulich mit einem Gebund Astholz im Walde zu ihm getreten war. Es standen vielmehr drei fürchterliche Gesellen mit rußgeschwärzten Gesichtern und wilden Bärten vor ihm: drei richtige Bärenhäuter. Das Weiße ihrer Augen leuchtete den Pechschaber an, daß er zurückprallte. Erst an der Stimme erkannte er: der wildeste dieser drei, das war der Veit.

Sie gingen nun lautlos ihre Bahn durch das Stangenholz, wo sie von der einen Seite hinter buschigen Jungfichten Deckung hatten. Sie schritten hintereinander und leise wie wechselndes Wild. Sie suchten die Schatten des Waldes, denn der Mond schien taghell. Der Pechschaber ging zuletzt und dachte, daß er sich nicht auch unkenntlich gemacht habe, sei recht töricht.

Da schlug sich der eine seitwärts in das Holz, ein paar Rehsprünge weiter der andere. „Die Flinten holen sie," erklärte der Veit dem Girgl, als er seine fragenden Augen sah. „Die haben sie im Bergwald versteckt." Dann verschwand Veit auch, und der Pechschaber ging, wie ihm geheißen war, auf dem Wildwechsel weiter zu Berg und hockte sich an einer ihm von Veit beschriebenen Stelle ins Dickicht.

Nicht lange, so pirschten sich die drei Gesellen heran.

Der Bergwind erwachte, und die Wipfel begannen sich zu regen. Die Scheibe des Mondes bekam ein mattes, rotes Licht und hing nun über dem zackigen Saume des Waldes. Fern balzte ein Spielhahn. Der Mond versank; ein sanftes Gewebe von Licht lag über den fernen Bergkuppen.

Wie sie wieder eine Weile gegangen waren, tat sich Veit plötzlich nieder; und auch die hinter ihm sanken in das tauige Waldgras. Der Wildschütz hatte das Gewehr in Anschlag gebracht und spähte zwischen den Stämmen des Hochwalds hindurch. Wie der Pechschaber auch die anderen mit angelegtem Gewehr in der Deckung hocken sah, schlug ihm das Herz bis in die Kehle; er hatte einen dürren Ast aufgegriffen; denn eine Waffe mußte er haben, um ihnen helfen zu können. Er bohrte seine Blicke in das dämmerige Blau der Nacht, fühlte seine Pulse fliegen und den Atem über seine Lippen zittern.

Da! Jetzt erst erkannte er: drüben zog der Bock mit drei Tieren durch das Holz und zog langsam heran, äsend, lauschend, während die Tiere sorgloser waren. Sie schritten näher, ruhig und langsam wie der Tag.

Da spie das Eisenrohr des Veit auf einmal Feuer und Blei in den verträumten Wald und brüllte in die Stille und weckte das Echo auf. Das sprang durch die Schluchten, stieß gegen den Berg, prallte zurück und rannte weiter.

Dem Pechschaber war, als wären alle Stämme lebendig geworden. Er sah die weißen Spiegel der drei Tiere durchs Holz fliegen; er hörte das dumpfe, angstvolle Schlagen ihrer flüchtigen Hufe.

Aber nur Veit hatte sein Gewehr aus dem Anschlag, um eine neue Patrone in den Lauf zu schieben. Die anderen knieten, ohne sich zu regen, im Moos.

Und der Wald war nun doch wieder still geworden; der Pechschaber hatte gedacht: So ein wildes Donnern kann gar nicht mehr einschlafen, das muß rollen bis in den Tag, muß in alle Hütten laufen und alle Förster und Heger rufen.

Der Bock lag kaum drei Sprünge vom Kleinholz, das sich drüben, zwei Steinwürfe weiter, durch die Stämme zog. An dieses Holz pirschten sich die Wildschützen in Deckung heran. Die Schleier der Nacht hingen noch überall, und die Gewebe der Frühnebel sanken heimlich hinein. Aber wie die Männer hinausgetreten waren und das Stück Wild erfaßten, um es in das Dickicht zu schleifen, kamen auf einmal Stimmen und Tritte von drüben.

„Halt!“

Das war ein Ruf, der hätte den geschwärzten Gesellen das Blut in den Adern erstarren machen müssen.

Aber nur der Pechschaber schrie wild auf; war's

der Schreck, der ihm den Schrei entrang? War's die List, die er sich vorhin ausgesonnen hatte, wie er hinter den drei zur Unkenntlichkeit entstellten Wilderern den Steilhang emporschritt, er, der einzige, der erkannt werden mußte, wenn sie in dieser Nacht umstellt wurden?

Während die drei den Bock an den Läufen in das Dickicht schleiften und in hastiger Flucht davonstoben, schlug der Pechschaber mit seinem dürren Aste wild um sich, hieb auf den Waldgrund, stürzte sich hin und sprang wieder empor und lief den drei Hegern entgegen, die mit den zum Anschlag fertigen Gewehren der Stelle zuschreiten wollten, an der die anderen verschwunden waren.

So stand er nun allein den Waldhütern gegenüber, keuchend, mit wilden Augen, mit zerwühlten Haaren und sah, daß der eine sein Gewehr auf ihn in Anschlag gebracht hatte. Da warf er sich zum Tode matt an den Waldgrund.

„Das wär mein Ende gewesen!" stöhnte er.

Aber die Heger traten an ihn heran, rissen ihn empor und durchsuchten ihn nach Waffen. Darüber verschnaufte sich der Pechschaber vollends und sagt:

„Das wär mein Ende gewesen! Sie, fassen S' mich nicht so hart da hinten am Genick! Meine Papiere will ich Ihnen suchen, — ich hab' doch meine Papiere bei mir, sakerment! Schaut denn so wie ich ein Wildschütz aus? Da sind sie, und da lesen S': Der Musikmann Georg Zeitel bin ich, und hören tu ich auf den Namen Pechschaber. Sie kennen mich nicht, gelt? Ich bin erst seit kurzem hiesig. Aber nun, bitt

schön, mein Blasholz lassen S' mich suchen und mein grünes Spitzhütlein! Ist mir beides beim Überfall abhanden gekommen. Ich hab Ihnen nämlich um die Früh schon beim ‚Neuen Hammer' sein wollen, eine Morgenmusik blasen. Jesses, unsereiner muß sehen, wo sich was verdienen läßt."

Wie der Pechschaber sein Märlein erzählte, schauten sich die drei an.

„Heger," sagte er, „meinen Spitzhut und meine Flöte geh' ich suchen. Wenn ihr einem armen Musikanten wieder zu dem Seinigen verhelfen tätet, wär's gut; denn das muß ich schon sagen: Alle Glieder schlagen mir, und eine Furcht hab ich, sie könnten noch einmal kommen."

Dabei ging er der Stelle zu, an der sich der Kampf mit den Räubern abgespielt hatte. Der Pechschaber merkte, daß er ja noch gar nicht berichtet habe, was ihm eigentlich geschehen sei. Darum begann er:

„Was soll ich noch sagen? Rein die Sinne sind mir vergangen. Sehen S', so bin ich daher geschritten: das Blasrohr unterm Arm, die Hände in den Säcken und den Rockkragen hoch; denn ein wenig gefröstelt hat mich, wie der Frühwind angefangen hat, lebendig zu werden. Da sind sie über mich gekommen; gekannt hab' ich keinen; denn warum? Ich kenn' mich in der Gegend noch nicht aus, und dann: Pechschwarz haben sie ausgesehen wie die Kohlenbrenner, und struppige Bärte haben sie gehabt."

Das erzählte der Pechschaber wieder mit fliegendem Atem und zitterte am ganzen Leibe. Dann bückte er

sich, nahm seinen Spitzhut auf und putzte ihn von Erde und Nadeln rein. Hernach schaute er die drei an und sagte vorwurfsvoll: „Sie lassen mich da immer erzählen und sagen nichts, und Sie drängen sich um mich, als wollt' ich entwischen. So reden S' doch was und tun S' nit so! Es wird einem ja angst und bang dabei. Was haben S' denn mit mir vor?"

Da trat der eine der Hüter dicht vor ihn hin und faßte ihn am Joppenzipfel:

„Pechschaber, daß du ein so neunmal verschlagener Spitzbub bist und uns deine Geschichte vorlügst, das ist kaum zu glauben!"

Es war Tag geworden; wo die Sonne über den Berg heraufsteigen wollte, war schon wirbelndes, goldenes Feuer. Die Tale rauchten, und die Wipfel klangen.

„Bitt schön," sagte der Pechschaber, „einen Augenblick müssen wir schon noch verziehen. Mein Blasholz hab' ich noch nicht gefunden."

Dann suchte er den Waldgrund in der Runde ab und suchte im Dickicht. Mit einem wehleidigen Gesicht trat er wieder zu den halblaut miteinander redenden Hegern. Er hatte beim Suchen auch nicht vergessen, den wenigen Schweiß des Bockes, der rot auf den Nadeln lag, mit den Nagelschuhen zu verwischen. Nun wollten die Heger wissen, ob der Pechschaber den Schuß auch fallen gehört hätte. Da stellte der sich breit und mit wichtigem Gesicht vor sie hin.

„Na," sagte er, „das glaub' ich; denn dicht vor meinem Ohre ist er losgegangen. Aber wissen S',

was ich denk'? Ich denk, es hat sich über dem Kampf ein Gewehr entladen; denn sie werden mich wohl nicht haben totschießen wollen. Und ein Wildbret, auf das sie hätten anschlagen können, das hätt' wohl auch nicht gewartet. Freilich wohl, davon versteh' ich nichts. Aber um mein Blasrohr bin ich nun richtig gekommen!"

Wie sich die Waldhüter darüber einig waren, daß ein solcher wie der Pechschaber nicht auf der Wildbahn gewesen sein könne, gingen sie mit ihm durch den Wald und sahen, wie er sich unter ihrer Begleitung erholte. Nun gelangten sie auf den Hang, auf dem der Weg zum Steinhof herniederführte. Da stand der Veit im grünen Spitzhütlein mit dem keckgebogenen Spielhahnstoß und einem sauberen, morgenfröhlichen Gesicht schon wieder neben der jungen Pechschaberin im rauchenden Golde der Frühe. Die Annemirl hielt sich am Joppenärmel des Wildschützen fest, wie sie aufwärts blickte:

„Jessmarie, gefangen haben sie ihn!"

Aber der Pechschaber hatte ihre Angst schon wahrgenommen, wie sie aus dem Holz auf die Blöße traten. Deshalb tat er vergnügt, schlug dem einen seiner Begleiter auf die Schulter und stieg, während die Waldhüter herniederschritten, auf einen Fichtenstumpf. Von dort warf er einen Juchezer in die Welt, der der Annemirl das Herz froh machte. Bald darauf standen sie in einem Trupp vor dem Haus, und der Pechschaber reichte den Grünröcken die Hände:

„Brave Leut seid's miteinander, das Leben habt ihr mir gerettet! Nur die Flöte, Annemirl, und die Morgenmusik, die sind zum Teufel!"

Da machten der Veit und die Annemirl erschreckte Gesichter. „Jessmarie, Pechschaber!“ erschrak die Frau.

„B'hüt Gott miteinander die Herren!“ rief der Girgl. Und: „Jetzt, einen Kaffee, Weibl! Was dem Blaser Pechschaber in dieser Nacht widerfahren ist, das muß ich dir erzählen.“

8.

So trieben sie's im Grenzdorfe des Waldgebirges? Gingen auf den Schmuggel und schlichen auf der Wildbahn? Stahlen dem Herrgott die Tage und beugten in der Nacht Recht und Gesetz? Waren es solche, die im Dunkel des nächtlichen Bergwalds, wenn sie sich umstellt sahen, sich nicht scheuten, mit dem eisernen Rohr auch einem Menschen das Lebenslicht auszublasen? — Es muß eine Antwort sein auf diese Fragen. Da ist sie:

Es geht im Gebirg eine Kunde, die Leute in jenem Dorfe hätten nächtlicherweile die Glocken zusammengestohlen, die auf dem Turme des Waldkirchleins so voll und feierlich in die Sonntagmorgen rufen, daß die Wipfel im Forst über dem Läuten zu schwingen anheben.

Das Gotteshaus ragt am anderen Ende des Dorfes auf einer waldigen Bergkuppe empor. Und wenn die Männer mit Axt und Säge und der Kraxe auf dem Rücken von der Arbeit heimkehren, dann legen sie das Werkzeug an der Stiege vor dem Waldkirchlein ab, tun die Kappen herunter und knien sich auf ein Vaterunser in das Haus; so kommen sie heim und haben einen rechten Feiertag in ihren Herzen. Sie treten im Abendschein an den Brunnentrog, in den der klingende

Strahl Bergwasser rauscht, und waschen sich den Staub des Alltags von Gesicht und Armen. Dann sitzen sie im vergehenden Lichte der Sonne, oder sie sitzen im silberblanken Mondschein vor ihren Hütten, schaukeln ihre Kinder auf den Knien oder nehmen ihr Singspiel zur Hand und klingen die Saiten an, bis sie auch ihr Herz hineingestimmt haben. Zuletzt fällt ihnen ein Lied ein zum Preise des Waldlands oder zum Preis ihres kargen Glückes.

Ja, wenn immer eine Arbeit wär' im Waldgebirg! Aber — wenn sie im Tiefland die Ernte einbringen, schwer wie Gold, braust auf der Höhe der Sturm; und wenn drunten noch das Sonnenlicht wärmt, klirrt im Bergwald schon das fliegende Silber des Schnees. Dann haben die Waldleute die Schwämme eingetragen und haben Beeren und Hagebutten gesammelt, davon sie im Winter leben wollen. Sie haben Holz auf ihren Rücken eingetragen, damit in der kalten Zeit der Kachelofen warm sei. Und die kalte Zeit dauert sieben Monate im Jahr. Ist aber nicht einmal in den fünf anderen immer bezahlte Arbeit im Wald. Und die Erdäpfel bleiben oft über Winter im Feld, weil sie nicht reif geworden sind. Hernach wenn die Not groß ist und die Kinder um Brot schreien, dann beißen die Männer die Zähne zusammen und langen die alte Büchse vom Nagel herab, dem Kaiser in seinem Wald ein Wild zu stehlen. Oder sie sorgen schon im Sommer dafür und hängen es in den Rauch; denn sie wissen: im Winter findet keiner den Weg durch den bergetiefen Schnee als der Tod.

9.

Wie der Herbst gekommen war, hatten die Pechschaberleut im Waldorf sich heimisch gemacht. Nun brach der Spätwind die Stämme im Forst und riß die korallenroten Vogelbeeren aus dem Gezweig. Die Ziemer flogen in Scharen und fielen in die Netze. Und dann trieb das wilde Spiel der Flocken über das Gebirg. Da waren keine Menschen draußen im Wald, wenn sie nicht schmuggelten; denn der Sturm warf mit hundertjährigen Stämmen nach ihnen. Sie hatten die Hütten bis an die Fensterstöcke mit einer Wand aus Reisig und Astholz versetzt; sie hatten die Schneefänge vor ihren Türen dick mit Tannengrün bekleidet. Der Wind sprang über die Dächer, riß den Rauch der Schornsteine in Fetzen und spielte sein klapperndes Spiel mit den Schindeln.

Es war kein Mensch draußen in diesem wilden aufgehenden Tag; aber die Sorge lief ihren Weg und fand sich in die Hütten.

Und war noch nicht einmal ganz hell. Da kam ein junges Weib mit einem wimmernden Kind auf dem Arm, das sie in ein schützendes Wolltuch gehüllt hatte, vom Dorf her nach dem Steinhofhause herauf. Die Steinhöferin wärmte sich schon am Kachelofen bei den Pech-

schaberleuten; deshalb kam die Bärbel mit dem Kleinen daherein. Die Frau war das Tochterkind der Alten und hatte vor einem Jahre mit dem Johann Bratel, dem Sohne der runden Frau Dorothea aus dem schwarzen Kreuzhause, Hochzeit gemacht. Den Mann hießen sie im Waldorf den „Schani".

„Ich mein' gar, du weinetest?" fragte die Steinhöferin erschreckt.

„Das wohl," schluchzte die Bärbel so grausam wehleidig, daß einer ihre haselnußbraunen Augen nicht mehr sehen konnte, in denen immer ein seltsamer Glanz war, und die so geheimnisvoll sein konnten wie ein Waldbrunnen.

Weil sie die Herzensnot der Frau sahen, nahm ihr die Pechschaberin das Kind ab und herzte es und sagte der Bärbel rasch ins Ohr, daß sie wohl übers Jahr auch so ein feines haben werde.

Wie die Frau das vernahm, rieb sie sich mit dem Schürzenzipfel die Augen aus; aber es perlten schon wieder neue Tränen hervor. Da trat der Pechschaber vor sie hin und legte ihr die Hände auf die Hüften.

„So red' ein Wort, Bärbel! Ist dir was geschehen?"

Die Pechschaberin schaukelte das Kind auf ihrem Knie, und die Bärbel sank neben der Steinhöferin auf die Ofenbank:

„Denkt's an, der Schani ist mir nicht heimgekommen in dieser Nacht!"

Wie der Girgl das hörte, wurde er einen halben Kopf länger und machte wilde Augen:

„Das hat der neue Grenzwächter getan; konterband

hat er ihn gemacht, wie er mit seinem Sack voll Armut den Grenzwald hereingekommen ist! Und in solch einer Nacht geht der Wächter aus, einen in den Kotter zu bringen?"

Während sie noch redeten und der Pechschaber sich den Steig beschreiben ließ, auf dem der Johann Bratel sein Säcklein hatte heimschmuggeln wollen, fuhr er in die Stiefel und tat sich die Joppe an. Auch ein Zündzeug nahm er mit auf den Weg. Erst ging er auf eine halbe Pfeife Tabak ins Haus beim schwarzen Kreuz und fand den Gemeindevorsteher und sein Weib, schweigsam und voll Angst um den Sohn, am Ofen. Wie sie sich miteinander über den Fall beredet hatten, nahm der Pechschaber beim Wildschützen Veit Einstand; die beiden gingen ein Haus weiter, und eine Stunde später waren sie ihrer vier und verschwanden im Forst. Der Schnee fiel und der Sturm jagte.

Kaum waren sie ein Stück den Hang emporgestiegen, so schlugen sie im Dickicht ein Feuer, schwärzten ihre Gesichter mit Kienruß und rissen den Bergfichten die Bärte ab. Die klebten sie sich mit flüssigem Harz in die Gesichter. Die hingen sie in langen Zotteln über ihre Haare und drückten die Hüte darauf. Nun leuchteten nur die Augen wild aus den Flechten hervor. Sie redeten heimlich miteinander, jeder nahm noch einen Ast auf, und dann legten sie sich auf die Lauer. Der Sturm raste durch den Wald, und nahe donnerte das Waldwasser. Sie waren aber gar nicht weit den Hang emporgestiegen; denn der Grenzwächter wußte: in der Nähe der Waldhäuser ließ sich niemals einer von ihm

ertappen; darum trug der dort sein Gewehr in Ruhe über dem Rücken und war sorglos; am Tage ging er übrigens allein; des Nachts aber gingen sie zwei und zwei.

Nicht lange, so kam der Wächter den pfadlosen Hang im Holze daher; er ging so dicht an den Jungfichten, in denen die Männer auf der Lauer lagen, daß die Bäume ihn mit den Zweigen schlugen.

Plötzlich brach's hinter ihm im Busch; aber eh er sich wendete und das Gewehr von der Schulter riß, sprang ihm der Veit schon mit einem wilden Schrei auf den Rücken und warf ihn zu Boden.

Wie der Sturm den Ruf noch nicht einmal verschlungen hatte, waren auch die anderen drei über ihm, und wie eiserne Fesseln hielten ihn sehnige Arme umschlungen. Sie drehten ihm einen Knebel in den Mund; sie schnürten ihm die Arme auf den Rücken; sie warfen ihm eine Schlinge um die Füße. Nur Stampfen und Stöhnen und das Rasen des Sturmes war zu hören und das Bersten und Ächzen der Stämme. Dann nahmen sie den machtlosen, geknebelten Mann, stellten ihn an dem Stamm einer Bergfichte auf und fesselten ihn mit verbundenen Augen an den Baum. Sie wandten sich ab und richteten sich die Moosbärte in ihren Gesichtern erst wieder zurecht. Dann lösten sie dem Gefesselten die Binde von den Augen, traten an ihn heran, und der Pechschaber redete mit tiefer, verstellter Stimme, indem er ihm das geladene Gewehr auf die Brust setzte:

„Jetzt paßt auf, Mann! Wenn ich dir deine eigene Kugel in das Herz jagte, so wären wir dich los. Du,

wenn du an unserer Stelle wärst, du besännst dich nicht! Und es mag nicht fern sein, daß sie einen der Waldleute heimtragen, dem dein Blei das Herz zerbissen hat."

Der Pechschaber drückte ihm die Laufmündung fester auf die Brust. Der Gefesselte stieß wehe Laute hinter dem Knebel seines Mundes hervor und flehte mit qualvoll verängstigten Augen um Gnade.

„Du brauchst nicht um dein armselig Leben zu jammern; Mörder sind wir nicht. Wir schwärzen und schleichen auf die Wildbahn, weil unsere Weiber und Kinder hungern. Wem verschlägt das etwas? Nicht aus Lust am Gewerb' und nicht aus Scheu vor der Arbeit, nein, die elendige Armut jagt uns hinaus in Nacht und Not. Und nun kommt so einer und will uns den Weg verlegen? Jetzt paß auf, Mann!" — Der Pechschaber hing das Gewehr des Gefangenen an einen Aststumpf des nächsten Baumes. — „Wir haben dich nicht ins Dickicht geschleift, daß du dort verhungerst; du stehst hier ganz nah da am Wege, und diesen Weg herab geht schon noch einer, solang es Tag ist. Wer dich so sieht, wird dich lösen, wenn du auch aller Feind bist. Und wenn du frei bist, dann geh' hin und sag: Das ist mir geschehen, weil ich den Johann Bratel einsperren ließ, einsperren lumpiger Kreuzer wegen, um die er in Sturm und Nacht übers Gebirg gelaufen ist!"

Der Grenzwächter rührte den Kopf nicht, aber er schlug die Augen nieder. Da erkannten sie, daß sie den Richtigen gefangen hatten, und verschwanden im Jungholz.

10.

Der Sturm hatte den langen Tag hindurch Schnee und klirrendes Eis geworfen, und wie die Nacht hereinbrach, stieg da einer den Bergpfad hernieder, der trug ein Bund Holz auf dem Rücken. Das war der Pechschaber. Er ging gebückt, denn die mannslangen Knüppel drückten ihn krumm.

Auf einmal — er wollte gerad ein wenig verschnaufen und stützte sich auf den Ast, der ihm als Bergstock diente — auf einmal fiel sein Blick auf ein Gewehr, das vor ihm an einen Waldstamm gehängt war.

Der Pechschaber trat hinzu und wunderte sich in erstauntem Selbstgespräch, daß einer hier sein Schießzeug aufgehängt hätte. Plötzlich vernahm er ungefüge Laute hinter sich.

„Jessmaria, was ist denn das?"

Der Pechschaber warf sein Holzbündel ab. „Nu sagen S' mir bloß, was da geschehen ist! Und einen Knebel im Mund! O mei', o mei'! Na warten S', das werden wir gleich haben!"

Dabei zog er sein Messer aus dem Sack und zerschnitt die Stricke, mit denen der Wächter hundertfach an den Stamm geschlungen war. Dann sank der Mann, zum Tode matt, auf den Waldgrund. Der

Pechschaber löste ihm mitleidig die Fesseln an Händen und Füßen, und schließlich befreite der Wächter seinen Mund von dem quälenden Knebel.

„Nu sagen S' mir nur, wie haben S' das eigentlich angestellt, daß Sie sich da so niederträchtig fest aufgehängt haben?"

Der Grenzwächter hatte mit dem Stiefel mühsam feuchte, kalte Erde aufgewühlt und kühlte damit seine schmerzenden Handgelenke. Aber er stammelte nur zusammenhanglose Worte. Da sagte der Pechschaber:

„Was ich da versteh', ist: Überfallen sein S' worden. O mei', o mei'! Jetzt, — ich werd Ihnen was sagen: Wenn Sie in dem Zustande bis zur Wachtstation laufen wollen, so kommen S' unterwegs vollends um. Es ist von hier keine zehn Minuten, so sind wir beim Steinhof. Das Gebund Holz trag ich morgen heim und führ' Sie, und Sie rasten sich beim Pechschaber ein wenig aus. Warm und satt müssen S' erst werden, — und ich denke, auf beides wird's bei den armen Pechschaberleuten schon noch reichen."

Daheim hat der Pechschaber dem wunden Mann die Gelenke mit Ameisenspiritus eingerieben, und die Annemirl hat ihm ein schwarzes Brot und einen Kaffee gegeben.

„Sie," hat der Girgl zu ihm gesagt, wie der Mann dankbar den warmen Kaffee schlürfte, „heut kann ich Ihnen das schon verraten: Wenn ich das Säcklein Kaffee und das bißchen Zucker dazu im Sommer nicht gepascht hätte, da täten Sie jetzt heiß Wasser trinken."

Und wie sie dem Wächter, weil er in dieser Nacht

nach den ausgestandenen Qualen nicht schreiten konnte, eine Strohbucht in die eine Ecke der Stube gebreitet hatten, damit er seine geschwollenen Glieder pflege, tat die Annemirl das Licht aus und legte sich zu Bett. Der Pechschaber war schon drin.

„Sehen S'," sagte er zu dem Mann auf dem Stroh, „schlecht ist keiner von den Waldleuten, sonst wären Sie nicht so billig davongekommen. Aber arm sind sie — es ist nicht zum sagen! Und aus Niedertracht und Grausamkeit schleichen sie weder schwärzen noch wildern; aber ihr Leben müssen sie sich fristen; das müssen sie; denn der Herrgott hat ihnen zu leben geheißen."

Da seufzte der Grenzwächter noch einmal in seinem Schmerz und dachte, so ähnlich hätte er schon heut morgen reden hören.

11.

Bald darauf ist der Johann Bratel aus dem Kotter wieder ins Waldhaus heimgekehrt. Da hat er alles erfahren, was sie dem Grenzwächter seinetwegen angetan hatten. Er hat lange versonnen auf der Ofenbank gesessen — es waren ihrer viele in sein Haus gekommen — und hat nachgedacht. Dann hat er den Mund aufgetan:

„Leut, es ist nicht gut, es ist aber auch nicht schlecht in jetziger Zeit!“

„Schlecht genug, wenn einer unschuldig acht Tage eingesperrt wird!“

„Hätt' ich mich nicht fangen lassen, hätten sie mich nicht gehängt,“ gab der Heimgekehrte zurück. „Aber jetzt paßt auf, jetzt sag ich euch eins: Wenn erst die Weiberleut im Waldgebirg sich behaben wie die Männerleut, und wenn auf sein ehrliches Wort keiner mehr ein Geld zu leihen kriegt, hernach, Leute, dann sind die schlechten Zeiten!“

Er sagte das mit weiten, geheimnisvollen Augen und einer klaren, lauten Stimme. Da wurden sie alle still im Haus; denn sie sahen in sein bleiches Gesicht und dachten über das Wort nach. Und sie dachten, das geheimnisvolle, fernschauende Wesen habe er von

dem schwarzen Kreuzmann geerbt, dem über dem Schachtelmachen auch allerhand wundersame Einfälle kämen. Deshalb hatten sie den Alten vor vielen Jahren zum Gemeindevorsteher gewählt. —

Seit dem Tag, an dem der Johann Bratel den wunderlichen Ausspruch von den schlechten Zeiten getan hatte, vergaßen sie seinen Namen und nannten ihn den ‚Propheten‘; das Büblein der Frau Bärbel aber, das die Pechschaberin vor einer Woche in süßer Ahnung künftiger Freuden geherzt hatte, war fortan ‚der kleine Prophet‘.

Wie die Leute aus dem Gemeindevorsteherhaus dann hinausgingen in die wüste Spätherbstnacht, dachten sie der Prophezeiung nach und sagten zueinander: „Das müßte eine elende Zeit für das Waldland sein, wenn sich die Weiberleut wie die Männer gebärdeten, und wenn einer auf sein ehrlich Wort hin kein Stück Geld sich leihen könnte. Gott mag uns behüten, daß das kommt!“

Die alte Steinhöferin aber, wie ihr die Pechschaberfrau an diesem Abend erzählte, was der Bärbel ihr Mann prophezeit habe, kreuzte die Arme vor der Brust und schloß die Augen. So lehnte sie eine Weile gegen die Kacheln. Dann sagte sie: „Leut, und ihr glaubt, daß der Schani das aus sich selber hätt'? Gott bewahr' mich!“

Und dann begann sie zu erzählen, wie sie einst als blutjunges Dirnlein mit anderen auf der Waldwiese im Reigen gesprungen sei, und wie da auf einmal drei kniehohe Menschlein zwischen ihnen gewesen seien. Das

hätten ihr die Leute hundertmal ausreden wollen. Aber die alte Steinhöferin war deswegen hundertmal zornig geworden und dabei geblieben. Auch einmal, so erzählte sie, wie der Schani Bratel noch ein kleiner Bub gewesen ist, ist er daheim fortgelaufen. Wie die Nacht kam, haben ihn die Kreuzleut gesucht. Er blieb aber fort. Darüber hat sich die Steinhöferin besonnen: ‚Es ist ja heut Mittsommernacht, und in der Nacht steigen die Zwerge herauf wie damals auf der Waldwiese.' Da ist sie auf jene Au im Forst gelaufen, und richtig, auf einem Baumstumpf hat der Junge mit erstaunten, weltfremden Augen gesessen und hat ihr erzählt, er sei in einer schönen, glänzenden Zwergenstube gewesen. Darin war ein Licht wie untergehende Sonne, und ein fremder Mann, der hat ihm seinen Prophetenspruch damals schon gesagt. „Und nun," meinte die Steinhöferin, „nun ist ihm jene Weisheit wieder eingefallen. Aber aus sich selber hat er sie nicht. Wie kann denn ein Mensch so gescheit sein?"

So ist der Prophet schon ein Sonderlicher gewesen, wie ihm noch das Hemdlein zu den Hosen herausgeschaut hat. Zu den anderen, die die muntere Keckheit und den fröhlichen Übermut vor ihren Lebenswagen gespannt hatten, damit diese beiden auf der steinichten Straße sie leidlich durchs Leben führen, war dem Propheten der Weg seintag fremd geblieben. Dagegen hatte er gern einsam auf der sonnenheißen Waldlichtung gelegen und hatte zugeschaut, wie sich dort die bunten Nattern wandten und wie die schillernden Eidechsen spielten.

Die Waldleute erklärten sich daher den tiefen,

feuchten Glanz in seinen Augen und sein verträumtes Wesen. Aber die Steinhöferin kniff die Lippen zusammen, wenn sie das hörte; denn sie wußte es besser: Das ist der Widerschein des Lichtes, das wie Sonnenuntergang in jener fernen Mittsommernacht die Felsenstube der Zwerge hell gemacht hatte.

Vordem, da hatte die alte Steinhöferin ein fixes Mundwerk und hatte — insonderheit, wenn draußen der Schneewind mit den Flügeln schlug — ihren wunderlichen Glauben in hundert Geschichten durch das Walddorf getragen. Aber seit sie sich über die Schwelle getastet hatte, die vor dem zehnten Jahrzehnt ihres Lebens lag, da schritt sie in einem noch seltsameren Lichte; das war so dämmerig, daß sie Traum und Leben, Gesicht und Wahrheit nicht mehr unterscheiden konnte. Sie sagte: „Ich habe alles erlebt und mit diesen Augen gesehen." Aber die Leute meinten: „Sie hat alles erdichtet und weiß nicht mehr was Gesicht und was Wahrheit ist."

In das Herz der Bärbeli, die die alte Steinhöferin in dem Haus am Hang großgezogen, hatte die greise Frau den ganzen Reichtum ihrer wunderlichen Gedanken gesenkt. Wenn des Abends die Scheiter im Ofen krachten und der Sturmwind recht wild über den Wald fuhr, da hatte die Alte in jenen vergangenen Jahren mit dem Kind in der ‚Hölle' hinter dem Kachelofen gesessen. Und wenn sie zu erzählen begann, zog die Bärbel die Füße unter das Röcklein, hockte sich mit weiten Augen auf die Ofenbank und fühlte heimliche Schauer über ihren Rücken rinnen.

In der Frühlingsonne hatten sich dann der Bub vom schwarzen Kreuz und das Mägdlein vom Steinhofhause gefunden. Sie waren miteinander in die Beeren und in die Schwämme, ins Holz und später vor den Altar gegangen. Und nun waren sie drei wunderliche, fromme, verträumte Leute, die dreie im Haus ‚beim Propheten'; denn der kleine Prophet zählte auch schon für einen.

12.

Zehn Jahre nach dieser Zeit war die Steinhöferin gestorben, und sie hatte den Pechschaberleuten das Haus am Hange vermacht, weil sie die Alte in der langen Zeit gepflegt hatten, in der sie auf dem Stroh lag und des Todes wartete. So gut hat's die Annemirl mit der alten Frau gemeint, daß die sagte, ihrtag sei es ihr nicht so wohl geworden, und es sei nur schad, daß ihre Geschichten schon vor ihr gestorben seien; sie habe da noch allerlei wunderlich Ding erlebt; wisse, wie man reich werden könne, und wo im Wald der Brunnen sei, durch den der Weg in die silbernen Tiefen der Erde führe, die voll glänzender Schätze lägen.

Weil sie das den Pechschaberleuten nun nicht alles mehr verraten könne, so sollten sie ihr Haus und das Stücklein Bergwiese zum Lohne nehmen, das aber weniger wertvoll sei als das, was sie ihnen gern gegeben hätte.

Wie sie das sagte, trat die Bärbel in die Stube. Die Sommersonne strömte ihren abendlichen klaren Schein durch die Fenster, und es war, als wolle sie der alten, müden Frau eine goldene Brücke bauen, auf der sie hingehen könne, weit hin, bis wo das Glück wohnt und die tiefe, ewige Stille.

Auf der goldenen Brücke ist die Steinhöferin an diesem Abende gegangen. Da hat ihr die Annemirl die Augen zugedrückt, und die Bärbel, der das Steinhofhaus hätte zufallen müssen, hat alsbald zu den Pechschaberleuten gesagt:

„Leut', es bleibt so, das Steinhofhaus gehört euch seit der vorigen Stunde zu. Eine Verbriefung brauchen wir nicht; denn wenn das Wort nicht mehr gilt und zu allem eine Verbriefung gehört, hernach — so haben wir die schlechte Zeit im Waldlande."

Das ist die Geschichte, wie der Pechschaber ein Hausbesitzer geworden ist, — geschehen zehn Jahre nach seinem Einzug in den Steinhof.

„Annemirl," hat der Mann gesagt, „wie einer reich werden kann, hätt' sie gewußt? Das wüßt' ich sei selber; aber eine Gelegenheit dazu kommt einem nicht! Darum: Der Steinhof ist mir schon lieber als der Steinhöferin ihre wunderliche Wissenschaft."

Die zehn Jahre hatten dem Pechschaber ein feines Silber in die Haare geblasen.

„Es weht auf dem Gebirg ein Reifwind," lachte der Mann, wie er die Spuren des Alters bemerkte und deutete dabei auf seinen angegrauten Schopf, „und es sind Örter im Wald, wo um Mittsommer ein Winterschnee liegt."

Um diese Zeit hatte sich das Musikantenpaar im Haus am Stein, das der Pechschaber einst sich gewünscht hatte, schon längst eingestellt; zuerst war das Mägdlein gekommen. Das hieß Annemarie, wie die Mutter.

Wie die Kleine die Dinge um sich herum erkannte

und der Pechschaber sie in übermütigem Glück vorzeitig auf seinem Knie reiten ließ, legte er das verstaubte Blasrohr, eine Kartoffel und einen Tannenzweig vor ihr auf den Tisch; denn sie wollten den Vorhang ein wenig heben und dem Leben in die Karten gucken. Hätte die kleine Annemirl nach dem Zweige gegriffen, wär' sie eines Holzhauers Weib geworden; die Kartoffel hätte verraten, daß ein armer Waldbauer sie einst zur Frau begehre, — ein reicher wohnt nicht im Gebirg. Aber sie langte nach des Pechschabers Flöte.

Da machte der Girgl einen schallenden Lacher, und die Annemirl hob das Kleine in jauchzender Lust hoch. Aber der Pechschaber stellte sich in komischem Ernst vor das Kind hin und drohte mit dem Finger:

„Du," sagte er, „das Musikantentum haben wir uns löblicherweis abgewöhnt, hörst du? Wenn du leicht noch eine Erinnerung an die vorige Zeit in dir hast, so wär's schon gut, du schlagetest sie dir aus dem Sinn!"

Er redete so laut, daß ihn das Kind auf dem Arme der Mutter nicht mehr verstand. Es schaute fremd in seine dunklen Augen und verzog die Lippen zum Weinen.

War nun auch schon länger als neun Jahr her, seitdem das geschehen! Und die Pechschaberleute hatten's vergessen.

Hernach hatte sich noch ein Büblein ins Haus am Stein gefunden, ein schwarzhaariger blankäugiger Junge: hieß Georg, wie der Vater, und ward der ‚Pechschaberbub.' Der war in diesem Jahre neun, und seine Schwester, die ‚Singerannemirl vom Steinhof' ward nun

zehn Jahre alt. Und weil ihr der kleine Prophet (das war der, den die Bärbel an jenem Morgen, an dem das mit dem Grenzwächter geschah, in Tücher gehüllt zum Steinhof getragen hatte) nicht viel vorgab, so ging er nun mit dem Mägdlein auf die Bergau, die Ziegen hüten. Sie freuten sich miteinander an den weichen Läuteglocken, die zwischen den Weiderosen um die Steine schwankten. So hatten's auch seine Eltern getan, — der Prophet und die Bärbel vom Steinhof — wie sie noch Kinder gewesen waren.

Der schwarzhaarige Pechschaberbub aber ging derweil Holz lesen, oder er war mit seinem Vater im Walde Stöcke roden. Er hieb mit seiner Axt schon in die Wurzeln wie ein Mann und wälzte seinen gerodeten Baumstumpf auf der Baumwiese hernieder wie ein Mann. Der Pechschaber hatte ihn hart gehalten; denn das Leben ist Kampf, auch im tiefen Frieden der Wälder, wo die Menschen noch nicht gegeneinander stehen in scheeläugiger Selbstsucht.

13.

In diesem Sommer war kein Regen gefallen. Seit der letzte Schnee im Mai vor den Schwalben hergetrieben war, hatte der Himmel in gleichmäßigem heiteren Blau über den dunkelgrünen Bergwäldern gestanden. Des Morgens lag siebenfarbiger Tau; noch klangen die Quellen aus dem Gestein, und das Wildwasser warf seinen blitzenden Staub zu leuchtenden Bogen und rauschte unter dem bunten Farbenspiel dahin in seiner jauchzenden Frühlingskraft.

Da hackten die Waldleute die Erdstreifen an den Hängen und legten die Kartoffeln hinein, oder sie säeten ein wenig Hafer. Dann warteten sie auf einen sanften Mairegen.

Aber der Regen kam nicht. Die blendende Glocke des Himmels wölbte sich zu unermeßlicher Höhe; manchmal flog das weiße Segel einer Wolke herauf und verschwand. Dann stand wieder die heitere Bläue des Himmels. So geschah es Tag um Tag.

Da wurden die tausend Rinnsale der Wälder still.

Da minderte sich die schäumende Kraft des Waldbachs; und wie der Hochsommer über das Gebirge schritt, siechte ein hageres, gläsernes Wasser in seinem Bett, und war doch vordem ein gärendes weißes Brausen

gewesen und ein Schäumen um moosgrüne, runde Felsblöcke; die lagen nun mißfarbig und verdurstet in dem Bachbette.

Die Arme der Brunnen über den Trögen waren trocken und fielen nur noch Tropfen wie tauende Tränen.

Auf den Astspitzen des Jungholzes, auf denen der Mai lichtgrüne Kerzen angesteckt hatte, stand eine spröde, bräunliche Masse wie Reste von Docht oder wie Asche — die Kerzen waren verbrannt. Und auf den Feldstreifen am Berghang starrte das Kraut der Kartoffel, als wäre Feuer darüber geflogen.

Deshalb saßen die Leute mit suchenden Augen vor ihren Hütten und sahen gen Himmel, ob die Nacht regnen wolle. Aber es war nichts als blendender Glanz.

Siebzehn Wochen war der Quell der Wolke nicht gerieselt. Endlich gingen auch die Nächte ohne Tau über das Gebirg.

Nun saßen die Leute vor den Hütten mit gefalteten Händen und beteten in ihren Herzen. Der Pfarrer Andreas kniete auf der Kanzel des Wildkirchleins und schrie zum Himmel.

Aber Gott hörte nicht.

Der Sommer schritt weiter, und unter seinen Sohlen ward der Waldgrund Asche. Die Beeren waren an den Kräutern verdurstet; die bunten Schirme der Schwämme wurden nicht aufgespannt; denn es regnete nicht.

Da gingen die, die nichts hatten, zu denen, die wenig hatten, und aßen mit ihnen. Sie gingen zu den Mühlen, die dort liegen, wo der Hang des Ge-

birges auf der Talsohle steht, und liehen sich Mehl, damit sie Brot backen konnten. Aber die Müller verteuerten ihre Waren; denn die Bergwasser siechten und mußten gesammelt werden, ehe sie die Räder langsam zu treiben vermochten.

Die Leute im Dorfe schlachteten ihre Ziegen; etliche ließen noch eine gehen, die letzte, die das Heu fraß, das anstatt der saftigen Halme auf den verbrannten Waldblößen stand.

Die Not war groß.

Und der Himmel lachte auf sie hernieder.

14.

An einem Augustmorgen, wie nun schon vorzeitig das Laub von den Bäumen fiel, schritt der kleine Prophet hinter seiner weißen Ziege zu Berg und schritt den schmalen Steilpfad beim Haus am Stein vorüber.

Wie das Mägdlein des Pechschabers das Glöcklein draußen vorbeiläuten hörte, band es sich das kattunene Kopftuch um und trieb seine graue Ziege aus dem Schupfen und trieb sie der andern hinterdrein.

Bald hatte die Annemarie den Jungen aus dem Kreuzhaus eingeholt.

„Du," sagte der kleine Prophet, „bei den drei Brunnen möcht' auch in dieser dürren Zeit noch saftiges Waldgras wachsen."

„Freilich wohl," gab das Mädchen zurück, „aber es ist sehr weit bis dorthin."

„Und ist eine halbverfallene Köhlerhütte dabei, so hoch, daß ich beinahe darin stehen kann. Wenn wir reichlich Gras fänden oder gar Schwämme und Beeren, dann wüßt' ich, was ich tät'. Aber du müßtest schon mitmachen, du!"

Also lockte der kleine Prophet das Steinhofmägd-lein. Die Annemirl schaute ihn erwartungsvoll an:

„Was tätest du denn? Du wirst dir da wieder etwas Wunderliches ausgesonnen haben."

„Wenn bei den drei Brunnen Schwämme und Beeren sind, so sammeln wir; ich hab' zwei große Tücher mitgebracht, hier, siehst du? Und was wir finden, teilen wir."

Aber das Mägdlein zauderte: „Da hätten wir aber schon um drei Uhr früh von Hause gehen müssen; denn nun sind wir erst nach Mittag an den Quellen, wenn wir eigentlich schon an ein Heimkehren denken sollten."

„Ich hab dir ja gesagt, daß die Köhlerhütte dort ist. Die Nächte sind warm, und wenn wir einen Arm voll Reisig schneiden, so wird das Dach wieder ganz und wir haben ein feines Haus; ein Moosbett ist auch rasch zurechtgemacht und ist fein trocken in diesen Tagen."

Über diese Rede wunderte sich das Mägdlein.

„Ja, fürchtest du dich denn gar nicht, Bub? So allein in der Nacht, wenn die Käuze schreien? Und beim Propheten und im Haus am Stein ängstigten sie sich ja zu Tode, wenn wir nicht heim kämen."

Da machte der kleine Prophet ein pfiffiges Gesicht:

„Nein, du, dagegen hab' ich schon gesorgt; wenn's Nacht ist, und die Ziegen sind nicht in den Ställen, so wird meine Mutter den Pechschaberleuten sagen: Die Annemirl und unser Bub sind miteinander in der Drei-Brünneleinhütt'. Ein Brot hat der Bub mitgenommen, das für zwei langt, und wenn sie nicht gekommen sind, haben sie auch Schwämme und Beeren gefunden und tragen morgen davon herein. Damit werden die Pechschaber zufrieden sein."

„Freilich wohl," sagte die Annemirl, war aber doch

noch ein wenig nachdenklich. „Weißt du, vor Menschen ist mir nicht bange, es gehen keine bei den drei Brunnen hinauf. Aber die Schlangen und Molche, wenn sie einem des Nachts kellerkalt über die Hände laufen . . .!"

So redeten sie miteinander. Wenn das Mägdlein etwas dagegen sagte, wußte der kleine Prophet etwas dafür. Sie gingen über Schläge, gingen im Schatten des Hochwaldes und gingen auf feuerheißen Bergsteigen. Sie kamen an einen Waldstein, der von stachlichtem Brombeergebüsch umrankt war, und pflückten sich die reifen Beeren; die waren aber in diesem Jahre klein wie die Blaubeeren; denn der Grund, auf dem sie wuchsen, sperrte das Maul auf und wollte trinken. Die Bäume, die in den Runsen des Gesteins Wurzel geschlagen und in der kargen Krume jahrelang Nahrung gefunden hatten, waren verdorrt.

Immer weiter schritten die Kinder. Die Ziegen hoben zeitweilig verwundert die Köpfe und trotteten träge hinterdrein.

„Es ist ein gar zu weiter Weg bis zu den drei Brunnen," klagte die Annemirl.

Der Junge tat sein Brot aus der Tasche und gab dem Mädchen davon.

„Du," sagte er, wie sie wieder über den trockenen Nadelgrund des Hochwalds schritten, „die alt' Steinhöferin hat meiner Mutter, wie die noch ein Kind gewesen ist, von den drei Brunnen eine Geschichte erzählt; dort läg' ein Tor, und wer sich hindurchfindet, der kommt in die silbernen Tiefen der Berge, in denen die Unterirdischen des Nachts die Schätze schürfen."

„Ach, Bub, wenn's wahr wär'! Aber die Steinhöferin hat allerhand Dinge gewußt und für wahrhaftig gehalten. Es hat zuletzt kein Mensch klug aus ihr werden können und — zuerst auch nicht," setzte die Annemirl halblaut hinzu. „Es ist schad, daß alles, was sie gewußt hat, nur Märchen gewesen sind."

Darauf der kleine Prophet: „Daß sich die alt' Steinhöferin das alles ausgedacht haben soll, das glaub' ich nicht. Mein Vater sagt, etwas Wahres wär' wohl an allem; selbst das wunderlichste Märchen wüchse auf etwas Wahrem. Freilich, wenn eine Zeit der Not im Waldland ist wie heute, da haben die Leute für derlei Dinge keine Zeit und haben keine Freude daran."

Da blieb er auf einmal stehen und schaute ringsum: „Du, jetzt, bei den drei Brunnen sind wir!"

Sie standen in einer Schlucht, in die kalte Felswände herniederfielen. Hundertjährige Bergfichten ragten ringsum; die hatten graue Flechtenbärte. Durch das dichte Geäst spannte sich nur da und dort das feine Goldband eines Sonnenstrahles. Der Grund war von schwellendem Moos überzogen.

Die Kinder gingen langsam durch das geheimnisvolle Dämmerlicht, das kühl um ihre Stirnen wehte, und gingen langsam auf ihren bloßen heißen Füßen über das feuchte Moos. Die Ziegen hatten sich, von dem langen mühsamen Wege matt, schon niedergelegt und pflückten die süßen Gräser, die spärlich die dicke Moosdecke durchstochen hatten.

„Es ist so dämmerig hier, als wollte die Nacht kommen," sagte das Mädchen.

Da nahm sie der kleine Prophet am Arm: „Du mußt nun nicht furchtsam sein, Annemirl! Guck!“

Er deutete auf eines der glänzenden Strahlenbündel, das von oben her durch das Nadeldach rann. Das stand wie ein blankes Säulchen und stand fast so aufrecht, wie die Stämme des Waldes.

„Das ist der goldene Zeiger, den wir nach der Zeit fragen wollen. In der Nacht ist es ein silberner. Je schiefer er steht, desto tiefer sinkt die Sonne, desto tiefer schwimmt der Mond. Aber komm, wir gehen die drei Brunnen suchen!“

Sie waren noch nicht weit in der Schlucht gegangen, da weitete sich die zu einem ansehnlichen Talkessel. Zwischen den Stämmen stand auch richtig noch die alte Köhlerhütte, deren Dach mit den Breitseiten auf dem Moose ruhte und von Verfall redete. Der Junge schaute zu dem Loch im Dach hinein, und das Mädchen lugte mit Augen, die auf etwas Wunderbares warteten, durch die kleine Tür im Giebel. Eine Angel hatte der Rost zerfressen, darum hing das Türlein schief.

„Bub, ein Moosbett ist auch noch da; das hat sich einer vor zehn Jahren zusammengetragen oder noch früher, ist älter wie du und ist nun ganz neu überwachsen!“

Nicht weit davon hatten drei Steinpilze die dicken Köpfe durch Nadeln und Waldmoos geschoben. Mit einem Schrei fielen die Kinder darüber her; es waren die ersten im Jahr. Da leuchteten die Augen des Jungen:

„Siehst du! Zwar, viel werden hier auch nicht wachsen, aber wenn wir die Tücher voll heimtragen, so will ich mir die Füße gerne wund gelaufen haben.“

Sie setzten sich auf den schattigen Grund, und die Annemirl säuberte die Stiele der Pilze von der feuchten Walderde. Immer mehr empfanden sie nun an ihren Füßen die wohltätige Kühle und saßen mit angezogenen Knien, damit ihre brennenden Sohlen flach auf dem Moose ruhen konnten. Auch merkten sie jetzt erst, wie müd' sie geworden waren. Sie aßen von dem schwarzen Brot und verzehrten den Rest der Brombeeren. Aber der Durst war noch nicht gelöscht.

Deshalb fragte das Mädchen, indem es Umschau hielt:

„Die drei Brunnen heißen sie's hier? Wo sind sie denn? Du wolltest sie doch suchen."

„Dort unter dem Gebüsch, glaub' ich," sagte der kleine Prophet und erhob sich.

„Du bist aber sehr müde, Bub! Ich auch. Sieh' einmal, ob du sie findest! Ich ruh' mich inzwischen noch ein wenig aus."

Die Ziegen lagen käuend im Moos und regten sich nicht. Da ging der Junge ein Stück zwischen den Stämmen dahin, und bald verkündete sein Ruf dem Mädchen, daß er die Brunnen gefunden habe. Das sprang auf und lief ihm nach.

„Zwei rinnen nicht mehr," sagte er, „aber der dritte, — schau!"

Aus einem Spalt im Gestein klang ein fadendünnes silbernes Wässerlein und fiel auf goldenen Sand, der war wie eine Schale aus Sonnenschein. Als die Kinder getrunken hatten, besahen sie auch die Stellen, an denen in anderer Zeit die Brunnen ans Licht getreten

waren. Ringsum träumte schattenstiller Bergforst, und in dem Moose war deutlich ein Wildwechsel zu erkennen, der von den Tieren des Waldes wohl erst in der Dürre des Sommers getreten war, weil weitum nur noch die eine Quelle rann.

Nun gingen sie wieder zurück und durchsuchten die Hütte. Hinter den Sparren, die das Moosdach trugen, zog das Mädchen einen tönernen Stieltopf hervor.

„Ei," freute sich der Bub, „wenn wir nun doch über Nacht hier bleiben, so werden wir uns jetzt Schwämme braten! Bist du noch hungrig?"

Aber die Annemirl sah ihn mit unsicheren Blicken an: „Nun doch hier bleiben? Möchten wir nicht lieber heim?"

„Wir wollen Schwämme suchen und ein Feuer zünden. Was ist denn weiter dabei? Daheim säßen wir träg auf der heißen Bergweide." Er schaute nach dem goldenen Weiser der Himmelsuhr: „Es ist jetzt die Mitte des Nachmittags; vor dem späten Abende kommen wir gar nicht heim, und wir laufen uns auf dem sengenden Grunde die Füße blutig."

Dabei waren seine Augen so tief und leuchtend geworden, daß ihn das Mädchen lange verwundert ansah.

„Du, mir ist, du hast noch ein Geheimnis! Warum sagst du mir das nicht?"

Der kleine Prophet schnitt mit seinem Taschenmesser Fichtenreiser zur Deckung des Hüttendaches. Wie er dem Mädchen einen Teil der Zweige in den Arm gelegt hatte und selber mit einer großen Last hinter ihm drein zur Köhlerhütte geschritten war, und

wie sie das Dach geflickt hatten, sagte er endlich: „Ja, ich hab' ein Geheimnis, und ich will mit dir hernach darüber reden. Erst wollen wir aber den Topf waschen und wollen auf dem Wege zu dem Brunnen noch mehr Schwämme suchen, damit wir ein Nachtmahl haben."

Da gingen sie miteinander, und er verfiel alsbald wieder in sein schweigsames Sinnen.

Während sie nach den braunen Köpfen der Pilze spähten, begann das Pechschaberkind zu singen, erst leise und tastend, dann lauter. Da wußte der kleine Prophet, daß die Annemirl nun alle Furcht vergessen habe. Darüber ward er froh; denn er dachte, daß ihr Mut aus dem Vertrauen zu ihm wüchse. Sie hatte eine reine, klare Kinderstimme von wunderbarem Wohllaut; vielleicht wollte sie ihn auch erfreuen, weil er ihr wieder zu nachdenklich war; denn sie wußte: Sein verträumtes, besinnliches Wesen gab sich ihren Liedern hin wie Liebkosungen.

Weil der tiefe, geheimnisvolle Zauber eines ihnen fremden Waldstriches um sie war, und weil auch die feuchte Kühle des Quellgebietes um ihre Stirnen floß, die der Hochwald um das Dorf seit langen Wochen ihnen versagt hatte, oder auch, weil das ‚Geheimnis' sein Herz erfüllte, dachte er, sie habe noch nie so schön gesungen wie jetzt. Und doch lauschten des Abends die Leute vor den Hütten, wenn vom Steinhofhause her die Lieder der Pechschaberleute über das Dorf tönten. Sie sagten: „Die Alten haben noch die vorige Zeit in sich, in der sie landfahrend gewesen sind. Aber die kleine Annemirl kann's doch besser wie sie alle."

Wie der goldene Zeiger der Himmelsuhr nun schon ganz schräg im dämmerigen Grün unter dem Nadeldache stand und das goldene Gespinst der untergehenden Sonne die Luft erfüllte, saßen die Kinder vor einem Feuer, das um den Topf mit den siedenden Pilzen loderte.

Während das Mädchen hernach mit einem Stöcklein rührte, suchte der kleine Prophet in der Köhlerhütte, ob etwa ein Waldgetier unter dem verlassenen Dache sich heimisch gemacht habe. War aber nichts da als das trockene, weiche Moosbett; nicht einmal ein Duft von Moder und Walderde schwamm in dem Häuslein, über das nun länger als drei Monate kein Regen geronnen war.

Dann erstickten sie das Feuer mit feuchtem Moos, tauchten die Würfel des Schwarzbrots, die sie sich geschnitten hatten, in das Schwammgericht und aßen.

Der Sonnenzeiger war nun nicht mehr da.

Darum banden sie die Ziegen an einen Stamm vor der Hütte, gingen hinein und legten sich auf das weiche Moosbett. Sie wollten aber noch nicht schlafen, sondern nur ausruhen und ihre Füße schonen. Das Mägdlein lag auf dem Rücken, hatte die Hände über der Brust gefaltet und sagte: „Ich denke, wir gehen ganz früh vor der Sonne fort.“

Aber der kleine Prophet stützte den Kopf auf seinen Arm und neigte sein Gesicht über das ihre:

„Annemirl, nun will ich dir mein Geheimnis verraten! Ich habe immer, wenn ich mit der Ziege auf der Bergwiese gewesen bin, an die Rede der Stein-

höferin denken müssen; denn ich glaube, sie hat sich ihre Geschichte nicht ersonnen. Es wird schon etwas Wahres daran sein. Manchmal, wenn ich an einer Runse im Gestein vorübergehe oder die goldenen Flechten hoch an den Felsen leuchten sehe, so ist mir, es müsse irgendwo das Tor sein, durch das die Menschen hingehen können in die Tiefen der Erde, in denen die großen Schätze liegen, von denen die Steinhöferin meiner Mutter erzählt hat."

„Freilich wohl," entgegnete das Mädchen. „Aber diese Türen — hat uns der Lehrer doch gesagt — müssen sich die Leute erst schlagen und tun das auch. Du weißt ja, sie graben Schächte und Stollen durch das Gestein und schürfen als Bergleute Erze, woraus dann das kupferne, silberne und goldene Geld geschlagen wird; oder sie graben Eisen und machen die Flinten und Hämmer und Axte daraus."

Darauf schwieg der kleine Prophet und legte sich auch auf den Rücken.

„Ich dachte mir das anders," sagte er still und konnte die Enttäuschung nicht verbergen, die ihm ihre Worte bereitet hatten. „Ich dachte, es müßte ein Ort sein, an dem man in den Berg gehen und dann in den Gewölben mit silbernen Wänden und Decken wandeln könnte."

„Ach nein, das ist wohl nicht!" entgegnete das Mädchen.

Nun, da sie lagen, war die Müdigkeit Herr über sie geworden und legte ihre weichen, schweren Schleier um sie. Da schliefen sie ein.

Aber der Traum von den silbernen Wänden und goldenen Stiegen im Stein stand auch im Schlaf neben dem Knaben, und seine Lider zuckten, als wollten sie sich weit öffnen, damit aller Glanz in seine Augen gehen könne; und seine wunden Füße bewegten sich, als wollten sie die klingenden Stufen beschreiten. Aber das blendende Leuchten war seinen Augen fremd; da legte er die Hände wie zum Schutze über die Lider . . .

Die Ziegen vor der Hütte ließen ein kurzes, verschlafenes Meckern hören, wie es der Schlummernde von daheim kannte, wenn jemand in der Nacht an dem Stalle vorüberging. Darum erwachte er vollends: aber das Leuchten der Schätze des Berges war nicht um ihn, sondern ein tiefes Dunkel, in das nur eine einzige silberne Saite Mondschein gespannt war. Die fiel durch eine winzige Lücke im Reisig des Daches. Und es war auch ein dumpfes, schweres Schreiten draußen auf dem Moose.

Darum stockte der Atem des Knaben, und sein Herz wollte nicht mehr schlagen. Er fürchtete sich; er lauschte, ob die Tritte vorübergingen. Wie sie wirklich ferner zu sein schienen, drückte er einen Zweig des Daches lautlos zur Seite und lugte hindurch. Da sah er ein Rudel Hirsche auf dem nahen Wechsel schreiten, das zu dem fließenden Brunnen zog. Und eine fromme Dankbarkeit kam in sein Herz, daß es keine Gefahr gewesen sei, aber auch die Sorge, das Mädchen möchte erwachen, wenn das Wild wieder von dannen ziehe, und es möchte eine noch tiefere Verzagtheit über sie kommen, als er sie jetzt gelitten habe.

Darum rückte er ein wenig auf dem Mooslager hinab, bis er mit dem Fuße die spannenweit geöffnete Tür zudrücken konnte.

Nach einer Zeit vernahm er wieder das Wandern.

Wie er dachte, daß nun alles Wild fortgezogen sei, und wie er nun schon recht lange mit unter dem Kopfe verschränkten Armen wach gelegen hatte, fiel ihm ein, daß es kurz vor Tag sein werde. Die Zeit seines Traumes, in der er soviel Reichtümer gesehen hatte, schätzte er auf Stunden. Weil er aber das tiefe, ruhevolle Atmen des Mädchens hörte, verließ er das Lager allein, schritt lautlos und biß sich auf die Lippen, als die Knöchel seiner Füße knackten; denn er dachte, die Schläferin könne davon erwachen. Dann zog er die Türe hinter sich zu.

Nun sah er: Es war wirklich der Tag, der auf dem Wege war, wiewohl der halbe Mond noch seine blitzenden Bänder durch die Gezweige der Bergfichten flocht. Es war das kalte Licht der ersten Frühe, und ganz ferne erscholl der kollernde Ruf des Auerhahns.

So schritt der Knabe lautlos über das weiche Moos, um an dem rinnenden Quell die letzte Müdigkeit sich aus den Augen zu spülen und die Füße für den langen Heimweg zu kühlen. Da erhob sich plötzlich dicht vor ihm ein dröhnendes Schlagen.

Der Schreck warf ihn zurück; er taumelte gegen einen Stamm.

Ein Hirsch, ein ‚Abgeschlagener', der als der Schwächere den Kampf gegen den Platzhirsch verloren hatte und nun das Reich seines königlichen Vetters mied,

hatte noch allein an der Tränke gestanden und stob nun — weil er den einzigen Weg aus dem Talkessel versperrt fand — in wilder Flucht den steilen Berghang empor. Geröll löste sich unter seinen schlagenden Hufen und rollte krachend hernieder.

Der Knabe fühlte sein Herz noch zittern und suchte mit den Augen in dem zwitterigen Lichte. Aber nur der silberne Fall des Quells klang in die goldene Schale.

Er trat hinzu und stellte seine Füße in die Klarheit des Wassers, aus dem das feine Gewebe eines Nebels stieg. Da war drüben, wo der Hirsch die Flucht gesucht hatte, ein Glänzen im zerwühlten Erdreich um den versiechten Bronnen. Das war leuchtend wie der Schein, den er in seinem Traume gesehen hatte. Und es kam ein Glück über ihn, so groß, daß es ihn bange machte wie die Furcht, in der er vorhin gezittert hatte.

Endlich ging er dem Ort entgegen. In das Licht zwischen den Stämmen brach ein heimlicher goldener Glanz; denn der strahlende Rand der Sonne stieg irgendwo über den Wald.

Wie der Knabe mit den Händen das gelockerte Erdreich zur Seite geschoben hatte, sah er: Das ist die Stelle, an der sonst der Brunnen aus dem Riß im Gestein gefallen ist. Nun war der Hirsch mit schlagenden Hufen darübergesetzt, nun lag das blendende Erz zu Tage, und nun stand der arme Hütejunge aus dem Walddorfe vor den silbernen Toren der Tiefe!

Und der lange verhaltene jauchzende Ruf rang sich aus seiner Brust und flog in den erwachenden Forst.

Die Ziegen vor der Hütte sprangen empor; das Mädchen auf dem Moosbette schlug die Augen auf und erschrak, denn der Knabe war nicht mehr da. Aber da sprang auch schon die Türe auf, und es brach ein Strom Taglicht und überquellende Freude in die Dunkelheit unter dem armen Dache —

„Pechschabermirl, das silberne Tor, das silberne Tor!“

15.

Ein Jahr darnach war ein neuer Pfad durch den Bergwald gebrochen, waren Schluchten überbrückt, waren Stufen in die Felsen geschlagen; es war ein Weg vom Walddorfe nach den drei Brunnen gebahnt worden, und jene Stelle, an der einst die Köhlerhütte zwei Kindern Unterschlupf gewährte, die sich auf brennenden, ungebahnten Steigen die Füße wund gelaufen hatten, war nun vom Dorf aus in wenig mehr als einer Stunde zu erreichen.

Aber die goldene Schale, in die damals der silberne Strahl des Brunnens klang, war zertrümmert. Felsen waren gebrochen, der Hochwald war gefällt, graue Halden brüchigen Gesteins erhoben sich und wuchsen, wo vordem rauschender Forst gegrünt hatte. Die Förderkarren rollten auf Schienen; das Schichtglöcklein schlug, und Bergleute fuhren an und aus und sprengten in den Tiefen der Erde die silbernen Wände, zu denen ein Hütejunge das Tor gefunden, und von denen er in der Einsamkeit seines Bergfriedens geträumt hatte.

Des Nachts wandelten Lichter auf dem neuen Waldsteige und überschritten die Brücken der Schluchten; das waren die Blenden der Bergleute, die aus dem Walddorfe zur Arbeit in den Drei-Brunnenschacht hinabstiegen, oder die nach beendeter Schicht heimkehrten. Hunderte von fremden Arbeitern hatte die Botschaft

von dem Funde des kleinen Propheten ins Walddorf gelockt; hunderte von Familien waren mit ihrem armen Hausrat in das Gebirgsdorf gezogen, das sie bis dahin nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten.

Die Jahre wandelten.

Haus an Haus erstand im Talgrund, durch den längst wieder das stark gewordene Wildwasser um die Blöcke schäumte. Aber der Wald auf der Talsohle, der noch da und dort um die Dächer der Hütten gerauscht hatte, war gefallen. Straßenzüge von kleinen, armen Häusern, deren Schindeldächer nun schon wieder grau wurden und mit dem weichen Grün des Mooses sich überwoben, zeigte das Tal. Nur die alten Hütten der Waldleute von einst zerbrachen noch manchmal das Regelmaß der Häuserreihen. Dicht und niedrig standen die Dächer beieinander, und schmal waren die Wege; denn es war kein Raum im Talgrund für ein Gärtlein am Haus und war kein Raum für einen Streifen Grün. Immer mehr Dächer erhoben sich; lauter kleine, verkümmerte Häuser mit engen Höfen dahinter, in die kaum ein Licht der Sonne sich wagte.

Bleiche, arme Kinder liefen zwischen den Häusern oder spielten im Sande. Aber wenn der Sommer kam und die Beeren reiften, wenn zur Herbstzeit im Bergwalde die Schwämme aufgingen, dann zogen Kinder und Mütter in die Forsten, die Güter der freigebigen Wälder zu sammeln.

Und auch an den Hängen, die den Talkessel umrahmten, sank der Wald; denn auch dort wuchsen die Mauern der kleinen Häuser.

Bei den drei Brunnen wurden neue Schächte und Stollen gebrochen; immer höher hoben sich die Halden des zutage geförderten Gesteins, und an den zuerst aufgeworfenen blühte nun schon wieder die harte Schlehe, wuchsen die Wildrosen und der blauäugige Natterkopf.

So wandelten die Jahre.

Die Hausnamen, die den Holzleuten und Schmugglern geläufig gewesen waren, verloren sich. Nur die ‚schwarzen Kreuzleute', die ‚Propheten' und die ‚Pechschaber' waren geblieben. Aber die neuen Leute, die aus allen Winden herzugezogen waren, redeten sie gedankenlos nach und wußte kaum einer, warum sie da seien; denn in den Hunderten der neuerstandenen Häuser erzählte man von dem heimlichen Frieden des einstigen Waldborfes als von einem Märchen. Die Erlebnisse auf dem Schmuggelpfade und auf der Wildbahn berichtete man wohl noch, aber viele der Leute, die damals dabei gewesen waren, kannte fast niemand mehr, weil sie gestorben oder fortgegangen waren in eine andere grüne Einsamkeit.

Nur die drei Hütten, die noch die Namen der vorigen Zeit trugen, schickten keinen mit der Blende und Spitzhacke zur Arbeit unter Tag. Die schwarze Kreuzfrau trug ihre behäbige Fülle und ihr schwarzes Täschlein noch immer keuchend von Haus zu Haus. Weil ihr Scheitel nun ganz silbern geworden war, dachte sie an einen Feierabend nach ihrem langen Wirken. Das war gegen das Ende hin hart und mühselig geworden. Der schwarze Kreuzmann aber spällte noch immer sein feines trockenes Holz zu Schachteln

und versah mit beschaulicher Bedachtsamkeit sein kaum fühlbares Amt als Vorsteher der Waldgemeinde. Der Pechschaber und die beiden Propheten (der ‚kleine‘, der den Erzfund getan hatte, war nun auch schon ein Mann geworden) schleißten Schindeln für die zahlreichen Dächer und deckten diese ein. Der Wildschütz Veit war einmal lange mit verbundener Hand umhergegangen; sie sagten, eine Kugel des Hegers habe ihm die Hand zerschlagen. Er hatte einen steifen Finger behalten, war ein Bergmann geworden und legte Schlingen, wenn es anging. Aber die Arbeit im Berg und die scharfsichtigen Steiger litten kein Umherstreifen auf der Wildfährte. Da nahm er seine Sehnsucht nach dem rauschenden Wald und der gefahrvollen Freiheit der vorigen Zeit mit in den Stollen zum Erzgraben und ward ein bleicher, vermühter Mann wie die anderen alle. Die Pechschaberin hatte im Haus am Stein einen Kramladen aufgetan, denn der Weg nach dem Schachte führte die Bergleute dort vorüber. Seit jener Zeit hatte das Haus am Stein ein neues Schindeldach und einen feinen Kalkbewurf an den Wänden.

Wie die vier Pechschaberleute des Abends einmal beieinander saßen und der Rauch der vielen Schornsteine das Tal erfüllte, da stand der Mann, der einst landfahrend gewesen war, von der Holzbank auf und schaute über das Seine.

„Annemirl,“ sagte er, „das ist nun übrig geblieben von der lustigen vorigen Zeit!“

Da machten sie alle verwunderte Augen; denn es war ein zweideutig Wort, das sie vernommen hatten.

Aber nur die Frau hatte es verstanden und dachte, es solle wohl heißen: „Besser ist's geworden als vordem, aber schöner nicht."

Dann nahm der Pechschaberbub, der er trotz seiner achtzehn Jahre immer noch geblieben war, die Geige wieder auf und spielte eine wunderliche Weise, wie sie ihm sein Herz hieß: die war wild und träumerisch, die war tosend wie ein Bergwasser und war wie silberner Fall klingenden Mondscheins. Die ging durch das Dorf und war flehende Bitte; die flog über die Dächer und schlug ihren Flug wie ein Adler durch die abendgoldene Luft.

Da wurden die Kinder vor den Türen stille: „Horch, der Girgl vom Stein spielt die Geige!"

Das war die Geige mit dem weichen, vollen Ton, die die Annemirl vor zwanzig Jahren in der brüchigen Wachstuchhülle auf dem Rücken in das Walddorf getragen hatte.

Daran dachte der Pechschaber in dieser Stunde und sah die Frau mit einem langen Blick an. Darüber verklang das Lied des Sohnes wie heimliches Leid um fremde Fernen, verklang wie ungestillte Sehnsucht nach der Fülle des Lebens. Und der Pechschaber deutete mit dem Finger auf das Haar der Frau:

„Annemirl, die Zeit flicht dir die Silberzweiglein in die Scheitel! Weißt du noch, wie wir einmal gerechnet haben? Nun sind die einundzwanzig Jahre gleich vorbei, und das Musikantenpärlein hat sich richtig eingestellt."

16.

Es war, als spiele sich der Pechschaberbub die Seele wund, wenn er zwischen Tag und Dunkel vor dem Steinhofhause saß; denn wenn sein Spiel abbrach, blieb er nicht mehr bei den anderen, sondern es war ein heißes Feuer in seinen Augen, und er ging in die einsame, arme Stube im Giebel, in der sein Bett stand, und sprach an solchen Abenden mit keinem ein Wort.

Dann redeten die drei draußen in der Nacht leise von ihm. Der Pechschaber sagte in seiner Weise:

„Nun hat keine harte Arbeit im Wald die Musik in ihm totmachen können!"

Und die Tochter sprach wie schon oft: „Ob's nicht noch Zeit wär', daß er sie erlernen könnte?"

„Ach," entgegnete der Alte, „wenn ein einziger der fahrenden Spielleute es könnte wie er! Keiner, sag ich. So hat er also nichts weiter zu lernen. Aber auf eine Schul? Red' nicht töricht! Mit dem Geigen allein ist's da nicht getan; da muß einer auch sonst noch einen Haufen gelernt haben. Und der? Kaum in eine Schule ist er gegangen, Stöcke hat er gerodet und Holz gelesen, und nun soll's noch Zeit sein zum studierten Musikanten? Und die paar hundert Gulden Erspartes, die wir haben?

Heiraten willst du auch einmal, Kind; soll er das Deinige mit verstudieren? Sollen wir wieder Bettelleut spielen?"

Nach solchen harten Worten saßen sie eine Zeitlang mit übereinandergeschlagenen Armen und schwiegen.

Die Annemarie hatte ein tiefes heimliches Mitleid mit ihrem Bruder und dachte, sie wolle ihm gern alles geben, was einmal ihr gehören solle. Aber sie wußte auch, der Vater wollte davon nichts wissen. Die Erinnerungen an jene Zeit, in denen der Pechschaber vor den Schenken und auf den Jahrmärkten gespielt hatte, mußten trübe sein; und mit dem Begriffe der von ihm erlernten Kunst verband sich für ihn untrennbar der des fahrenden Musikantentums. „Was darüber hinausgeht, ist nicht für unsereinen," sagte er. Und er hatte schon oft erwogen, ob er den Sohn nicht ein Handwerk lernen lassen und ihn in die Welt schicken solle. Aber er dachte, dann wäre ihm erst recht Gelegenheit gegeben, die Wege zu gehen, die seine Eltern wandermüd und armselig verlassen hatten; das war die große Klugheit ihres Lebens gewesen. Und das Bergwerk? Das hatte aus manchem lustigen Waldmann einen bleichen Schweiger gemacht und hatte selbst den verwegenen Übermut des Wildschützen Veit gebrochen. Weil der Pechschaber selbst um einen viel reicheren Tagelohn nicht in den Schacht gestiegen wäre, sollte das auch seinem Sohne erspart bleiben, erspart wie die Enttäuschung des fahrenden Geigers.

Aber was sollte mit dem Pechschaberbuben und seiner Sehnsucht werden?

17.

Der kleine Prophet dachte wie die anderen im Dorf auch. Die sagten: „Die Annemirl und der kleine Prophet haben miteinander die Ziegen gehütet und haben miteinander das Silber bei den Dreibrunnen gefunden. Sie haben sich gern gehabt von Kind an — die beiden müssen sich gern haben fürs Leben." Darüber waren sich die zwei schon längst einig, ehe die Leute im schwarzen Kreuzhause und im Steinhof etwas Genaues wußten. Und eines Tages kniete die Singerannemirl mit dem kleinen Propheten vor dem Altare der Dorfkirche. Hernach zogen sie in die kleine Giebelstube des schwarzen Kreuzhauses, in die man auf der knarrenden Holzstiege emporsteigen mußte. Unter ihnen wohnte der Prophet mit der Bärbel und auf der andern Seite des engen Flures dachten die alten Bratelleute ans Sterben. Aber Schachteln machte Vinzenz Alois Bratel immer noch und das Amt des Gemeindevorstehers versah er wie einst.

Am Morgen nach dem Hochzeitstage seines Kindes schritt der Pechschaber mit Axt und Säge in den Wald, um eine ihm aufgegebene Arbeit zu verrichten. Er ging allein; denn es hatte am Abende des Hochzeitstages beinahe einen Verdruß gegeben. Die zweihundert

Gulden, an denen die Pechschaberleut so lange gesammelt hatten, um das Mädchen nicht gar so armselig in das Haus am Kreuz zu schicken, waren schuld daran.

Der kleine Prophet und die Annemirl hatten sich nämlich heimlich beredet, sie wollten das Heiratsgut herleihen, damit es dem Bruder zu seinem Glücke verhelfe. Sie hatten diesen Wunsch zaghaft vorgebracht, aber der Pechschaber sagte:

„Ihr wißt, ich bin kein Unebener; aber just in dem einem Punkte versteh' ich keinen Spaß; und wenn ihr mir nicht auf Ehr und Gewissen versprecht, das Geld weder heute noch jemals zu verwenden, wie ihr euch gedacht habt, so warten wir halt mit dem Auszahlen, bis wir gestorben sind."

Damit faltete er die blauen Scheine zusammen. Aber die Hochzeitsleute versprachen's; denn sie hörten: Die Sorge und die Liebe redeten aus dem Vater.

Darum ging er am nächsten Tag allein zu Holz. Er wollte weder durch den stummen Trotz noch durch die rauhe Gegenrede seines Sohnes gereizt sein und fürchtete, der Hochzeitstag könne der Zeitpunkt werden, von dem an die Leute im Dorf die Feindschaft rechneten, die im Hause am Stein eingezogen sei. Er wußte, sie sagten alle, der Georg Zeitel müsse ein Spielmann werden. „Wenn nicht der, wer denn sonst auf der Welt? Wenn der Herrgott einem solch ein Geschenk gegeben hat, so ist es ein Undank und eine Sündhaftigkeit, ihm die Gabe wieder vor die Füße zu werfen und zu sagen: Hier, lieber Gott, hier hast du's wieder; ich mag's nicht und ich veracht' es!" Just so

geschäh's im Haus am Stein, sagten die Leute, und es wär' eine ausgefahrene Sach; denn warum? Erst hätte der Pechschaber dem Buben die Liebe zur Musik vererbt, und dann hätte er ihn schon ganz früh die Flöte spielen und die Geige streichen gelehrt, als wollt' er einen Musikanten aus ihm machen. Und nun bestehle er sein Haus um den Frieden und sein Kind um das Glück.

Das war eine harte Rede, und der Pechschaber krümmte sich unter ihr wie unter einer Geißel.

Aber so oft er den Leuten klarzulegen versuchte, daß das fahrende Musikantentum (denn an ein anderes dachten auch sie nicht) ein Leben sei, das die Menschen brüchig mache an ihrem Leibe und siech an ihrer Seele, so oft entgegneten sie ihm: „Jeder schlägt sich durchs Leben, wie er mag, und ob er sein Geld so oder so verdient, darauf kommt's nicht an. Die Hauptsache bleibt: er verdient eins."

Sie verstanden einander in dieser Sache nicht; und deshalb sprach der Pechschaber mit ihnen auch nicht mehr darüber, sondern machte eigenwillige Augen, wenn die Rede darauf kam, schlug mit den Knöcheln seiner Finger auf den Tisch zur Bekräftigung, daß sein Wille unbeugsam sei, und ging hinaus.

Der Weg in die Schlucht war weit; darum hatte er sich an jenem Morgen die Kraxe auf den Rücken gehängt und hatte reichlich schwarzes Brot und Speck und einen Topf gekochter Hirse von Hause mitgenommen, weil er erst bei einbrechender Nacht zurückkehren konnte. Er dachte, die anderen würden daheim ver-

gnügt sein, noch ein wenig Hochzeit feiern, und er selbst werde über der Arbeit vergessen, was in ihm fraß: Er hatte am Abende zuvor allen verborgen, wie ihm die Absicht der Annemarie und die freudige Bereitschaft des kleinen Propheten ans Herz gegriffen hatten, und wie sauer es ihm geworden war, gerade an diesem Tage der Freude auf seinem Willen zu beharren.

Aber was soll mit dem Pechschaberbuben und seiner Sehnsucht werden? Auf diese Frage wußte er keine Antwort.

Während er mit solchen Gedanken durch den morgentauigen Wald schritt, redete er sein Gewissen zur Ruhe und redete sich in die alte Beharrlichkeit hinein, die gestern wankender geworden war, als sie geahnt hatten.

Zu den mancherlei Einwänden, die er nun ein halbes Menschenalter erwogen hatte, kam die Überzeugung, daß die zweihundert Gulden ja höchstens für die Reise und für einen Monat zum Aufenthalt auf der Musikschule in Wien gereicht hätten. Er schüttelte unmutig den Kopf, weil ihm das nicht gestern eingefallen war. Das war das nächstliegende; das hätte sie alle überzeugen müssen, und daran hätte er die große Rechnung gehängt, die über dem Studium aufgelaufen wäre, und deren Summen für einen Holzhauer und Krämer im Waldgebirg unerschwinglich waren.

Er arbeitete an diesem Tag in einer Felsenschlucht, in die ein Gießbach herabstürzte. Der hatte Gestein unterwühlt; da waren mächtige Blöcke zu Tale gerollt und hatten den Wald im Sturze zerschlagen. Nun

war dort Ordnung zu schaffen, hatte der Förster befohlen.

Bald weckte der Schlag von des Pechschabers Holzaxt den Widerhall, und die Säge zog zischend ihre Bahnen durch die geborstenen Stämme. Der Mittag ging vorüber, ohne daß der Mann daran dachte, sein Feuer zu zünden und sein Mahl zu wärmen. Die Sorge um seinen Sohn wollte nicht zur Ruhe kommen. Erst wie die Sonne in den Gründen verlöschte und nun die goldene Fülle des Lichts um die hohen Steine und Baumkronen lohte, setzte er sich auf einen Stamm, hatte einen kleinen Brand angefacht und hielt den Topf mit der Hirse zwischen den Knien.

Da kamen auf einmal zwei Herren in vornehmen Jagdgewändern mit übergehängten Gewehren und Hirschfängern an der Seite durch den pfadlosen Forst. Der Pechschaber bot ihnen die Zeit und ließ sich von ihnen nach dem Bergsturz, nach dem Wege, nach dem Dorf und seinen Leuten fragen. Er gab ihnen in seiner klaren, frohen und ein wenig kecken Art, die noch aus der ‚verfahrenen Zeit' in ihm war, Antwort. Wie ihn der eine der Herren mit ‚Du' anredete, schaute er ihn einen Augenblick an; na, der alte Waldmeister sagte auch ‚Du' zu den Holzhauern. So wird der eine wohl ein solcher sein.

Dann setzten sich die Herren neben ihn auf den moosigen Waldstamm, und der eine redete mit ihm. Einmal er, einmal der Pechschaber.

„Es ist jetzt eine gute Zeit für das Dorf, seitdem die Zeche da ist?"

„Wie man's nimmt, Herr! Die größte Armut ist fort, aber die Fröhlichkeit auch."

„Verdienen die Leute nicht genug?"

„Wenn's nicht zureicht, so haben wir ja des Kaisers Wald, der Beeren und Schwämme umsonst gibt und auch Holz in Menge; aber die Förster wollen's nicht mehr leiden, daß wir das Astholz lesen. Herr, meinen S' nicht auch: Das müßte der Kaiser erfahren? Ich glaub', er tät's uns bis an sein seliges Ende verstatten."

Der Herr lächelte. „Ja," sagte er, „das würde er wohl tun. Warum mögen's denn die Förster nimmer leiden?"

Der Pechschaber schlug mit der Hand in die Luft: „Vordem da sind nur eine Handvoll Hütten im Walde gewesen, jetzt stehen über dreihundert Häuser da und sind an die sechshundert Familien. Wenn die alle den Forst nach Holz absuchen, so mag's geschehen, daß sie auch etliches von den Bäumen brechen; wie das dann so geht, Herr! Aber was liegt denn dem Kaiser daran, daß ihm die Armut vom Berg in ihrer Not einmal an seinen Reichtum rührt, gelt?"

„So wird man ein Schreiben an ihn richten müssen," sagte der andere vergnügt. „Es ist doch ein Bürgermeister im Ort?"

Da setzte der Pechschaber seinen geleerten Hirsetopf beiseite und ließ den Mund offen stehen: „Bürgermeister? Das schwarze Kreuzmannl? Er ist ein guter, sorgsamer Mann, aber mit dem Schreiben kennt er sich nicht recht aus; wir alle nicht, Herr, bis auf den Pfarrer und den Schulmeister! Wissen Sie, was das klügste

wär'? Der Kaiser machete sich selber einmal auf den Weg ins Walddorf. Er schaut sich ja sonst überall um im Land und schläft wohl auch einmal bei einem Holzhauer im Wald, wenn er grad jagen ist und die Nacht überfällt ihn. Die Leute meinen, er tät' sich alle Not in seinem Lande mit eigenen Augen anschauen, damit er helfen könne, wo's nötig ist. Herr," der Pechschaber graute sich hinter den Ohren, „ins Walddorf müßt' er einmal kommen und müßte durch die Hütten laufen: Zehn Kinder um den Tisch, Herr, und ein kleines Häuflein Kartoffeln! Ja, bei uns heroben ist's nicht wie in der Kaiserstadt Wien!"

„Meinst du, daß man die Zeche bei den drei Brunnen sich einmal besehen sollte?"

„Ei freilich, Herr! So etwas ist schon sehenswert; es hockt dort die Armut in der Nacht der Tiefen und schürft dem Reiche das Silber ans Licht."

So redeten sie lange miteinander. Der Tag, der mit goldenen Flügeln um die Wipfel und Säume der Talwände geflogen war, faltete die strahlenden Schwingen müde zusammen. Da forderten die Herren den Pechschaber auf, er möge seine Kraxe und sein Werkzeug sich aufladen und sie geleiten — heute ins Gasthaus des Dorfes und morgen zur ersten Schicht nach dem Dreibrunnenschacht. Auch den Hütejungen wollten sie sich vorstellen lassen, dessen Traum Wahrheit geworden war.

„Ha," lachte der Waldmann, „ein Ziegenbub ist der aber nicht mehr; der hat gestern mit der Annemarie, was meine Tochter ist, Hochzeit gehalten! Und ein Gasthaus? Ja, im Dorfe wär' schon eins, etwa

gut für einen fahrenden Musikanten oder für einen, der mit Blechlöffeln und Mausefallen handelt. Aber für solche Herren? Das möchten Sie nicht gewöhnt sein, bei einander auf hartem Stroh —; na, das Stroh, 's schlaft sich auch nicht schlecht darauf, wenn einer über Tag fest gearbeitet hat; aber . . .," der Pechschaber machte ein nachdenkliches Gesicht, „es ist eben zu viel Armut im Wald, — hernach, so hätten wir wohl auch ein ordentliches Gasthaus. Wenn ich Sie nun schon führen soll, da verstatten Sie mir leicht auch, daß ich Ihnen etwas rat'."

Die Jäger horchten. Der Pechschaber fuhr fort: „Daheim bei mir, wenn's Ihnen recht wär' —, ein Schloß ist das Haus am Stein sei nicht; aber sauber und kommod werden Sie alles finden; denn mein Weib und ich sind, wie wir noch jung waren, landfahrend gewesen und haben daher, wie man so sagt, eine gewisse Lebensart. Wenn's Ihnen recht wär', das Haus am Stein möcht' ich Ihnen empfehlen. — Sie schauen sich da an miteinander; ich weiß schon, das soll heißen: Sie mögen nicht ‚ja' sagen; denn der Mann mit der Kraxe auf dem Rücken ist Ihnen zu schlecht. Sie mögen aber auch nicht ‚nein' sagen; denn seine Art ist freundlich, und — am Ende träfen Sie's im Gasthaus noch schlechter. Sie dürfen nicht etwa glauben, ich wollte für so eine Gefälligkeit ein Geld haben; — wo denken S' hin? Es wird mir eine Ehr' sein und der Annemirl, was meine Frau ist, auch, zwei so feine Herren zu beherbergen; denn just seit gestern ist die Tochter nicht mehr daheim, und ein Stüblein wär' schon frei!"

Da gingen sie miteinander. Auf dem Weg ins Dorf berichtete der Pechschaber: „Früher haben sie dem Kaiser daherum wohl auch einmal einen Bock gestohlen; aber jetzt: Es sind viel vermühte, unfreudige Menschen am Ort und ist gar nicht mehr ein so helläugiges Leben in ihnen. Das mag sein, weil sie sich der goldenen Sonne des Tages entwöhnen, oder weil sie des Tags die Arbeit und des Nachts die Sorge erwartet. Und Arbeit und Sorge, das sind zwei, die nicht schlafen, Herr!"

Wie der Pechschaber mit den feinen Gästen in das Haus am Stein kam und der Annemirl rasch alles erzählte, war die Sonne untergegangen. „Nun wollen wir uns einmal das Dorf ansehen", sagten die Herren in den grausam vornehmen Jagdgewändern. Und der Pechschaber geleitete sie durch die engen steilen Gassen und an der bleichen Armut vorüber.

Währenddem war die Frau im Steinhause geschäftig. Sie tat neues Bettzeug hervor, das unterm Bergwasser gebleicht und im Tannendufte getrocknet war, und bereitete ein schlichtes Nachtmahl: schwarzes Brot, Ziegenmilch, Butter und zur Feier des Tages den Rest vom Schinken, der gestern übrig geblieben war.

Dann kamen die Gäste heim, aßen und lobten die Annemirl reichlich. Spät saßen sie noch draußen vor dem Hause in der Sommernacht — die Pechschaberleute diesmal auf der Türschwelle. Der Geiger, der Menschen gegenüber oft ein scheues, fremdes Wesen zur Schau trug, für das der Alte vergeblich nach einer Erklärung suchte (denn er wußte nicht, wie heiß und ver-

zehrend eine solche Sehnsucht sein kann und wie tief der Gram darüber, daß sich diese Sehnsucht nie erfüllen werde), — der Geiger hatte der Mutter versprochen, wenn es ganz Nacht geworden sei, wolle er den Herren schon eins aufspielen.

* * *

Im Tale verschwammen die Schindeldächer in den Schatten der Finsternis; die Lichter der Häuser lagen wie goldene Tupfen im Dunkel; der zackige Saum des Bergwalds schnitt sich scharf aus dem Himmel, und das Wildwasser rauschte. Es war eine gar heimliche Sommernacht und flog eine harzduftige Waldkühle beim Stein vorüber in das Tal. Eine silberne Bahn zeigte den schäumenden Lauf des Baches. Da begannen weit unten zwischen den Hütten Lichter zu wandeln, kamen den Bergpfad empor und Bergleute gingen grüßend vorüber; es waren die, die um Mitternacht im Dreibrunnenschacht anfuhren.

Aber ihr Gruß war ohne Freude; der Pechschaber vernahm das heute noch deutlicher als sonst — vielleicht weil er den Tag über mit den vornehmen Herren geredet hatte. „Wer sind die denn eigentlich?“ dachte er und legte den Finger an die Nase, als ginge ihm plötzlich das Licht auf, das er an diesem Abend so oft heimlich gesucht hatte. „Eine richtige Gastfreundschaft fragt nicht nach Namen und Art; in der Welt mag's zwar anders sein, aber im Wald lassen wir's halt beim alten.“

Er fragte auch jetzt nicht; aber er wollte doch ein wenig erkunden, ob seine Mutmaßung zutreffend sei.

Darum sagte er: „Vordem, da ist das mit den Bergleuten auch anders gewesen; da hat die Hoffnung aus ihren Herzen geklungen, wenn sie am Stein ihr ‚Glück auf!‘ gerufen haben; jetzt ist die Hoffnung still, nun redet die Furcht.“

Weil die Gäste aber wissen wollten, was dieser Furcht Ursache sei, so merkte er, daß sie nun doch nicht des Bergwerks wegen gekommen waren; denn sonst hätten sie wissen müssen, wie's um den Schacht und die Hoffnung all dieser Leute stand. Und er erzählte: „Die Furcht kommt daher, daß sie glauben, die Arbeit im Schacht wird nicht mehr lange dauern. Wenigstens die Hälfte der Knappschaft wird fortan keine Arbeit mehr finden; denn der Schacht hat die Erwartungen nicht erfüllt. Anfangs war er reich und ergiebig, heute lohnt er kaum noch die Mühen, und man weiß nicht, ob das Werk nicht in kurzer Zeit ganz stillgelegt wird.“

Sie redeten darüber lange miteinander. Eine Frau, die den Weg beim Stein ins Tal ging, mußte den kleinen Propheten schicken. Der kam mit der Annemirl und berichtete die Träume und das Glück des Hütejungen und erzählte von dem Grauen der beiden Waldkinder in der brüchigen Köhlerhütte, die nun Mann und Weib geworden waren. Das vernahmen die Herren gern.

Wie es der Pechschaberin endlich gelungen war, den Geiger aus dem Hause zu locken, sprachen sie ermunternd und froh mit ihm und sagten, sie wollten nun vor dem Einschlafen schon auch noch sein Spiel hören.

Die Zagheit seines Herzens klang hinein, als der

Geiger begann. Aber wie das immer war: Bald spielte sich der Junge Feuer in die Augen und Vergessen ins Herz. Dann flogen die Klänge der wilden Freude unter seinem Striche hervor und besiegten den Schmerz, den er so lange und so heimlich in seinem Herzen nährte.

„Dein Sohn scheint ein ganz ungewöhnliches Talent zu besitzen, Pechschaber!" sagte der eine der Gäste, als das Spiel geendet hatte.

„Das wohl, Herr, er ist aber auch ungewöhnlich starrsinnig, und wir Waldleute sind ungewöhnlich arm. Das sind drei Dinge, die sich nicht in ein Joch kriegen lassen."

Aber die Annemirl, wie die den harten Klang seiner Stimme hörte, der nur wieder da war, weil die Rede auf den Geiger kam, stieß den Pechschaber auf der Türschwelle mahnend in die Seite. Darum schloß er den Mund, der gerade noch etliches reden wollte. Und nun begann die Frau in ihrer behenden Art die Geschichte von ihres Buben Lust und Leid; mit der Lust hub's an, mit dem Leid klang's aus. Sie schloß die Türen ihres Herzens weit auf. Es war eine Ahnung über das Mutterherz gekommen, als könne jetzt Hilfe werden.

In dieser Stunde merkte der Pechschaber: Auch die Frau litt schwerer, als sie ihm bisher gezeigt hatte. Sie stand auf der Seite des Mannes, wenn er auf das Elend des fahrenden Musikantentums deutete; aber sie litt auch mit ihrem Sohne; denn sie hörte sein Herz schreien und vernahm sein Leid aus seinem Liede. Das erschütterte ihre Seele, und oft stand sie einsam und

suchte nach einem Wege. Aber sie fand keinen als jenen, auf dem das Gespenst des tiefen Grames gegen das Haus am Stein anschreiten mußte, wenn sich Mutter und Sohn und auch die anderen, denen es naheging, dem harten Willen des Pechschabers widersetzten und wenn der Geiger gegen diesen Willen in die Welt zog. Aber ein tiefer Gram und eine feindliche Verbitterung mußten hinwiederum über den Jungen kommen, wenn er erkannte, daß er seiner heißen träumenden Sehnsucht nie werde nachgehen dürfen.

Davor bangte der Frau und sie fragte: „Was soll denn nun werden? Wär es nicht besser, er zöge hin und probierte sein Glück?"

Dabei nickte der eine der fremden Herren und sah auf seine goldene Uhr; denn der volle Mond war über dem Wipfelsaum des Bergwaldes herauf geschwommen.

Der Pechschaber sprang von der Türschwelle empor. Er merkte: Er war nahe daran, sein Spiel zu verlieren, und ahnte, daß die kluge Frau durch ihre Geschichte die Gäste heimlich um Hilfe in ihrer großen Not angerufen habe. Darum redete er nun auch und schalt auf das fahrende Musikantentum, das ein ganz niederträchtig Gewerbe sei und heimatlose Leute mache, die einer ordentlichen Arbeit aus dem Wege liefen.

Währenddem waren die Herren aufgestanden, und der eine sagte, indem er ihm die Hand auf die Achsel legte:

„Ist schon recht, Pechschaber! Ein Dach und ein Weib und, wenn's sein kann, auch Kinder muß der Mann so notwendig haben wie eine Pflicht. Wenn

einer landfahrend ist, so ist er ein Blatt, das der Herbststurm vom Aste gerissen hat; es treibt dahin, bleibt irgendwo am Wege liegen und verkommt. Aber das Feuer des eigenen Herdes ist segnend wie die Sonne; in seinem Scheine wachsen alle Tugenden, und in seiner Wärme gedeihen das Glück und die Stärke eines Volkes."

Der Pechschaber schaute bei diesen Worten um sich wie ein Sieger:

„Herr, das müßten Sie mir noch einmal sagen! Das müßt' ich mir aufschreiben; denn das müssen sie auswendig lernen im Haus am Stein und im Dorf im Wald." Und er wendete sich zu seinen Leuten: „Darum: Solange der Pechschaber lebt, wird aus seinem Haus keiner landfahrend, Leut, — keiner!"

Da verkümmerte die aufgehende Hoffnung in dem Herzen der Frau.

„Es gibt aber auch noch ein anderes Musikantentum, Pechschaber!"

„Ja, Herr!" bestätigte ihm die Frau leuchtenden Auges.

Aber der Pechschaber sagte: „Leichter mag ein Waldmann auf der silbernen Himmelsstraße einherfahren und im Schank zum ‚Goldenen Bären' den lieben Englein aufspielen, als daß er zu dieser Kunst komme."

Die Herren traten nachdenklich über die Schwelle, und die Frau hatte schon eine Kerze angezündet und führte sie in die Stube, in der sie alles sauber zugerichtet hatte. „Gut' Nacht und wohl zu schlafen wünsch' ich!" rief der Pechschaber von draußen. Und

die Frau sagte, indem sie mit dem Lichte umherleuchtete: „Fein ist's nicht, aber für eine Nacht werden die Herren vorlieb nehmen im armen Waldhaus.“ Es roch nach frischer Wäsche im Stüblein. „Und die Wände sind ein wenig kahl.“ Sie hob das Licht; ein einzig Bild im braunen Rahmen hing über der Tür: „'s ist der Kaiser, aber heut' mag er wohl anders ausschauen; 's ist der aus jener Zeit, in der er hat grad zu regieren angefangen. Gelt, Sie kennen ihn gar nicht auf dem Bild?“

Sie stellte den Leuchter auf den Tisch und sagte fast wehmütig: „Freilich wohl, wenn wir noch im Land umführen, hätten wir ihn auch nicht lieb; das ist erst, seitdem wir seßhaft sind. So haben Sie das leicht vorhin gemeint, wie Sie von dem Herdfeuer geredet haben, gelt, Herr? Jetzt versteh' ich's erst.“

Da nickte der Fremde, und die Frau ging mit gutem Wunsche hinaus.

18.

Seit dem Tag, an dem der Pechschaber Führerdienste geleistet hatte, waren drei Monate verflossen.

Die Vogelbeerbäume an den Straßensäumen hatten wieder einmal den korallenroten Schmuck angelegt, und um die silbernen Säulen der Birken flog der Blätter wehendes Gold.

Wie die Sonne herauf kam, erscholl auf einmal ein mächtiges Blasen über dem Walddorfe. Die Leute fuhren mit den Köpfen aus den Fenstern; die Leute liefen heraus in den Septembermorgen und sahen: Zu den Schalllöchern des Kirchturms, hinter denen man an Sonntagsmorgen die Glocken schwingen sieht, blitzten Trompeten heraus. Birken und Jungfichten waren am Kirchlein aufgesteckt, als hätte sich der schwarze Kreuzmann verspätet auf eine würdige Feier des Maies besonnen. Oder hält der Schulmeister Hochzeit? Oder feiert der Kaiser einen Freudentag? Jährt sich das Gedenken einer siegreichen Schlacht? Haben sie in dem Dreibrunnenschacht ein neues unerschöpfliches Erzlager gefunden, just in dem Augenblick, da die Verzagtheit und der Mißmut am höchsten gestiegen sind?

Es war nichts von alledem, sondern der Dorfbote

lief eilig von Haus zu Haus und forderte männiglich auf den Platz vor der Kirche, allwo der Bürgermeister Bratel, — das ist der schwarze Kreuzmann, — der Pfarrer, der Schulmeister und die Gemeindevertretung beisammen seien, um ein kaiserliches Schreiben zu verlesen.

„Hört ihr? Der Dorfbote hat gesagt: ‚Der Bürgermeister Bratel‘ und ein kaiserliches Dekret!"

Da liefen Männer, Frauen und Kinder von Hause, liefen die Stiegen zum Wildkirchlein empor, kamen auf den Platz und hörten: „Das Walddorf ist zur freien Bergstadt erhoben worden."

Der Pfarrer stellte der staunenden Gemeinde einen dicken, alten Herrn in sehr altmodischem Rocke vor, der einen sehr hohen, aber nicht sehr blanken Hut in der Hand hielt und eine weiße Krawatte nebst einem gestärkten Kragen zum erstenmal in seinem langen Leben angetan hatte. Die weiße Krawatte war des Schulmeisters; der hatte sie getragen, wie er seine Amtsprüfung bestand. Den gestärkten Kragen hatte in der Eile der Pfarrer geliehen. Der dicke alte Herr aber war der neue Bürgermeister der freien Bergstadt, auf die die Sonne der kaiserlichen Huld schien, war Herr Vinzenz Alois Bratel. Er hielt den sehr hohen, nicht sehr blanken Hut in der Hand und schaute hinein wie in die Tiefe eines Waldbrunnens; denn er besann sich auf einige würdige Worte, die er nach der Verlesung des kaiserlichen Erlasses durch den Pfarrer an seine Gemeinde richten wollte. Sein Sohn, der den Namen des Propheten trug, sein Enkel, durch dessen Träume

das Walddorf eigentlich erst zur Bergstadt geworden war, und die Tatsache, daß die Frau Dorothea Bratel fast vierzig Jahre hindurch alle kleinen Menschen des Walddorfes gewissermaßen aus den Händen Gottes empfangen und auf die Welt gesetzt hatte, — das alles erschien ihm in dieser Stunde als eine besondere Gnade des Himmels. Er räusperte sich also und begann:

„Heil ist meinem Hause und Heil ist dieser freien Bergstadt widerfahren . . .“

Aber er konnte nicht weiter reden; denn der Schulmeister war, ehe Vinzenz Alois Bratel seine feierliche Ansprache begonnen hatte, in die Kirche geschlüpft; und nun brauste von drinnen ein geistliches Siegeslied durch die geöffneten Türen der Waldkirche und stürzte sich wie ein Aar auf gewaltigen Schwingen heraus in den morgengoldenen Herbstwald. Der Pfarrer stimmte an, und alle sangen's mit unter der blauen Kuppel des Weltendomes, die auf den Gipfeln der Berge lag, die auf den grünen Säulen des Waldes ruhte. Und der Wald sang's mit, und der dröhnende Wildbach rauschte es.

So hielten sie ihren Dankgottesdienst im Morgenleuchten am Wildkirchlein und lobten Gott und den Kaiser.

* * *

Der Holzhauer Georg Zeitel, genannt der Pechschaber, sein Sohn gleichen Namens und der Schachtelmacher Matthias Bratel, genannt der kleine Prophet, hatten nach der Feier auf dem Bürgermeisteramte — das ist das schwarze Kreuzhaus — zu erscheinen.

Dahin war auch der Pfarrer mitgekommen, der dem Pechschaber hundert Gulden für die Führerdienste und als Entgelt für die Bewirtung übergab, die er dem Kaiser erwiesen hatte; denn kein andrer war der eine jener Herren gewesen. Eintausend Gulden erhielt der kleine Prophet für die Auffindung des Erzlagers am Dreibrunnen. Und dem Geigenspieler wurde eröffnet, sofern er noch den lebhaften Wunsch habe, die Musik nicht als fahrender Spielmann auszuüben, wohl aber als Kunst zu erlernen und zu seinem Lebensberuf zu erwählen, so sei ihm anheimgegeben, unverzüglich nach Wien zu reisen, wo man ihn auf seine Fähigkeiten prüfen und sich seine Weiterbildung auf kaiserliche Kosten angelegen sein lassen werde.

Die Kunde von der kaiserlichen Gnade lief durch das Land und die von dem Glück der Pechschaber und des kleinen Propheten durch die neue, freie Bergstadt.

An diesem Tage feierten sie im Schacht. An diesem Tage schlugen sie im Grün des Forstes einen Tanzboden auf; die Glocken mußten eine volle Stunde von dem Turme rufen. Die Stadtmusikanten, die bisher nur einfache Dorfmusikanten gewesen waren, spielten im Bewußtsein ihres Wertes die Nacht hindurch bei Bier und Bratwurst zum Tanz auf, und krachende Böller riefen in den Bergwald.

Der Mond und der Bürgermeister gingen mit strahlenden Rundgesichtern ihre nächtlichen Wege, beide in großem Bogen, und kamen erst heim wie der Tag schon goldene Pfeile schoß.

19.

Wie der Tanzboden abgebrochen und der Alltag mit Arbeit und Armut wieder in seine Rechte getreten war, kam auch der Pechschaber von der Fahrt nach Wien zurück. Der war mit seinem Sohne gereist, um mit eigenen Augen zu sehen, was da eigentlich vor sich gehen sollte. Von ihm erfuhren die Leute: „Den Geigenspieler haben sie in Wien auf der Musikschule behalten; er studiert auf des Kaisers Kosten und wird einmal ein Kapellmeister werden."

Etliche sagten: „Wenn nun noch ein Jährlein oder zwei vergangen sind, wird der Pechschaberbub wieder in der Bergstadt eintreffen und wird sich die hübschesten der jungen Mädchen aussuchen, eine Kapelle bilden und mit ihnen in die Welt ziehen, am Ende gar hinein nach Wien oder noch weiter."

Diese Hoffnung nährten sie. Und sie besannen sich plötzlich auf die Freundschaft, die sie schon lange Jahre her mit den Leuten vom Steinhofe verbunden habe. Darum kamen einige nun öfter hinauf, besorgten ihre kleinen Einkäufe bei der Pechschaberin und erzählten, daß die Tochter daheim für ihr Leben gern das Geigenspiel erlernen, die Flöte blasen, die Bratsche oder das Cello streichen können möchte. Und weil man nicht

wüßte, wie lange der Schacht noch mit der vollen Knappschaft belegt wäre, so wär' es schon gut, daß die Kinder frühzeitig an einen Broterwerb dächten. Manche sagten dem Pechschaber auch gerade heraus, daß sie glaubten, wenn der Girgl wieder aus Wien komme, so werde er doch nicht so stolz geworden sein, daß er seine Freunde in der Heimat vergesse, sondern werde vielmehr seine Kapelle aus jungen Leuten der Waldstadt bilden.

Aber den Pechschaber, der anfangs gewillt gewesen war, einige heranwachsende Kinder in Flötenspiel und Geige zu unterrichten, verbitterte solche Gesinnung. Erst hatte er sie ihnen auszureden gehofft, da sein Sohn ja garnicht daran denke, landfahrend zu werden. Weil sie jedoch sagten, er könne sich daheim doch nicht auf die Halde setzen und dem Sturm oder dem Bergwald eins vorgeigen, so erkannte der Pechschaber, daß sie trotz seiner Auseinandersetzungen noch auf ihrer vorigen Ansicht beharrten; denn sie konnten nicht glauben, daß ein armseliger Holzerbub aus dem Haus am Stein, der nicht besser sei als sie auch, womöglich ein großer Künstler werden und ein ganz anderer Kapellmeister sein wolle, wie sie sich ihn dachten.

Sie hielten solche Gedanken des Pechschabers vielmehr für dünkelhaft; und wie er ihnen schließlich abschlug, ihren Kindern die Anfänge der beiden von ihm erlernten Instrumente beizubringen, so wurden sie ihm feindselig. Sie dachten, er mißgönne ihnen ein gleiches Glück.

Und ihr feindseliges Herz brachte die keimenden Gedanken und die Hoffnungen, die sie auf die eigenen Kinder setzten, erst recht zur Blüte.

Die Stadtmusikanten hatten von dieser Zeit an reichlich zu tun; denn auf dem Bergwerk wurden schon keine Förderjungen mehr angenommen. Dagegen wurden viele abgelohnt und mußten sich nach einem neuen Broterwerb umsehen.

Es war aber nichts, was sie hätten ergreifen können, oder sie dachten gar nicht darüber nach, sondern verfielen auf irgend ein Instrument. Sie sagten: „Beim Musikmachen braucht sich einer die Glieder nicht lahm zu arbeiten wie beim Stöckeroden oder Holzhauen; dabei wird einer nicht freudlos und siech am Leibe wie im dunstigen Dunkel der Stollen.“ Das Glück des Pechschaberbuben war wie ein Rausch über sie gekommen. Und vor den Vätern stand das drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit und des Hungers, das sich in ihre Häuser schleichen werde, wenn es doch einmal komme, daß das Schichtglöcklein eines Tages nicht mehr rufe.

Und was erst bange Ahnung und dann Furcht gewesen war, ward ihnen allgemach zur Gewißheit. Etliche schätzten schon die Zahl der Tage, in denen das Werk völlig stillgelegt werden müsse.

20.

In diesem Herbst sann der Pechschaber oft darüber nach, was den Kaiser wohl dazu bewogen habe, das Walddorf just an solcher Wende der Dinge zur freien Bergstadt zu erheben.

Wie er aber auch wog und prüfte, immer gelangte er zu dem Ende, das sei geschehen, um die Waldleute vor dem Ärgsten zu bewahren, wenn ihnen die Möglichkeit eines Verdienstes im Schacht genommen wäre; denn einer städtischen Gemeinde und ihrer Verwaltung werde es leichter sein, einen Fabrikbetrieb oder sonst einen lohnenden Erwerb zu erhalten oder zu schaffen, als einem ungenannten Walddorfe.

Solcherlei Gedanken trug der Mann vom Stein zu dem Propheten und zu dem Bürgermeister und beredete sich mit ihnen darüber. Aber er begegnete mit seinen Sorgen um die Zukunft der Stadt einem hilflosen Achselzucken. Da fehlte Wille und Tatkraft; da fehlte Umsicht und Erfahrung; da fehlte Weltkenntnis und Einblick in Handel und Wandel; denn es führten kaum Wege über das Gebirg, und das brausende Lied des Lebens, das man jenseits der blauen Berge und rauschenden Wälder vernahm, drang nicht in diese Einsamkeit.

* * *

Um diese Zeit suchten die alten oder siechen Frauen den Klöppelsack wieder aus dem Staube der Winkel;

denn sie dachten, sie könnten Kreuzer damit verdienen, wenn die Männer keine Gulden mehr heimtrügen.

Es war bald kein Haus mehr, das nicht ein Kind zu den Musikanten schickte; namentlich die Mädchen, die daheim das Hauswesen versorgt hatten, gingen geigen, und es war ein mißtöniges Üben und Probieren und war ein hilfloses Harfen und Blasen allerwegen. Es wurde aber nicht nach Neigung und Talent gefragt, sondern die nahende Sorge gebot.

Und war es denn nicht auch ein namenloses Glück, daß angesichts der drohenden Not, die wohl gar Hunger und Siechtum an der Hand führte, den Leuten der Waldstadt dieser Ausweg sich zeigte? Die Kinder kamen auf ihm jung aus dem Hause, verließen die karge Einsamkeit und dürftige Weltabgeschiedenheit der armen Stadt und lernten fremde Menschen und Länder kennen; sie hatten alle ihr Brot und waren doch vor der Härte und Mühseligkeit bewahrt, in denen die Eltern ihr Lebtag hatten frönen müssen!

Solcher Art waren ihre Gedanken und Erwägungen.

Und wie der Winter die ersten Flocken über den Wald jagte, hatte sowohl der Pfeifer als auch der Geiger der Stadtmusik eine Kapelle aus halbwüchsigen Mädchen zusammengestellt. Sie versprachen ein ansehnliches Spielgeld und zogen mit dem Mittagschlage der Uhren und ihrer blühenden Hoffnung in den wilden Tag; denn die Uhren müssen viele Schläge schlagen, wenn die Musikanten die Heimat verlassen, sonst ist der Erlös der Fahrt Armut. Und Armut — wer die sucht, die wächst daheim an den Halden.

21.

Ehe noch der Winter die Alleinherrschaft auf dem Gebirg angetreten hatte, lagen die Stollen und Schächte der Dreibrunnen still. Nicht daß die Lager des Silbererzes gänzlich erschöpft gewesen seien; aber mancherlei Umstände ließen es doch angezeigt erscheinen, die Belegschaft abzulohnen, wobei man ihr den Wiederbeginn der Arbeit für den Fall entsprechender bergtechnischer Fortschritte in Aussicht stellte.

Dieser Tag war so lange gefürchtet gewesen, und nun, da er doch endlich heraufgekommen war, schuf er lautes Wehklagen in den Häusern, oder man begegnete ihm mit sprachloser Furcht; er war zu früh erschienen. Noch stak der neue Broterwerb in den Kinderschuhen: Die wenigen, die schon längere Zeit vorher ein oder das andere Spiel erlernt hatten und von ihrer Neigung getrieben wurden, waren hinaus in die Welt, ohne daß noch eine Kunde oder gar das erwartete Geld zur Unterstützung der Daheimgebliebenen eingetroffen wäre.

Die anderen aber, die der Not gehorcht und aus ihr eine Tugend gemacht hatten, kamen nur mühsam oder gar nicht vorwärts. Daran war nach Ansicht der Leute nicht die ungenügende Befähigung schuld, sondern der ehrbare Stadtmusikant, der in dem Unterrichte in

tiefer künstlerischer Zerknirschung und unsäglicher Geduld die Gunst der Stunde nützte und sich die wenigen Kreuzer verdiente. Die Leute sagten: „Er taugt nichts; er kann unseren Kindern nichts beibringen." Und daran war nach ihrer Ansicht ferner die harte Hausarbeit schuld, die den Mädchen statt weicher, gelenkiger Geigenfinger grobe, ungeschickte Hände schuf.

So geschah es da und dort, daß die Mädchen in Erwartung der bevorstehenden ‚Reise' ihre Körper und ihre Hände zu pflegen begannen, und Mütter und Großmütter verrichteten die doppelte Last der Arbeit im Hause.

Etliche dieser Schülerinnen, die sich nun schon Wochen vergeblich gemüht und alle Arten der Spiele durchprobiert hatten, gingen zu der Frau des kleinen Propheten, die auf einmal wieder die ‚Singerannemirl' geworden war, und ließen sich lehren.

22.

In dieser Zeit der Not kam eines Tages der Bergmann Wenzel Jugel mit seinen vierzehnjährigen Kindern vors Haus am Stein, einem Knaben und einem Mädchen. Die beiden waren ein Zwillingspaar und von gar verschiedener Art. Das Mädchen hieß Seferl, war ein schönes Kind mit schwarzbraunen Haaren und hatte Augen wie ein Reh. Und der Knabe hieß Florian. Er war ein hochgeschossener, schmaler Junge mit flachsigen Haaren und wasserblauen Augen. Wenn er sprach, hüpfte der Adamsapfel in seinem Halse immer auf und nieder. Der alte Jugel schritt hinter den Kindern drein, als trüge er eine Last auf den Schultern, — trug auch eine, aber auf der Seele. Und seine Augen starrten hilflos auf den überschneiten Pfad. Der Pechschaber rief sie in die Stube; denn es war ein reifkalter Wintermorgen.

Einstmals war auch Wenzel Jugel ein fahrender Musikant gewesen; weiß Gott, wie der dazu gekommen war! Aber das Becken und die Pauke hatte er doch schlagen lernen; er sagte: „Mit einem Blasrohr und mit einem Streichholz ist's nicht gegangen," und meinte damit, zu einem Blech- und Holzbläser und erst recht zu einem Geiger habe ihm das Talent gefehlt. Darum,

als die drei Brunnen Silber statt Bergwasser sprudelten, hatte er die Kunst an den Nagel gehängt, hatte die Spitzhacke statt des Blechzeugs geführt und hatte Erz statt der Trommel geschlagen. Nun war das auch vorbei. Seine Frau war ihm gestorben; und er war im Berg ein kranker vermühter Mann geworden und hatte eine letzte kümmerliche Hoffnung: die Kinder.

Aber der alte Stadtmusikant hatte ihm gestern abend bestätigt, woran zu glauben er sich so lange gefürchtet hatte: diese Kinder waren nicht imstande, irgend einem Instrumente auch nur einen bescheidenen Wohlklang zu entlocken.

Allein der Vater gab seine Hoffnung, seine letzte, so leicht nicht preis.

War doch da noch der Pechschaber; der verstand etwas und war ein besserer Musikant als der windige Posaunist von der Stadtkapelle.

So kam der Wenz in seiner Not zum Pechschaber und begehrte seinen Rat. Daß mit einem Spiel nichts werde, wollte er am Ende glauben; aber ein paar Akkorde auf der Zupfgeige hätte wohl selbst er in seiner Jugend greifen lernen, wenn man ihn nur gezwungen hätte. Und nun wäre schließlich doch noch die Stimme; die Singer-annemirl trüge gewiß gern Sorge, daß sie ein weniges lernten, um mit der nächsten Kapelle auf die ‚Reise‘ zu können.

Der Mann sprach mit scheuem Blick und verküm-mertem Munde. Da nahm der Pechschaber die Geige vom Nagel, stimmte und spielte ein Lied, das die Kinder in der Schule gesungen hatten. Aber sie fanden den

Text dazu nicht und wußten ihn doch auswendig. Dann hieß er sie das Lied singen und spielte die Weise. Aber er brach alsbald ab.

„Hört's auf miteinander!“ sagte er und: „Mein lieber Wenz, das muß ich dir schon mit auf den Weg geben: Ebenso wenig wie einer mit zwei Holzbeinen ein Vortänzer oder Zirkusreiter werden kann, ebenso wenig einer ohne Stimme und ohne Ohr ein Sänger, wenn auch nur ein fahrender. Von der Tonleiter sind sie heruntergefallen allebeid, und die Stimme haben sie sich gebrochen.“

Damit hing er die Geige an den Nagel.

Die Verbitterung, die die Wochen vorher in dem Pechschaber gewesen war, war allgemach einem fröhlichen Spotte gewichen; denn er dachte, die Erkenntnis werde ihnen allen schon noch kommen. Freilich, wenn sie da war, was dann? Es war niemand, der half; es war niemand, der einen Weg suchte. Es war keine Arbeit für sie in der neuen Bergstadt! War ihre Verblendung also nicht ihr Glück?

Aber der Wenzel Jugel, wie er merkte, daß der Pechschaber Spott mit ihm treibe, weil der nicht wußte, wie groß sein Gram und seine Not und wie tief die Nacht war, die auf seinem Wege lag (denn er hatte den letzten Kreuzer Spargeld für den Sarg seiner Frau auf einen fremden Tisch gelegt), stützte die Arme auf die Knie und schlug die Hände vor das Gesicht. So saß er lange.

Die Kinder sahen sich mit traurigen Augen an; die Seferl hilflos und in tiefem Gram, der doch schon

Zeit genug gehabt hatte, seine Spuren leise auf das junge, schöne Gesicht zu zeichnen. Der Knabe Florian aber warf einen gehässigen Blick auf den Pechschaber, weil er seinen Vater nicht geschont hatte.

Und auch den Pechschaber überkam das Mitleid mit dieser Armut. Darum legte er dem Mann auf der Ofenbank die Hand auf die Schulter. „Wenz," sagte er, „eh du dagewesen bist, haben ein paar Hütten im Wald gestanden, wo nun die Bergstadt ist; da ist weder an ein Musikantentum noch an ein Erzbrechen zu denken gewesen und, das sag' ich dir zum Trost, es ist doch ein feines Leben gelebt worden damals! Ein Geld haben wir freilich nicht gehabt, aber das Glück und ein geruhiger Frieden fragen nicht viel darnach. Ich glaube, wir müssen den Mut wiederfinden, wir getrauen uns nicht mehr, mit dem Leben fertig zu werden." Der Pechschaber warf einen lachenden Fluch hervor: „Haben denn auf der Welt nur Bergleute und Musikanten Platz?"

Aber Jugel schlug den Trost des Pechschabers in den Wind. „Was soll unser einer damit anfangen?" fragte er, stand auf und ging ohne Gruß hinaus. Die Kinder liefen hinter ihm drein und liefen hinter dem eilig Schreitenden die schmale Gasse hinab, an der sich nun die Häuser drängten, wo vordem die Stämme des Waldes geragt hatten. Aus dem Fenster des Steinhofhauses schaute ihnen der Pechschaber kopfschüttelnd nach.

23.

Die Sonne, die in dieser Zeit nicht hoch über den Wipfelsaum der Wälder emporstieg und nur die eine Hälfte der armen Stadt mit ihrem Glanz überschüttete, hatte sich hinter dem Wolkenvorhange verborgen, als die drei in die kahle, kalte Stube ihres Hauses traten. Durch die tiefsten Einschnitte im Gebirgskamme hindurch konnte man eine dunkelblaue Wetterwand wahrnehmen, die lange so bewegungslos und düster stand wie die Bergkuppen. Wie sich aber kurz nach Mittag der Wind erhob, dehnte sie ihre mächtigen schwarzen Schwingen und schwang sich empor und verdüsterte den ganzen Himmel. Der hing schwer und drohend über dem Wald.

Und der Wald begann zu rauschen; der Wind fuhr über das Gebirg; der Schnee jagte in wildem Treiben durch den Tag, und die Dämmerung der frühen Winternacht wob sich hinein.

Der Bergmann Wenz trat um diese Zeit wieder in die Stube, durch die nun eine heimliche Wärme und der Erdgeruch kochender Kartoffeln wehte.

„Flori," sagte der Mann, „jetzt — die Ziege hab' ich verkauft und die Kommod' und die Polsterbank auch noch dazu."

Der lange Junge lehnte noch immer fröstelnd mit dem Rücken gegen die Kacheln; seine Lippen hatten einen bläulichen Anflug. Er sagte:

„Die Kommod' und die Polsterbank — dagegen wäre nichts zu sagen, Vater! Aber die Ziege! Was soll denn mit uns werden — ohne das Vieh im Stall?“

Überdem war die Seferl hereingekommen und weinte, wie sie vernahm, daß der Flori die Ziege losbinden und fortführen und gleich das kleine Wäglein mit herbeifahren solle, damit sie die beiden alten Stücke Hausrat alsbald aufladen und das Geld dafür in Empfang nehmen könnten.

Inzwischen war der Bergwind Sturm geworden, schrie in die Schornsteine, blies den Holzrauch darin zurück und warf ihn in die Stube.

Darum konnte der Mann nur mühsam berichten, was er nun vorhabe; denn ein harter Husten quälte ihn, der ihn immer von neuem auf die Bank am Ofen zwang. Dort saß er und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Es war, als wolle der Husten dem Kranken die Stirne zersprengen. Die Kinder erfuhren: Die Seferl sollte alle Kleidungsstücke und die Wäsche in zwei Bündel packen und dazutun, was ihr sonst noch lieb sei. Währenddem sollte der Flori die Ziege fortführen und die Möbelstücke aufladen. Und wenn dies geschehen sei, sollten die Kinder aus der Stadt gehen und den Weg nach dem ‚Neuen Hammer‘ einschlagen. Gleich darauf wollte der Vater nachkommen, der erst noch bei dem Bürgermeister etwas in Richtigkeit bringen müsse. Bei Vaters Schwester, die auf dem ‚Neuen

Hammer' an einen Waldarbeiter verheiratet war, wollten sie den Winter verbringen und damit wenigstens dem Hunger aus dem Wege gehen.

Weil die Worte des Kranken immer von neuem durch heftige Hustenanfälle unterbrochen wurden, redete der Flori nicht dagegen, sondern gab der Schwester verdrossen noch einige Weisungen, daß sie dies und jenes nicht vergesse in die Bündel zu packen. Dann ging er mit ihr hinaus, um die Ziege loszubinden.

Da überkam die Seferl das Elend dieser Stunde; sie kniete schluchzend neben dem Tiere und schlang ihm die Arme um den Hals. „'s mag dir leicht nun besser gehen als bei uns," sagte sie, und ihre Worte ertranken in ihren Tränen. „Aber gelt, wenn wir wieder einen Verdienst haben, so kommen wir zurück und holen dich wieder daher in den Stall. Magst?"

Auch dem Jungen rann ein Wasser in den Augen zusammen, wie er das Tier über den Flur des Hauses und hinaus in den verstürmten Tag führte. Die Seferl stand auf der schmalen Gasse, die der Schneewind kehrte, und sah den beiden nach. Wie sie endlich wieder hineinkam, dachte sie: „Es wär' gescheiter, wir gingen früh bei Tag durch den Wald nach dem ‚Neuen Hammer' zu der Muhme; freilich leicht, es schneit und weht die Nacht hindurch, dann ist kein Vorwärtskommen im Bergwald."

Sie hatte schon die Hand auf die Türklinke gelegt, um über ihre Bedenken mit dem Vater zu reden, da besann sie sich, daß er das alles wohl auch schon bedacht habe, und daß es am Ende besser sei, sie gingen in

Sturm und Dunkel als in Licht und haushohem Schnee, in dem ihnen allen dreien die Herzen erfrieren könnten.

Eine Uhr hatten sie im Haus an der Brücke, aber sie zeigte die Zeit nicht mehr; an dem dämmerigen Lichte, das den ganzen Tag lang auf der kalten Seite des Tales gelegen hatte, erkannte Seferl, daß es nicht mehr weit vor Nacht sei. Darum eilte sie und tat aus den Kisten, in denen sie die armen Wäschestücke bewahrte, alles hervor. Sie hätte es in ein einzig Bündel packen und dennoch tragen können. Sie nahm deshalb etliche Dinge, an denen ihr Herz hing, und von denen sie auch wußte, daß sie der Flori nicht gerne missen möge, legte sie hinzu und knüpfte die Tücher an den vier Enden zusammen. Da war die Habe der armen Brückenleute geschnürt.

Währenddem war der Wenz im schwarzen Kreuzhaus beim Bürgermeister.

„Bratel," sagte er, „es ist aus mit uns dreien, und das Hungerleiden ist da! Leicht, ihr erlebt das in dieser Winterszeit auch an den anderen. So will ich mit den Kindern zu meiner Schwester gehen; auch hab' ich etliche Dinge verkauft und habe ein wenig Geld dafür gelöst. Will's Gott, so kommen wir in besserer Zeit wieder. Den Schlüssel zum Haus geb' ich dir in Verwahrung und leg' auch die Versicherungspapiere her; es ist nicht viel, was das Haus wert ist. Ein rechter Gefall wär' mir's schon, wenn einer mieten käme oder gar kaufen. Aber nun, nachdem die Not auf allen Schwellen kauert, wer soll jetzt kommen und hier wohnen wollen?"

„Die Papiere solltest du doch wenigstens bei dir behalten," riet der Schachtelmacher.

Aber Jugel wehrte ab.

„Schau mich an, Mann," sagte er; „wie lang werd' ich's noch treiben? Leicht, das Frühjahr legt mich auf das Sterbelager, und hernach, wenn du alles hast, was nötig ist, so ist dir Müh' und Arbeit erspart. Aber einen Wunsch hätt' ich noch: Wenn's kommt, daß ein Vormund sein muß — der Prophet tät mir dazu wohl taugen."

Dann ging er hinaus.

Als er heim kam, sah er, wie der Flori schon mit einem Gehilfen das Wäglein zu Berg drückte, auf dem die Polsterbank und die Kommode lagen.

Er schaute kaum auf, wie er das Seine fortführen sah. Es war auch niemand auf der Straße als die im Schneesturm aufwärtsstrebenden Knaben, niemand, der dem Mann in die ruhelosen Augen blicken konnte; wenn es in dem Herzen gewittert, wetterleuchtet es in den Augen.

Er kämpfte sich durch Sturm und Schnee zur Haustür und fand in der Stube die Seferl fertig zum Aufbruch. Sie saß auf der Bank am Ofen zwischen den blauen Hücklein, hatte, was sie an Kleidern besaß, auf dem Leibe und ein wollenes Kopftuch umgetan.

„Der Flori hat sein Sonntagsgewand unter das schlechte gezogen; es möcht' hart kalt sein," sagte sie und wunderte sich, daß der Vater sie nicht ansah. Es war, als suche er in den Ecken, ob da noch etwas liegen geblieben sei; aber sie dachte: Es ist die Krankheit und

das Leid, das über ihn gekommen ist und ihm den Nacken beugt. Nun geht er in Wind und Wald und will unter fremdem Dache wohnen .... „Wir werden schon bald wieder kommen können," sagte sie tröstsam, und die Tränen rollten ihr über die Wangen.

Nicht lange, so kam der Flori von seinem traurigen Gange heim und brachte den kargen Erlös. Dann luden sich die Kinder die Bündel auf, und der Vater sagte: „Geht nur immer und schaut nicht rückwärts und nicht nach mir aus und seht, daß ihr erst in das Holz kommt, in dem der Sturm nicht mehr so wild ist! Ich komm schon bald nach, will nur rasch noch eine Scheibe in die Windlampe schneiden lassen; eh' die Nacht da ist, hab' ich euch eingeholt."

Da gingen die Kinder miteinander.

Die Leute, die sie im Wetter wandern sahen, wunderten sich und wußten nicht, was denen aus dem Brückenhaus eingefallen sei. Sie dachten, der Mann werde die Kinder nach Brot ausschicken; denn es war keiner, der in der Waldstadt von seinen kargen Vorräten abgeben konnte oder noch leihen wollte.

Ein hohläugiges Gespenst 'schlich um alle Türen; das war die Not.

24.

Die Kinder waren die schmale Gasse aufwärts geschritten und beim Haus am Stein verschwunden, um sich in Sturm und wehendem Schnee den Hang zum Holz emporzukämpfen. Da verriegelte Jugel die Tür seines Hauses von innen, prüfte, ob auch der Schieber vor dem Pförtlein sei, das aus dem Stall auf den Hof führte, und lief als vor unsichtbaren Verfolgern durch alle Räume. Er lief die Holzstiege empor, wo an den Balken unter den Schindeln die Windlaterne hing, und tastete in der Dunkelheit nach einer Scheibe, die er irgendwo im Gebälk geborgen hatte. Die schob er anstatt der geborstenen ein, entfernte den Kerzenstumpf und steckte ein neues Licht auf.

Wie er umherleuchtete, sah er da auch ein Tönnlein Harz stehen. Das Harz hatte er von seinen Gängen nach dem Schachte mit heimgebracht, oder die Kinder hatten es gesammelt, damit sie es einmal verkaufen könnten. Er warf es umher, er streute es in alle Winkel; er suchte Holzreste und Kistenbretter zusammen und schichtete sie in einer Ecke unter dem Dache über einen Harzhäuflein auf. Am Giebel lag auch ein Rest gerodeter Stöcke, kieniges, aber noch nicht getrocknetes Holz, denn es war erst im Regen des Herbstes von dem Schlage hereingetragen worden.

Die Stöcke baute er übereinander, stellte den Stumpf der Kerze, den er aus der verstaubten Laterne genommen hatte, darunter und schichtete einen Kranz Fichtenharz rings um das brennende Licht.

Dann sprang er die Treppe hinab; es war ganz dunkel um ihn und war finster in seiner Seele. Aber die Wetter leuchteten in seinen Augen.

Er lief aus dem Hause und sperrte die Tür ab. Nun war darin nur noch das Flämmlein lebendig, das unter dem Wurzelhaufen brannte. Es war ein ganz kleines, sanftes Licht, das noch nicht einmal der Sturm entdeckt hatte, der mit den Schindeln klapperte, durch die Ritzen sang und da und dort ein silbernes Band aus Staubschnee über die morsche Diele des Bodens gewoben hatte.

Der Mann ging immer vorwärts, den Kindern nach — mit aufgeschlagenem Rockkragen, mit gesenkter Stirn und mit seiner bangen Furcht. Er schaute sich nicht um.

Die goldenen Tupfen der erleuchteten Fenster lagen nun unter ihm im Abend. Nur wie er ins Holz trat, sah er einen Augenblick flüchtig zurück. In seinem verlassenen Haus an der Brücke war kein Fenster hell.

Vielleicht war auch das Flämmlein auf der Kerze gestorben, das unter den harzigen Stücken brannte. Wenn es doch tot wäre! Es war ihm, er sollte umkehren; ein Hauch seines Mundes reichte hin, es zu töten. Aber dann stand der Hunger wieder in seinem Haus, der qualvolle Hunger und das schleichende Siechtum. Da lief er hin in Nacht und Not, zündete das Licht in seiner Windlaterne an, leuchtete auf den ver-

schneiten Waldgrund und suchte die Spuren, die seine Kinder vor ihm getreten hatten.

Wie die an jenen Platz im Forst gekommen waren, von dem aus sie eine lange Wanderung auf einem fußbreiten Pfade durch mannshohe Jungfichten antreten mußten, war es schon Nacht geworden. Sie wandten die ängstlichen Augen zurück und sahen das wandelnde Licht. Sie warteten im Schutze des Niederholzes, wo der Schneesturm sie nicht so hart anblies, und hörten, wie der Vater mit einem sprach.

Mit wem redet er denn?

Mit zweien; mit seiner Furcht und seiner Reue. Die will er beide zur Ruhe bringen. . . .

Und es ist doch recht; — nein, recht ist es nicht! Aber die Not ist furchtbar. Und wenn das Haus an der Brücke in dieser Nacht niederbrennt, so werden sie ihm die kleine Versicherungssumme auszahlen, und er hat mit seinen Kindern für ein Jahr Brot oder noch länger, selbst für den Fall, daß es ihm mit seiner siechen Kraft nicht gelänge, einen neuen Erwerb zu finden. Dieses Geld ist sein letztes und ist seine letzte Hoffnung. Wenn es Sommer wäre, er hätt's nie getan, hätte nie die halbe brennende Kerze in das Harz unter die gerodeten Stöcke gestellt, damit das Feuer sein Haus fresse, das einst sein Stolz gewesen ist; denn im Sommer hätte der Bergwald Gaben gehabt. . . . So dachte der gequälte Mann. Manchmal schaute er hinter sich und suchte zwischen den rauschenden, verstürmten Wipfeln ein Stück Himmel, zu erkunden, ob es rot wäre, glutrot.

Wie er zu seinen Kindern gekommen war, reichte er dem Knaben das Windlicht und trocknete sich die triefende Stirn. Er war den weiten, beschwerlichen Weg von der Stadt her in einer Stunde gegangen. Nun fragte er:

„Hört ihr Sturm läuten, Kinder? Mir ist, ich vernähme die Glocken."

Sie gingen hintereinander den schmalen Pfad durch das Dickicht; die Äste der Fichten warfen ihren Schnee um sie; der Flori mit dem Windlichte voraus, der Mann zuletzt.

„Sturm läuten? Wo soll's denn brennen? Bis hier herauf ruft keine Glocke," sagte der Knabe. „Und bei dem Wetter findet sich kein Läuten durch den Wald."

„Es sind die Bergbäume, die rauschen, und ist der Wind, der heult," sagte das Mädchen.

Dann gingen sie wieder schweigend ein Stück.

„Mir ist, ich sollte umkehren; mir ist, es müßte was Schlimmes geschehen," begann der Vater nach einer Weile. „Seht ihr nicht den Himmel rot? Hört ihr nicht die Feuerglocken?"

„Es ist kein Schein am Himmel, Vater!" antwortete Seferl. „Du hast das Sausen in den Ohren und hast wieder das Herzklopfen, weil du so rasch gegangen bist. Der Bürgermeister hat dich leicht zu lang aufgehalten, gelt? Nun, da wir Licht haben, wollen wir langsamer gehen. Es ist höchstens noch eine Stunde Wegs bis zum Hammer."

Sie schritten wieder durch hohes Holz und schritten ins Tal. In den Wipfeln über ihnen wühlte der

Wind, und zwischen den Stämmen schimmerten endlich die Lichter der Waldhäuser, die sie erreichen wollten.

Wie sie ganz nahe waren, hörten sie Stimmen vor den Hütten und lautes Rufen. Dem Bergmann wollte das Herz still stehen.

„Es ist eine schlimme Nacht," sagte er, „und ich müßte im Schnee erfrieren, wenn der Weg weiter wäre. Kommt, Kinder," — er lehnte sich totenbleich an einen Stamm, — „kommt, führt mich, daß wir vollends zu den Häusern kommen!"

Er riß sich die Joppe vor der Brust auf und löste sich das wollene Halstuch und rang nach Atem. Da begann Seferl laut zu weinen:

„Flori, siehst denn nicht, der Vater will sterben! Flori, lauf und hol die Frau Muhme, — Flori, — Flori!"

Aber der gequälte Mann wehrte ab. „Es wird besser werden. Kommt," — er reichte ihnen seine Arme, — „wir wollen ganz langsam gehen!"

Und er senkte seine Stirne, und in seine Augen warf das höllische Feuer der Qual seiner Seele einen irren Schein. Die Kinder schauten angstvoll zu seiner Hilflosigkeit empor. Sein Haupt neigte sich tiefer und ruhte nun mit dem Kinn auf der Brust wie eines Sterbenden oder eines armen Sünders im letzten Stündlein. Das war, weil er sich vor dem blutroten Scheine fürchtete, der irgendwo durch das Dach des Waldes hereinleuchten könnte.

„Ist das Rufen immer noch um die Hütten?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Ja, Vater! Es ist wohl die Kufe eines Schlittens zerbrochen; denn was sollen die Leute sonst in der kalten Nacht?"

Eilige Lichter liefen zwischen den Häusern. Nun waren die dreie vor der Wohnung des Holzhauers angelangt, die ihr Ziel gewesen. Die Waldleute sagten: „Das sind die ersten, die geflohen sind." Es kamen etliche herzugelaufen und redeten auf sie ein und fragten, wo der Brand sei. Aber die Kinder sagten: „Ein Feuer ist? Und in der Stadt? So muß es in dieser Stunde erst aufgekommen sein! Mein Gott!"

Da sahen andere, daß der Mann bleich war wie der Tod.

„Was ist denn mit dem Jugel?"

„Krank ist er."

„So sehr krank!" jammerte das Mädchen. „Er kann halt das rasche Gehen nicht vertragen."

„Und in solcher Nacht und in solchem Schneesturm durch den Bergwald! Mußte denn das sein — mit solch einem Kranken?"

Da faßten ihn zwei Männer unter den Armen und leiteten ihn hinein ins Haus. Und über dem Gebirge stand ein blutiger Schein und wuchs und wuchs bis in die Mitte des Himmels.

25.

In dieser Nacht stiegen etliche Männer der Waldhäuser den Berg empor und gingen im Brausen des Winterwinds die Pfade, auf denen am Abend die Brückenleute gekommen waren. Ein rotes, ruheloses Scheinen irrte über den Schnee und ward leuchtend wie Licht der sinkenden Sonne.

Die Männer liefen und hörten ein Brausen und Knattern. Es war aber nicht das Brausen des Sturmes, der durch die Wintermitternacht raste; es war auch nicht das Bersten stürzender Stämme.

Wie sie auf den Schlag hinter dem Steinhofe traten, lag unter ihnen im Tal ein wildes, wogendes Meer von Flammen. Und goldene Bälle wirbelten darüber durch die Nacht. Diesseits und jenseits des Waldwassers lohte die Glut, nicht aus einzelnen Dächern, nicht als einige himmelflammende Feuer: es war ein einziges mächtiges Rauschen, und der Bergbach bahnte sich seine Straße mitten hindurch und war wie wallendes Gold.

Die Sturmglocke heulte; die Menschen jammerten; die Flammen fraßen. Und der Wind wehte sie auseinander und jagte sie über die armen grauen Schindeldächer, zuerst wie ein goldener Schmuck, zuerst wie

strahlende Kronen. Dann wuchsen sie und wurden eine lodernde Säule Brand. Und wie das abendgoldene Meer als wallender Purpur und königlich und unaufhaltsam gegen den Strand rollt, so rollte das furchtbare Meer der Flammen als siedendes Gold und königlich und unaufhaltsam die Bahnen, die der Wind ihm wies, und rollte zuletzt die steile, schmale Gasse empor, die gegen den Steinhof führte. Und hoch im Dunkel der Nacht wirbelten immer mehr goldene Bälle Brand und flogen auf die Waldblöße hinter dem Haus am Stein.

Das war an diesem Ende der Stadt das einzige, das nicht brannte. An zweihunderten der armen Häuser fraß das Feuer; über zweihundert Dächer rollte die goldene Flut. Nur die zutiefst im Tal gelegenen und am Fuße des Kirchberges erbauten Wohnungen blieben verschont.

Auf den verschneiten Stiegen zum Waldkirchlein knieten die Menschen und knieten um die Hörner des Altars und riefen zu Gott in ihrer großen Not. Droben um das Haus am Stein aber standen andere und rangen die Hände oder sahen hilflos und stumm, wie alles verging.

Und so sprachen etliche miteinander:

„Im Brückenhaus ist es aufgekommen."

„Leicht, der Jugel hat's angesteckt."

„Red' nicht töricht! Warum soll denn der Jugel sein Haus anstecken? Der Sturm hat die Glut aus dem Ofen geblasen und hat das Holz entzunden, das davor und dahinter gelegen hat. So ist's gekommen."

„Aber es hat zuerst aus den Schindeln geschlagen und ist auch gleich über das ganze Dach gelaufen.“

„Natürlich! Aus der Stube und die Holztreppe hinauf, das ist für ein wildes Feuer ein Sprung. Und droben in die Dürre! Und droben in die harzigen Stöcke!“

„Eine Tonne Pech haben die Brückenkinder über Sommer auch zusammengetragen. Wie's einmal die gehandhabt hat, dann ist kein Halten mehr gewesen; es haben glühende, brennende Bäche zu laufen angefangen und sind durchs Haus gerannt: keine fünf Minuten, und alles ist eine Flamme gewesen.“

„Wißt ihr auch, daß der Brückenmann von seinem Hausrat verkauft hat?“

„Was ist denn dabei? Leicht, du hättest auch verkaufen müssen. Nun hat das Deinige das Feuer.“

So redeten sie hin und her. Und sie sagten von Stund an nicht mehr der ‚Jugel‘ oder ‚der Brückenmann‘, sondern sie nannten ihn den ‚Zunder‘; denn aufgekommen war der Brand in seinem Hause. Daß er das Feuer hineingelegt habe, um in seiner höchsten Not die versicherte Summe zu erhalten, mutmaßten wohl einige. Aber der Verdacht der Böswilligkeit verlor sich rasch, wie er gekommen war, oder ward nicht mehr laut; denn die erste Flamme war gesehen worden, wie der ‚Zunder‘ bereits zwei Stunden die Stadt verlassen hatte.

Lange nach Mitternacht rasselten die Spritzen der entfernten Bergdörfer heran. In hohen silbernen Bogen zischten die Strahlen in das Gold des Brandes.

Aber weil nichts zu retten war, ergossen sie sich alsbald über die gefährdeten Häuser am Strande des feurigen Meeres. Um diese Stunde führte von der Kirche gegen den Steinhof hin kein Weg mehr: quer durch das Tal wogte der Brand und wogte von Bergsteile zu Bergsteile und war, als wolle er sich emporfressen zu dem wildrauschenden Walde.

Da liefen die Männer mit Äxten und schlugen den Wald; und die Stämme stürzten die Hänge herab und versanken in dem goldenem Meere.

26.

Während der „Zunder‘ in einem hitzigen Fieber auf seinem Lager lag und manchmal aufsprang, weil der Brand mit hundert feurigen Mäulern hinter ihm dreinkrieche, und wie es über der Waldstadt Tag und Nacht und wieder Tag geworden war, lag im Tal um das Wildwasser eine Trümmerstätte. Der Scheewind heulte darüber und warf seine Decke auf verkohltes Gebälk, über geborstene Mauern. Und das Elend war den nun ganz Verarmten nachgeschlichen und wohnte mit ihnen im unteren Teile der Stadt, den das Feuer verschont hatte.

Nur ein Haus stand noch auf der Höhe: das Haus am Stein. In dem Giebel nach der Trümmerstätte zu wohnte Matthias Bratel, der kleine Prophet, mit der Singerannemirl. Jenes Stüblein, in dem diese einst geschlafen hatte, wie sie noch Mädchen war, gewährte nun dem alternden Propheten und seinem Weib Unterkunft, und der Bürgermeister und seine greise, rundliche Frau teilten eine Stube mit den Pechschaberleuten. So dicht wie das Haus am Stein waren alle verschont gebliebenen Häuser von Abbrändlern besetzt; oft mußten diese sogar in den bitterkalten Bodenräumen unter den klappernden Schindeln Obdach suchen, wo zwischen dem Gebälk die unbenützte Streu der Ställe dem Eindringen

des Winterwindes wehrte und ein karges Öflein karge Wärme spendete.

In dieser Zeit der Not besann sich der Kaiser auf die Armen im Bergwald. Aber was war seine Gabe unter so viele? Wer gab jenen zurück, die unversichert um Dach und Habe gekommen waren, was sie verloren hatten? Die saßen frierend und hungernd und saßen ohne Hoffnung mit ihren verhärmten Herzen an fremder Herdstatt.

Und immer wanderte der Wind durch die zerstörte Stadt, und immer trieben die Flocken. Die wob der Wind zu langen, silbernen Mauern, als wolle er wieder bauen, was er durch sein trutziges Blasen vernichtet hatte.

Um diese Zeit saßen sie im Steinhof beisammen — vier Familien unter dem kleinen Dach. Sie rieten und sorgten und fanden doch keinen Weg, von dem Hilfe kam.

Wie sie noch redeten traf ein Brief an die Pechschaberleute ein; der kam aus Wien und war von ihrem Sohne geschrieben. Die Zeitungen hatten von dem verheerenden Brande berichtet, dem die kleine Bergstadt zum Opfer gefallen war, deren Namen kaum jemand kannte. Und so schrieb Georg Zeitel:

„Aus den Zeitungen hab ich Euer Elend erfahren; die Zeitungen sagen: Die Not ist groß. Aber ich weiß nichts, als daß etwa die Hälfte der Stadt zerstört wurde, weiß nicht, ob das Haus am Stein noch steht, und ob Ihr alle am Leben seid. Aus den Nachrichten der Blätter ist mit Bestimmtheit nur das eine

zu ersehen, daß niemand in den Bergwald gekommen ist, der eine richtige Darstellung des großen Unglücks hätte geben können. Ich habe keine frohe Stunde bis Ihr mir schreibt, wie alles steht. Wenn das Elend so groß ist, wie ich glaube, daß es sein muß, da nun ja auch die Zeche still liegt und gar kein Verdienst mehr ist, so will ich heimkommen und will mit der Schwester in die Säle der Städte reisen, oder wir wollen alle vier gehen und wollen nun doch fahrende Musikanten sein, die um ein Almosen für die abgebrannte Bergstadt spielen. Lieber Vater, in diesem Falle wirst du nicht zornig werden! Es ist ein Gedanke, den mir die Sorge eingegeben hat; und wenn der Winter vorüber ist, will ich wieder hierher zurückkehren und mit Erfolg fleißig sein wie bisher."

So las der Pechschaber, und sein Herz ward froh daran.

„Vinzenz Alois Bratel, jetzt — noch einmal landfahren gehen wir! Recht ist's, und der Pechschaberbub muß helfen!" rief er und schlug dem Bürgermeister seine Hand auf die Achsel. „Annemirl," sagte er zur Frau des kleinen Propheten, „setz dich her und schreib ihm: Recht wär's, und er sollt' sich eilen, daß er ins Haus an den Stein komme! Einen Winter lang und vom großen Elend getrieben wollten die Pechschaberleut schon noch einmal mittun. Und zuletzt schreibst du ihm: ‚Du sollst auch Noten mitbringen, verschiedenes zum Streichen und etliches zum Singen! Unsere sind sporfleckig und aus der Mode. Und lebendig sind wir noch alle.'"

27.

In dieser Stunde suchte der Pechschaber sein Blasholz wieder hervor, stimmte die Geige für sein Weib, und sie begannen ein Üben und Blasen und Streichen wie in der vorigen Zeit. Am zweiten Tage kam der Geiger aus Wien.

Am Morgen des dritten Tages zogen sie aus, und wohin sie kamen, öffneten sich ihnen die Herzen; und das Mitleid mit den Unglücklichen im Gebirge gab so reichlich, daß fast an jedem Tag ein ansehnlicher Geldbetrag von den Pechschaberleuten in der Heimat eintraf.

Darüber wurden die Armen im Bergwald wieder voll Hoffnung; etliche ließen sich das Almosen vom Bürgermeister auszahlen, wußten, wem sie es zu danken hatten, gingen hin und redeten hart von dem Pechschaber:

„Leicht, wenn der nicht gewesen wäre, hätten alle Häuser fahrende Spielleute in der Welt, und statt aus dem einen Quell ränne das Geld aus hunderten in die zerstörte Stadt und schüfe, daß wieder ein Glück blühe, wo jetzt das Elend wohnt."

Andere sagten: „Soviel bringt das Musikantentum ein? Ja, ist denn der Pechschaber die Jahre her verblendet gewesen, daß er dagegen geeifert hat und feind-

selig gegen uns geworden ist? Ist er denn verblendet gewesen, daß er seit zwanzig Jahren Stöcke rodet und Holz schlagen geht, anstatt sich das Geld auf so leichte Weise und in solcher Menge zu verdienen?"

Und es waren noch andere, die redeten auf ihre Kinder ein und stellten ihnen die glücklichen Pechschaber als ein Beispiel hin, dem sie nacheifern müßten. Sie sagten: „Wir haben uns ein Leben lang siech gearbeitet im Wald und unter Tag und haben uns nichts erschafft als den vermühten Leib und eine Armut ins Haus. Das ist, weil wir keine Musik erlernt haben. Holzschlagen und erzgraben und handwerken oder eine Fabrik in den Ort: es ist alles nichts und bringt keinen Wohlstand. Aber in dem Musikantentum — darin liegt's! Seht euch die Pechschaber an! Sie fahren in der Welt umher, leben herrlich und in Freuden, schaffen nichts und verdienen soviel, daß sie Hunderte von Menschen ernähren können."

So redeten sie in ihrem engen Sinn, und so sahen sie das Werk der Liebe von vielen Tausenden, die sie nicht kannten. Das fremde Mitleid stand an ihrem Wege der Not und hatte offene Hände und gab ihnen aus diesen Händen. Aber sie erkannten das Mitleid nicht, sondern dachten, es sei die Kunst der Leute aus dem Haus am Stein, die Kunst des Pechschabers, der mit ihnen Stöcke roden gewesen war; die Kunst der Frau, die ihnen Salz und Mehl und ihren armen Kram in dem bescheidenen Lädchen verkauft hatte, und die längst nicht mehr jung und von gelenkigen Händen war. Und doch warfen ihr die Stadtleute das Geld

in Haufen auf ihren Teller, wenn sie an den Tischen sammeln ging!

Sie wußten auch nicht, daß die Freigebigkeit derer im Lande aus zwiefachem Mitleid erwuchs: aus dem Mitleid mit dem Elend der Bergstadt und aus dem Mitleid mit der hilflosen Kunst der fahrenden Musikanten.

Nur dem Spiel des einen lauschten sie mit andächtigem Herzen; nur der Geige des Jünglings spendeten sie bewundernden Beifall.

Aber auch zu ihm und seiner jungen Kunst hätten sich wohl nur wenige gefunden, wenn nicht die Geschichte seines Lebens und seiner Laufbahn wie ein Märchen geklungen hätte: „Noch im letzten Sommer ist er ein Holzhauer gewesen. Als Kind hat er die Ziegen gehütet und Astholz gelesen. Aber der Kaiser hat ihn entdeckt und hat ihn prüfen lassen; und weil der Junge ein so außergewöhnliches Talent besitzt, studiert er auf des Kaisers Kosten."

Den Jungen wollten sie sehen, das ‚Wunderkind', das in des Kaisers Gunst stand. So war es am letzten Ende die — Neugier, die die Kosten des zerstörenden Brandes trug.

Aber die im Bergwald erkannten das nicht, sondern sie sagten:

„Wohlan, die Bergstadt hat das Feuer gefressen; so soll eine Musikantenstadt aus dem Schutte wachsen!"

28.

Der Zunder war im fernen Waldhause gestorben, und seit dem großen Brande waren drei Jahre vergangen. In einem Jahr war einst aus einem kleinen Walddorf eine Stadt gewachsen; in einer Nacht und in einem Tage war sie wieder vernichtet worden. Aber nun hatten die drei Jahre fahrenden Musikantentums, dem sich ihre Bewohner zugewendet hatten, nicht einmal hingereicht, alle Trümmerhaufen zu entfernen. Wohl standen da und dort neue, kleine Häuser, wohl war in diesem Herbste da und dort ein Gärtlein zu schauen, in dem die bunten Abendsterne des müden Jahres, die Georginen und Astern, aufgingen. Aber die meisten Menschen hatten das Geld der Versicherung in der Zeit der größten Not aufgebraucht und zahlten nun Zins für die kleine Stube, die sie ermietet hatten.

Da mußte der Bergwald wieder helfen; und er half im Sommer mit Beeren und Holz, im Herbst mit Schwämmen und mit Moos für die Ritzen der Fenster, damit der harte Wind des Winters nicht hindurchwehen könne.

29.

An einem dieser Herbsttage kam ein altes Holzweiblein mit einer Last dürrer Äste auf dem Rücken den Bergpfad beim Stein herab und schwankte nach der Bank vor dem Hause des Pechschabers. Das war Hanna Veit, die Mutter des Wildschützen.

Der Pechschaber trat hinzu und löste ihr den Strick, der ihr so hart in die Achsel schnitt. Aber die Alte wehrte ihm. „Nicht abhucken will ich, Pechschaber, nur ein wenig verschnaufen tät ich gern!" sagte sie mit ihrer weinerlichen, zitternden Stimme.

„Gelt, Hanna, hätt'st nicht gedacht, daß du eine Last Holz und siebzig Jahre einmal den Berg hereinschleppen müßtest? Wiegen arg schwer die beiden miteinander."

„Jeßmaria," seufzte das Weiblein, „'s möcht schon alles sein, Pechschaber, wenn's einzig die beiden wären! Aber nun müssen sie meiner fremden Tochter das Bein abschneiden, hat der Doktor gesagt." Der Pechschaber erschrak. „Der Brand ist hineingekommen," berichtete die Alte zwischen ihren Tränen hindurch. „Und nun ist der Veit auf der Fahrt — weiß Gott, wo er aufspielt — und denkt: gewiß ist sein Weib daheim wieder wohlauf und kommt bald, ihn zu suchen, und hilft ihm wieder spielen."

Weil Mutter Hanna sich anschickte, das Gebund Holz sich von neuem aufzuschnüren, warf sich's der Pech-

schaber über die Schulter. „Komm nur,“ sagte er, „ich trag dir's vollends den Berg hinein!“

Da sahen ihn die greisen Augen mit einer tiefen, rührenden Dankbarkeit an, und die Alte erfaßte ihn am Joppenärmel: „Pechschaber, ist's, weil ich hätt' schon lang zu leben aufhören müssen, oder seh' ich mit meinen trüben Augen doch noch recht? Mir ist, bei dem großen Feuer ist all unser Glück verbrannt. Ist halt nur so ein kleines, ärmliches Glück gewesen und ist deshalb in der Hölle, die damals losgebrochen ist, vollends hingewelkt. Klein und ärmlich ist's gewesen, Mann, aber es war doch wenigstens da!“

Da furchte sich dem Pechschaber die Stirne: „Mußt nicht sagen: Seit dem großen Feuer, Mutter Hanna! Mußt sagen: Seitdem die Leut' auf der Straße liegen! Was das Feuer gefressen hat, das hätt' sich auch von der Armut wieder neu schaffen lassen. Aber jetzt, was in den Staub der Landstraßen fällt, und was im Dunste der Bierstuben verdirbt, das ist dahin, ist ewig dahin, und war doch unser einziger Reichtum! Und das sag' ich dir: Wir stehen erst am Anfang vom Wege. Wenn wir ein Stück weiter sind, so wollen wir an den heutigen Tag denken und wieder miteinander reden. Es wird noch viel schlechter mit uns!“

Da wischte sich die alte Frau mit der Sackschürze die Augen aus: „Pechschaber, wenn bessere Zeiten wären, so tät ich dir jetzt sagen: Red' darüber, mit wem du willst! Ich bin hernach auf die Reise gegangen, aber dorthin, wo die lieben Engelein aufspielen, und wo gut ruhen ist.“

Sie setzte sich auf einen Stein am Weg, um zu rasten; denn mit dem Manne Schritt zu halten kam ihren siebzig Jahren sauer an. Dann fuhr sie fort:

„Aber nun — möcht' einer nicht sagen: Jetzt, bei den schlechten Zeiten, da kann ich doch nicht auf und davon? Der Frau daheim wollen sie das Bein abschneiden; was soll denn geschehen mit ihr, wenn ich ihr jetzt wegsterb'?"

„Ist abermals recht, Hanna!" nickte der Pechschaber. „Soweit sind wir gekommen: Die Alten können nicht sterben, weil sie keine Zeit dazu haben; die Müden können nicht schlafen; die Kranken können sich nicht gesund pflegen; denn die Jugend ist draußen und gibt um rote, armselige Kreuzer ihren Reichtum hin: Gesundheit an Leib und Seele, Ehrlichkeit, Treue, den Willen zur Arbeit und noch viel mehr."

Da richtete sich die Alte seufzend an dem Ast empor, den sie als Stab gebrauchte.

„Ich weiß schon, Mann, du bist dem Musikantentum feindlich, und sie sagen sogar: Es ist der Neid, der in dir frißt, weil sie's dem Deinigen nachtun möchten. Aber es ist doch auch manches gut und richtig, wie du es meinst. So geb' der liebe Gott, daß du am Ende doch nicht recht behältst!"

Da waren sie miteinander vor das kleine Haus gelangt, in dem die Frau des Veit mit ihrer Angst verlassen lag.

Der Pechschaber ging mit hinein und nahm die schmale, bleiche Hand, die den herben Zug der Schmerzen trug, in die seine. Aber das Elend, das in dieser

armen Stube wohnte, war zu mächtig, als daß der Mann ihm hätte einige Worte windigen Trostes hinwerfen können. Der Jammer schloß ihm den Mund, und er legte dem siechen Weibe seine Hand auf die Stirn.

So saß er lange, und sie sahen sich einander in die Augen.

„Es ist keiner fahren aus deinem Hause, Pechschaber?“ fragte sie, und die Worte tasteten sich mühsam und schwach ihren Weg.

Der Pechschaber schüttelte mit dem Kopfe: „Da sei Gott vor!“

„Und der Girgl? Wird er nicht bald kommen und eine Kapelle bilden und mit ihr hinausgehen? Veit wartet auf ihn.“

„Nein, das wird nie geschehen, Frau! Er ist nun erster Geiger geworden am Stadttheater in Prag. Und er hat eine Stiftung erhalten, was sie auf der Schule ein Stipendium nennen; dafür soll er nach Deutschland und Italien reisen und noch mehr lernen. Aber zu solchem gottvergessenen Unfug wie dem fahrenden Musikantentum hat er keine Zeit.“

Der Mann sprach hart, und es war eine bittere Gehässigkeit in seinen Worten; das war immer so, wenn sie mit ihm von derlei Dingen redeten. Aber in diesem Augenblick überkam ihn die Reue; denn er sagte sich, daß es ein schlechter Trost sei, zu einem vom Glücke zu reden, das anderen geschenkt ist, wenn ihn ein abgrundtiefes Leiden quält. Darum begann er:

„Meinst du, daß man den Veit herzuholen sollte, Frau?“

Aber sie wehrte ab: „Laßt mit mir geschehen, was mag! Ich will schon tragen, was ich tragen soll. Aber er — kann ich ihm nun noch eine Last aufbürden zu der, an der er schon so schwer trägt? Pechschaber, — erst ein wilder Schütz im Wald und ein verwegener Schmuggler, dann selbst ein angeschossenes Wild, darauf ein siecher Bergmann und zuletzt ein darbender Musikant — ein darbender, jawohl, Mann! Denn er schickt die paar Gulden heim, wenn er kann, heim zu seinem elenden Weibe. Und ich sollte doch mit ihm arbeiten und sollte mit ihm verdienen."

Da schlug die Kranke die Hände über das Gesicht und brach in ein lautes Weinen aus.

Weil die greise Hanna über diesem Schluchzen am Ofen hinaus in den Stall und von da wieder in die Stube sich getastet hatte (die Beschwer des Bergweges hatte ihren Rücken noch tiefer gebeugt) und doch nicht nach dem Grunde des lauten Weinens fragte, erkannte der Pechschaber, daß die schwerleidende Frau die Qual ihres Daseins häufig in dieser Weise übermanne. So war das der Alten allmählich zur Gewohnheit geworden.

„Gott mag helfen!" weimerte sie.

Die Kranke ward wieder still und sagte:

„Ein ganzes Leben hab' ich dir beschrieben in diesen paar Worten. Armut war immer; aber zu Anfang war doch auch noch eine Freude dabei. Jetzt, wie er sich vermüht und halb siech gemacht hat, jetzt ist es eitel Elend."

Und nun berichtete sie mit der Ausführlichkeit der Kranken von ihrem Leiden, berichtete, wie sie die Stiege

herunter gefallen, und wie das alles so gekommen sei, und gedachte des Endes. Sie sah mit starren, traurigen Augen an die rauchgeschwärzte Decke. „Im besten Falle lauf' ich mit einem Holzbein durch das Leben, Pechschaber." — Mit einem Holzbein holt einer wohl den Tod ein, aber die Freude läuft schneller, und die Freude läuft solch einem armen Krüppel davon, dachte der Pechschaber und zog die Achseln; aber er sagte: „Mußt nicht so finstere Gedanken haben, Frau!" Er schaute sich in der Stube um: „Ich hab' doch immer gedacht: Es ist heut so still bei euch! Jetzt weiß ich: Die Kinder hast nicht mehr daheim, gelt?"

Um den Mund der Kranken zuckte der Schmerz: „Nein, die haben wir alle drei in das Haus auf dem Bühel gegeben, schon eh' wir auf die Fahrt gegangen sind. Ich hab' gedacht: Die Mutter könnt' sich auch nicht um alles kümmern; sie muß nach Holz in den Wald und muß Schwämme und Hagebutten sammeln, wenn sie im Winter auch einmal ein anderes Essen auf dem Tisch stehen haben will als immer Erdäpfel. Und das Wasser ist mir so nah am Haus und ist hier gar so wild; auf dem Bühel ist Holz und keine Gefahr für die Kinder. Die Bühelfrau, seit sie ihren Mann begraben haben, verdient sich das Ziehgeld gerne. Es haben ja auch noch andere Kinder zu ihr gegeben und ist damit ein neues Gewerbe entstanden, seit wir eine Musikantenstadt sind."

So sprach sie. Und weil der Pechschaber hörte, daß ihre Stimme zitterte und sterbensmatt war, reichte er ihr die Hand.

„Bis ich wieder aus dem Bett kann, müssen sie nun schon fortbleiben; denn an ein Reisen werd' ich nicht mehr denken können," sagte sie traurig.

Der Mann aber dachte: „Wenn sie mich jetzt fragte, was besser wäre, das Holzbein und die Kinder daheim oder zwei gesunde Beine und Landfahren und die Kinder in fremdem Hause, so sagte ich ihr: Nimm das Holzbein und die Kinder!"

Aber er schwieg und sah mit nachdenklichen Augen über ihr Bett hinweg und sah zum Fenster hinaus; denn er dachte, sie würde ihn doch nicht verstehen. Ein heimlicher Zorn überkam ihn. . . .

Da riß ein Knabe die Türe auf.

„Pechschaber, ich hab' den Berg hereinspringen sollen, so schnell ich kann; heimkommen sollst! Es muß etwas mit dem Bürgermeister nicht recht sein. Nur schnell heimkommen!"

„Hast dich nicht verhört, Bub?"

„I nein; 's ist schon recht, wie ich gesagt hab'."

Wie der Pechschaber den Weg gegen den Stein anstieg, dachte er nicht so sehr an den alten Bratel, der leicht nur mit ihm über eine Angelegenheit reden wollte; denn er hörte gerne fremden Rat und um so lieber, je älter er geworden war. Er dachte vielmehr daran, daß die Eltern, die in die Welt gefahren waren, ihre Kinder nun schon bei fremden Leuten unterbrachten. Die Frau hatte ganz richtig gesagt: „Ein neues Gewerbe ist entstanden." Ein feines Gewerbe, das! dachte der Pechschaber. Zeit genug, die Kinder in die Welt zu setzen, haben sie, aber Zeit, sie aufzuatzen, haben sie nicht.

Er ging mit gesenkter Stirn und schickte seine Gedanken ein paar Jahre voraus: es werde in der kommenden Zeit eine Menge Buben und Mädchen im Ort umherlaufen, die weder Vater noch Mutter, weder Liebe noch Treue kennen; denn sie sind von solchen aufgezogen, die ihnen nur so viel geben, als ihnen das karge Geld wert war, das sie dafür erhielten. Und so billig kauft man Liebe und Treue nicht! Und um so ein paar windige Kreuzer ersteht einer keine Tugenden!

Das war ein Ausblick in eine trübselige Öde der Herzen und war ein Weg, auf dem er seine Gedanken noch nie hatte wandern lassen.

Aber droben vorm Haus am Stein stand die Pechschaberin nnd legte die Hände um den Mund und rief hindurch. Der Mann hob die Augen und erkannte die große Not, in der die Frau war. Er schritt schneller zu Berg und sah sie alle vor die Haustüre laufen.

Auch die Annemarie und der kleine Prophet und der Schani Bratel (der die Prophezeiung von den schlechten Zeiten getan hatte) und die Bärbel waren gekommen. Die hatten sich auf der Brandstatt das Haus am schwarzen Kreuz wieder aufbauen lassen. Nur der Bürgermeister und die Frau Dorothea, die nach dem Brande ihr Amt nicht wieder aufgenommen hatte, waren im Haus am Stein geblieben. Sie hatten die beiden Giebelstuben inne; „denn,“ hatte der alte Bratel gesagt, „zum sterben sind sie groß genug. Und was werden wir zwei noch weiter vorhaben auf der Welt?“

„Mann,“ rief die Pechschaberin, „komm nur rasch; er macht's gar aus, der Bratel! Der Schlag hat ihn

getroffen, und nun liegt er im Bett, und der Schani sitzt bei ihm und hat gesagt, das wär' sein Ende."

Der Pechschaber tat die Schuhe aus und stieg die Holzstufen empor und trat ganz leise in die Stube.

Da saß der Prophet am Lager seines Vaters und hatte ihm die Spitzen seiner Finger auf die geschlossenen Lider gelegt.

„Er ist gestorben," sagte er.

Dann standen die beiden Männern mit gefalteten Händen und mit gesenkten Stirnen. Sie beteten.

30.

In der Musikantenstadt brauchten sie einen neuen Bürgermeister. Einen Bürgermeister wählt man im Schenkhause. Man verlegt in dieser Zeit mancherlei wichtige Dinge in die Nachbarschaft von Bier und Branntwein leicht deshalb, daß man diesen beiden hernach die Schuld an einem Fehlschlage geben kann? Oder weswegen?

Im Schenkhause kamen die Männer also auch diesmal zusammen; aber es waren ihrer etliche nicht dabei; die waren landfahren. Der Pechschaber war auch erschienen, und zuletzt, wie sie schon hitzig wurden und lauter hin und her redeten, als das für die kleine Schenkstube nötig gewesen wäre, stellte sich auch der Prophet ein.

Der hatte in seinem Höflein hinter dem Haus am Hange just ein wenig Astholz geschlagen und hatte bei dieser Arbeit darüber nachgedacht, daß der Pechschaber die Dinge, die sich in der Musikantenstadt vorbereiteten, mit einem scharfen Blick erkannt habe und sie wohl auch richtig beurteile. Aber der Pechschaber stand mit seiner Überzeugung ganz allein und wurde feindselig angesehen. Wenn einer mit seiner Weisheit dem Willen der Männer einer ganzen Stadt sich entgegenstellt —

sann der Prophet — so müßte das schon seltsam zugehen, wenn dieser eine besser sähe als die anderen zusammen. Leicht, der Pechschaber ist nur ein Starrkopf.

Und nun fragte sich der Prophet, während er seine Axt so hastlos und stetig in die dürren Äste schlug: Woher hat denn der Pechschaber seine Klugheit?

Und er antwortete sich selbst: Er hat sich halt die Welt angesehen, hat vielerlei Menschen kennen gelernt und hatte mit ihnen umzugehen; von denen hat er sich abgesehen, was er für sich brauchen konnte. Also: Der Pechschaber ist über dem Landfahren erst ein richtiger Kerl geworden. Und doch schwillt ihm nun die Zornader, und doch fliegt ihm Feuer aus den Augen, wenn die Rede auf das Musikantentum kommt. Und wird heute sogar just deswegen Bürgermeister, weil er einst landfahrend war.

Das war dem Propheten noch gar nicht eingefallen; darum lehnte er die Axt an den Hackstock und begann sehr nachdenklich das gespaltene Holz unter dem Dächlein an der Stallwand aufzubauen. Sollten die Leute doch recht haben, die da meinten, der Pechschaber wolle allein der Kluge sein in der Musikantenstadt? Und der Pechschaber — von heut ab Bürgermeister?

So sann der Mann eine lange Zeit; denn man verlangte in dieser Stunde, daß er seine Stimme abgebe. Und der Sohn des alten Bürgermeisters Bratel hatte das Nachdenken über dem Schachtelmachen gelernt und war nicht leichtsinnig, zudem war er der, der einst die Prophezeiung von den schlechten Zeiten getan hatte. Manchmal dachte er: der Pechschaber hat sich in einen

Haß gegen die fahrenden Leute hineingeredet, und es wird ein Kreuz und Leid sein und ewiger Unfried zwischen den fahrenden Leuten und dem neuen Bürgermeister. Sollte er, der besinnliche, helläugige Schachtelmacher seine Stimme wirklich für jenen in die Wagschale werfen? Es gab da manches Für und Wider, zuletzt aber hielt er's wieder mit dem Pechschaber. Daß bei dem Musikantentum am End auch ein Gutes herauskäme, würde der wohl nicht verabreden; er sagte halt nur: Der Schatten ist größer als das Licht.

Dann griff er in tiefen Gedanken wieder nach der Axt.

Um diese Zeit steckte Frau Bärbel den Kopf zum Fenster heraus — der Herbst hatte ihr nun auch schon heimlich ins Haar gereift — und sagte: „Schani, ich denk', du gehst, den neuen Bürgermeister wählen! 's wär' schon Zeit."

Der Prophet schaute auf und schaute nach der Sonne, wie spät es wäre.

„Wahr und wahrhaftig," sagte er, „jetzt — mein Lebtag bin ich nicht zu spät gekommen, und nun, da ich leicht so nötig bin wie bei meiner Hochzeit, nun hab' ich mich halt ein Eichtl versonnen."

Er tat sich rasch noch seine Tabakspfeife aus dem Sack, druckte ein wenig mit dem Finger nach, und wie er Feuer geschlagen hatte, ging er ins Schenkhaus, zwirbelte sich auch den Schnurrbart auf, den widerborstigen, der sich das nicht gefallen ließ, und strich sich die Haare über den Schläfen glatt.

Daß er den Pechschaber wählte, darüber war er nun wieder mit sich im reinen.

Die Männer, die in der Schenkstube beisammen waren, schienen kaum auf ihn zu achten, als er eintrat. Das war ihm grad recht; er sah nicht gern die Augen anderer auf sich gerichtet, und seine schlichte Einfalt und seine wortkarge Bescheidenheit hatten auch nie gelitten, daß er sich in die Angelegenheiten andrer mischte oder gar eine Rolle in der Stadtgemeinde spiele.

Nicht lange, und die wenigen Männer setzten sich um den Tisch und gaben ihre Zettel ab.

Da wies es sich: Der Pechschaber hatte eine Stimme, und die übrigen acht lauteten auf den Namen des Johann Bratel. Wie er das vernahm, ging ihm die Pfeife aus und vor seinen Augen begannen die Dinge plötzlich in einem unklaren Lichte zu stehen. Aber der Schani hatte nichts anderes zu tun, als zu erklären, daß es ihm eine Ehre sei, und daß er die Wahl annähme. Er tat das, ohne das geringste Zeichen seiner namenlosen Verwunderung, ließ sich darauf von seinen Wählern die Hände schütteln, tat sich die Pfeife wieder an und ging alsbald mit dem Pechschaber nach Hause.

Wie der schon in der Stube stand und der Bärbel in seiner behenden, draufgängerischen Art kundgab, daß sie die ‚Frau Bürgermeisterin‘ geworden sei, schritt der Mann draußen um sein Holz, als wäre nichts geschehen, legte ein wenig zur Seite, was in den Weg gesprungen war, und barg die Axt in dem Schupfen. Dann ging er dem Pechschaber nach. Die Bärbel warf ihm schon ein lustig Wort zum Fenster heraus; das flog wie ein blanker Ball in die sonnige Klarheit des Herbsttages, und der Bürgermeister fing es lächelnd auf.

„Mann," sagte die Bärbel, „jetzt — wir haben gedacht: Kein anderer als der Pechschaber ist der neue! Aber daß wir selber drankämen, selb ist uns nit im Schlaf eingefallen, gelt?"

Und der Pechschaber: „Heilsfroh bin ich, Leut', daß es so gekommen ist! Ich, der Girgl vom Stein, hätt' in jetziger Zeit nicht dazu getaugt; das hätt' einen Unfried gegeben, es ist nicht zum Ausdenken."

So ward der Prophet der Bürgermeister der Musikantenstadt.

31.

Nicht lange nach dieser Zeit schwammen die Bergnebel herauf, und die Nächte schlugen ein feines Silber daraus. Das war den Blättern zu schwer; da ließen die Bäume sie fallen.

In diesem Herbst schrieb die Seferl, die Tochter vom Zunder, einen Brief aus einer kleinen Grenzstadt an den Bürgermeister und die Frau Bürgermeisterin und fragte bei dem ‚lieben Herrn Vormund‘ an, ob's nicht möglich sei, daß sie die Arbeit in der Zwirnfabrik aufgäbe und vielleicht als Dienstmagd in die Musikantenstadt zurückkehren könne. Sie habe ein so großes Heimweh und finde keinen Geschmack an den anderen, die nach Feierabend mit den Burschen umherzögen, und von denen viele ein schlechtes und liederliches Leben führten. Sie sollten aber ja nicht meinen, daß sie in der Fabrik die Hausarbeit verlernt habe; sie habe vielmehr eine noch größere Freude daran und eine Sehnsucht, aus dieser kalten, großen Einsamkeit herauszukommen; es seien zwar über vierhundert Menschen in der Fabrik, aber je mehr ihrer würden, desto einsamer fühle sie sich. Auch sei sie ja nicht aus eigenem Willen dahin gegangen, sondern die Frau Muhme im Waldhause habe zu ihr gesagt, sie müsse sich etwas verdienen, und im Waldhause sei sie übrig.

Die Bärbel ging mit dem Brief alsbald über den Flur des Hauses zur Annemirl, ihrer Schwiegertochter. Sie bewohnten ein Doppelhaus, das an jener Stelle stand, die sie einst „das schwarze Kreuz" genannt hatten. Es war nun nur noch ein weiter kahler Hang ringsum, seit das große Feuer die Hütten gefressen hatte. Diesseits von dem Flur wohnte der Bürgermeister, jenseits sein Sohn, der kleine Prophet mit der Annemirl vom Steinhof und ihrem Kinde. Die Annemirl hatte das kleine, jauchzende Mädchen auf dem Knie, das auch Seferl hieß und beide Ärmlein nach der Großmutter ausstreckte — die Großmutter war die gleiche Bärbel, die von der alten Steinhöferin aufgezogen worden war. Damals hatte sie bei den beweglichen Märchen der alten Frau auf der Ofenbank die Beine unter das Röcklein gezogen, und heut war sie die „Frau Bürgermeisterin".

Die Frauen redeten von der Tochter des Zunders, meinten, daß sie ein gar braves Mädchen sei, und berieten, ob es geschehen könnte, daß die Seferl in beiden Familien zugleich die ihr zukommenden Arbeiten versorge; die Einteilung des Tages werde sich hernach schon von selbst geben. Und weil die Annemirl sie nötiger habe und noch nötiger, wenn erst das zweite Kind da sei, so sollte die Seferl die meiste Zeit in ihrem Dienste sein.

* * *

An einem sinkenden Winterabend schritten die Seferl und der Florian den Weg vom Waldhause, in dem der Zunder vor drei Jahren seinem Leiden erlegen war, gegen die Musikantenstadt.

Sie waren vordem nur ein einzig Mal seit jener furchtbaren Nacht, die die große Not brachte, auf diesem Wege gegangen, um die armen, geschwärzten Trümmer und die starrenden Balken zu sehen und zu sehen, was von dem Haus an der Brücke übrig geblieben sei.

An jenem Tag erfuhren sie, daß ihre weiße Ziege im Feuer umgekommen war; und weil die Kinder auch den Verdacht vernahmen, daß ihr Vater an dem Unglücke schuld sei und es wohl gar böswillig verursacht habe, gingen sie damals nicht weiter als auf die Waldblöße über dem Haus am Stein, und die Seferl schaute durch ihre Tränen auf die zerstörte Stadt. Wie sie wieder ins Waldhaus kamen, standen sie am Lager eines toten Mannes und waren nun ganz verwaist. Solange der Winter währte, sah die Frau Muhme ihrem Aufenthalte mit sauersüßen Mienen zu; bald aber merkten sie, daß sie übrig seien.

Da zogen sie aus und zogen in die Grenzstadt und hatten nun drei Jahre miteinander in einer armen Dachkammer gewohnt.

Wenn sie aus der Fabrik heimkamen, sorgte die Seferl für ein Nachtmahl, und der Flori nahm die Geige, oder er nahm die Flöte und wollte dem Schicksal durch unermüdlichen Fleiß abringen, was es ihm an Befähigung versagt hatte; denn er dachte, er wolle es doch noch zwingen, mit einer Kapelle in die Welt

zu gehen, wie es seine Altersgenossen in der Musikantenstadt taten. Und weil er im Bergwald geboren war und das Rauschen des Tannenforstes in seine Kinderjahre geklungen hatte, war ein Verlangen in ihm, aus dem Dunste der Fabrik und aus dem Wald der Schlote herauszukommen. Er wollte lieber ein Holz schlagen, wo der Bergsturm weht, als die Spulen drehen, wo der trübselige Nebel der Schornsteine kriecht.

Aber die Seferl sagte, sie wollten an dem Orte so lange bleiben, bis sich für sie in der Waldheimat erst wieder ein richtiger Platz gefunden habe. Und heimlich dachten sie immer daran, wie sich wohl ein Weg finden lasse, im Bergwald und bei allen jenen Einkehr zu halten, mit denen sie Kinder gewesen waren. Aber die Furcht, man möchte ihnen dort gram sein, weil man schlecht von ihrem toten Vater geredet hatte, und die Angst, daß sie in der armen Heimat ohne Verdienst bleiben müßten, hielt sie zurück.

Nun hatten sie drei Jahre an ihrem Heimweh gelitten, und nun flogen ihre Herzen wie singende Lerchen dem ersehnten Glück entgegen. Sie hatten auch bedacht, daß der Flori in dieser Winterszeit keinen Erwerb finden werde; darum hatten sie immer einen Teil ihres Wochenlohnes zurückgelegt.

Aber wie sie nun aus jenem Waldhause bergan schritten, in dem die Frau Muhme gar nicht damit einverstanden war, daß sie beide wieder in die armselige Stadt zurückkehrten, in der sie doch nichts verdienen könnten, wanderten sie wieder schweigsamer ihres Weges. Freilich war die Freude in ihnen; aber sie war nicht

allein, sondern die Sorge war auch dabei, daß nun doch etliche sein würden, die ihrem Vater oder wohl gar ihnen selbst die Schuld an dem Brande gaben.

Seferl war froheren Gemütes als Florian. Sie wußte, sie kam zu guten, tüchtigen Leuten, die ihren Fleiß und ihren guten Willen sehen und anerkennen würden, und die sie schon als Kind gern gehabt hatten.

Aber in dem Bruder ward die Freude desto scheuer, je näher er der Heimat kam; er war ohne Mut; denn sie wußten alle, daß er nicht mit den anderen in die Welt gegangen sei, weil der Pechschaber ihn untauglich für die Musik gehalten habe. Aber der Pechschaber hätte wohl allen das gleiche gesagt, und wenn's dem nachgegangen wäre, wäre in der ganzen Stadt außer seinem Sohne keiner dazu fähig gewesen. Allein: Flori wußte sich aus solchen Gedanken keinen Trost herzuleiten.

Daß der Seferl das Fortkommen leichter sein werde, und daß sie auch jetzt fröhlich war, das konnte er schon begreifen: sie war schön. Sie hatte große, träumende Augen, aus denen der Glanz des Sommerhimmels schien; sie hatte an diesen Augen die schwarzen, langen Säume der Wimpern und darüber die dunklen Bogen der Brauen und eine sanfte, stille Stirn, die während des Aufenthaltes in der Fabrikstadt ganz weiß geworden war. Und dennoch stand auf ihrem Gesicht der Frühling des Lebens in voller Blüte.

Florian hatte oft bemerkt: Wenn er mit ihr durch die engen Gassen ging, so ruhten die Blicke der Menschen auf ihnen. Und er las in diesen Augen die Ver-

wunderung darüber, wie schön die Schwester und wie häßlich der Bruder sei. Sein schmaler, langaufgeschossener Körper trug den Kopf mit dem sommerfleckigen Gesicht und den Haaren von der eigentümlichen Farbe zwischen aschgrau und moosgrün auf einem Halse, der nun noch dünner geworden zu sein schien, und in dem der Kehlkopf immer noch so sichtbar hin- und hersprang; die großen Ohren standen weitab: zwei Geschwister konnten sich nicht unähnlicher sein als diese beiden.

Und weil der Knabe die Not des Lebens frühzeitig kennen gelernt hatte und oft tagelang mit der Kümmernis allein gewesen war, so fehlte ihm der Übermut der Jugend. Sein Gesicht sah aus, als wären nie die goldenen Flügel eines Lachens darübergeflogen, und seine trockenen, hellblauen Augen hatten so gar nichts von dem träumerischen Glanze, den Himmel und Bergwald in die des Mädchens gesenkt hatten. Und weil die Keckheit der Jugend ihm mangelte, so hatte sich allerlei seltsames Wesen in den Knaben geschlichen, das sich nun, da er ein Jüngling geworden, erst recht kantig, hart und wunderlich zeigte. Es war eine Feindseligkeit gegen die Menschen in ihm, wie sie sonst nur bei älteren Leuten, vielleicht als das Ergebnis sehr übler Lebenserfahrungen, anzutreffen ist.

In den Jahren, in denen Seferl nach der Arbeit des Tages um ihn gewesen war und ihm sorgen und sinnen half und die Sonne ihres Frohmuts um ihn leuchtete, hatte seine Wunderlichkeit nicht Zeit, ihre Schosse zu treiben, wie sie mochte; denn er litt gern, daß Seferl dies und das an ihm tadelte oder zu ihm sagte, er müsse

das so und das andere anders tun, wenn es etwas werden sollte. Warum sollte sie auch nicht recht haben? Was sie anfaßte, war schon halb gelungen; und der lange häßliche Junge ward manchmal fast zag ihrem hellen Herzen und ihrer sicheren Klugheit gegenüber und quälte sich, daß sein sinnierendes, grüblerisches Wesen, mit dem er immer auf hunderterlei Bedenken stieß, zu nichts tauge.

Wie es in seiner Art lag, dachte er in mancher einsamen Stunde darüber nach, was es denn eigentlich sei, das ihn der Schwester so himmelferne rücke. Da fand er, sie habe ein weiches, heiteres Gemüt und habe ein starkes, fröhliches Herz, zwei Dinge, die ihm das Geschick augenscheinlich versagt hatte. Vielleicht war das bei ihr ein Erbteil der Mutter, während er die verschlossene, sebstquälerische und zur Trübseligkeit neigende Natur des Zunders geerbt hatte, die auf die seltsamsten Einfälle verfiel, um aus der Härte der Tage sich herauszufinden.

Nun, wenn Seferls heiterer Sinn nur noch selten um ihn sein konnte, mußte alles an ihm noch häßlicher und noch wunderlicher werden.

Das begann schon in dieser Stunde, in der sich die Schwester von ihm trennte, um fortan im Dienste der Bürgermeisterin und ihrer fremden Tochter zu sein.

Die Fenster wurden schon hell, und die Sterne der reifkalten Winternacht gingen an, als die Geschwister den Weg am Stein herabschritten. Bei dem Hause des Pechschabers stieß Flori die Schwester an, schaute aber nicht auf; denn von den Pechschaberleuten sollte keiner ihren ersten Gruß bekommen.

Seferl verstand die stumme Sprache seines Ellenbogens: „Wenn der Pechschaber nicht gewesen wäre, 's ging uns leicht heut' besser," sagte der Ellenbogen. „Und nun gehst du dienen," setzte der Flori halblaut hinzu.

„Das will ich schon gern, Flori, und gelt, du machst dir wegen mir keinen Kummer? Du quälst dich manchmal um Dinge, auf die ein anderer in deinem Alter noch gar nicht hinschaut."

Er blickte vor sich auf den Schnee, der unter den Sohlen ihrer Schuhe ächzte, und hatte den herben, festgeschlossenen Mund.

Alsbald ging er allein von Haus zu Haus; denn die Schwester war in das Bürgermeisterhaus eingetreten. Da merkte er: Es ist ja in der Stadt alles anders geworden, und jene Menschen, bei denen er hatte wohnen wollen, waren nun selbst nur noch Mieter einer einzigen Stube oder waren fort in die Welt und spielten um Geld.

Etliche empfingen ihn unfreundlich: „Der Zunder bist? 's kennt dich einer gar nicht mehr, so bist du herausgewachsen!"

‚Der Zunder', sagten sie zu ihm! Das verbitterte ihm das Herz. Aber sie machten keine Miene, ihm eine Unterkunft zu geben.

Endlich besann er sich auf ein Haus, das am Wege gegen den Bühl hin stand. Es war ein altes Genist und für das Feuer wohl zu lumpig gewesen; deshalb war das nicht erst bis zu ihm gelaufen. Ein dämmeriges Licht schien hinter den Fenstern.

Der Flori mit seinem Bündel am Riemen schaute hinein.

Da saß der alte Holzschlager auf der Ofenbank, hatte auch an diesem Wintertage sein spottschlechtes Spitzhütlein auf dem Graukopf und richtete sich seinen Rauchkloben zurecht; denn es war die Zeit für das Abendpfeiflein; das ‚Moidl' strich die Kartoffelschalen von der Tischplatte auf eine Schaufel.

Der Holzschlager war der Gid (Gideon), der sein Weib immer nur das ‚Moidl' (Maria) nannte. Er war dereinst aus Tirol zugewandert, war mit dem Veit schmuggeln und Wildbret schießen gewesen und ging dem heimatlichen Brauche gemäß in der fremden Stadt noch in gemsledernen Kniehosen zuhof, das heißt, sobald er nicht auf der Wildbahn oder beim Schwärzen war; denn dabei hätte ihn sein Lederhöslein verraten. Der Gid und das Moidl lebten nun schon dreißig Jahre miteinander im Bergwald, hatten die Kinder auf der Landstraße und zogen nun die Enkel groß.

Flori trat hinein. Aber wie oft der Gid auch sein Spitzhütlein aus der Stirne rückte, damit die Gedanken darunter auffliegen könnten, es wollt' ihm nicht einfallen, wer der lange Bursch da vor ihm sei. Endlich, wie er eine Weile geraten hatte und auch das Moidl hinzugekommen war, schlug er sich mit der flachen Hand hinten auf die Lederhose. „Sackerment," sagte er, „bist 'leicht der Zunder?"

Wie der Flori sagte, daß er der Sohn vom Jugel an der Brücke sei, war Gid bereit, ihm eine Schlafstelle einzuräumen.

„Schlecht und billig wie alles im Haus," sagte er; „aber wenigstens auf die Billigkeit mag dir's schon ankommen. Und ein Musikant willst werden, ein rechtschaffener? Brav so!"

Da hing der Flori sein Felleisen an das Rehgehörn bei der Tür. Sid deutete daran und sagte:

„Ein feines Gewichtel, das! Ha, vordem, das war eine lustige Zeit! Da ist der Veit gewesen, da bin ich gewesen und noch allerhand fröhliche Leut'; ich sag' dir, es laufen im ganzen Bergwald so keine mehr herum! Der Veit — Gott, was hat das Leben nun einen Kümmerling aus ihm gemacht! Er lauft umher wie ein abgeschlagener Hirsch, und seinem Weib haben sie im letzten Herbst das Bein abgeschnitten und haben ihr ein fichtenes Holz angeschnallt. Kein guter Tausch, so einer! Aber haben wir's etwa viel besser gemacht? Einen weißen Kopf haben wir uns eingetauscht gegen den schwarzen, einen krummen Rücken gegen den geraden und eine morsche Kraft gegen den wilden Mut. Noch einmal so alt bin ich gewesen wie der Veit und hab' doch noch springen und schießen können wie er."

Weil der Flori so nachdenklich und schweigsam war, schaute Sid einmal sein Moidl und das andere Mal den Jungen an; denn er wußte nicht, was das für einer sei — ein Duckmäuser etwa?

„Du," sagte er, „leicht bist mir bös, weil ich zu dir gesagt hab': ‚der Zunder'?"

Darauf der Flori: „Bös sei nicht; aber warum ich mich so vernamen lassen soll, selb weiß ich nicht.

Angezunden hat's weder mein Vater, noch viel weniger ich."

Da schlug ihm der Gid auf die Achsel: „Du, wenn du beim Tiroler bleiben willst, so mußt schon nicht jedes Wörtl auf die Goldwage legen, leicht, 's könnt' dir sonst nit lang unter seinem Dach gefallen."

„Gefallen oder nicht," antwortete der Flori; „einer wie ich kann nicht darnach fragen, ob's ihm gefällt, wo ihn das Leben hinstellt. Den Winter über möchtest mich schon da schlafen lassen, Gid! In den Weg werden wir uns dabei nicht oft laufen; denn ich hab' noch mancherlei zu lernen, wenn ich im Herbst mit auf die Fahrt will; den Sommer über, wenn's sein muß, geh' ich mit zu Holz."

Die unfreudige, herbe Art des Jungen klang so deutlich in diese Worte, daß Gid wieder an seinem Spitzhütlein rückte und sich hinter dem Ohre kraute, während er sich in eine dicke Wolke Tabakrauch einhüllte. Dann sagte er mit der eigenen groben Ehrlichkeit: „Was du für einer bist, weiß ich nun; und was ich für einer bin, weißt du leicht schon lang. Wenn wir uns nicht allzu oft über den Weg liefen, wär's wohl gut; denn viel Gescheit's kann dabei nicht herauskommen."

Das Moidl hatte unterdes den Strohsack in der Giebelstube aufgeschüttelt, die über dem Stalle war. Und wie der Flori hinaufging, um sich nach der weiten Bergwanderung auszuruhen, sah er, daß an der anderen Wand noch eine braune Bettstatt stand; in der schliefen zwei Enkelkinder des Gid. Das Moidl strich sich die

weißen Haare aus der Stirn, wie sie mit einem brennenden Kienspan in der Hand dem Flori die Liegerstatt anwies und sagte: „Die beiden sind nun vier und fünf Jahr alt; sie sind unserm Sohne, dem Nikodem und seiner Frau, der Marianne. Ein schönes Weibsbild, die Marianne, schwarzhaarig wie ein Ebenholz. Aber nun ist sie schon nicht mehr so frisch und rotbackig; denn, weißt du: sie mag nicht gerne mit dem Nikodem im Lande umfahren, sondern hat eine Sehnsucht nach den beiden Kindern; unten ist nicht Platz für alle. Sie nennen uns zwei immer ‚Vater‘ und ‚Mutter‘, und auf ihre Eltern können sie sich gar nicht mehr recht erinnern. Sind nun drei Jahr fort, aber im Sommer wollen sie heimkommen. Leicht, du kannst mit ihnen hinausziehen, Flori!“

Da wurden seine Augen hell: eine Hoffnung begann darin zu blühen.

32.

Wenn der Wintermorgen über den Bergwald schaute, fand er von nun an den Florian in der armen Giebelstube schon bei der Arbeit. Gid hatte ihm ein kleines, rostrotes Öflein gesetzt, das nicht immer mit Erfolg beflissen war, die Eisblumen von den Fensterscheiben zu tauen. Die beiden Kinder, die wach im Bette lagen, hörten vergnügt zu, wenn der Musikant die Flöte blies oder die Geige strich.

Wie er endlich so weit gekommen war, daß er dachte, der alte Stadtpfeifer werde, wenn nicht mit seinen Leistungen, so doch mit seinem Fleiße zufrieden sein und werde die Lehrstunden darum wieder mit ihm aufnehmen, so ging er zu ihm hin.

Der alte Mann sah, wie Flori sich quälte, und erkannte, daß für solche Ausdauer kaum ein Hindernis sein werde, das gesteckte Ziel zu erreichen. Er kargte auch nicht mit seinem Lobe dieses unermüdlichen Fleißes, was zur Folge hatte, daß Flori nun auch noch an den Abenden, ehe die Kinder schlafen gingen, bei einem brennenden Kienspan in seiner Kammer saß und übte.

Den Holzschlager Gid sah er kaum öfter, als wenn ihn die gemeinsame Mahlzeit, die immer aus Kartoffeln oder einem Kartoffelgericht bestand, in die untere Stube rief.

Manchmal des Sonntags sprang auch die Schwester Seferl in das Haus des Tirolers vom schwarzen Kreuz herab. Dann schnalzte der Alte mit der Zunge und tat vor den schönen, flinken Mädchen ein paar Hopser wie ein Junger. Einmal streifte er ihr auch über die weichen Wellen ihrer dunkelbraunen Scheitel.

„Seferl," sagte er, „wenn mir nit der Reifwind so in den Schopf geblasen hätt', und wenn ich noch einmal ein Bursch sein könnt' von zwanzig Jahren, um dich tät ich eine gotteslästerliche Sünd anstellen! Weißt, was ich tät? Dem Herrgott tät ich den blankesten Stern aus seinem Himmelsgarten herunter schießen und tät ihn dir in das nußbraune Haar stecken. Und dann tät ich mit dir zum Kirchweihtanz gehen und einen Schuhplattler loslassen."

Da lachte die Seferl. Und richtig ein paar goldene Flügel hatte dies Lachen; denn es war, als flög' ein Sonnenschein durch die arme Stube und mache alle Augen und Herzen helle.

Aber so freudig, wie Seferl gekommen war, ging sie nicht fort aus dem Hause des Gid; denn sie erkannte eine Wandlung an Flori, die sie bekümmerte.

Er saß ihrer Munterkeit nun teilnahmlos gegenüber, die ihm vordem so oft froh gemacht hatte; er ward immer mehr in sich gekehrt und wunderlicher, und es war, als verstehe er nur noch die Sprache der Flöte und Geige. Seine Feindseligkeit gegen die Menschen wuchs und wuchs, und selbst zu dem Stadtpfeifer ging er des Abends, wenn in diesen Wintertagen die Stadt schon wie gestorben war, damit ihn niemand sähe.

So kam es, daß die Leute kaum noch wußten, daß er da sei.

Er erinnerte sich in seiner Einsamkeit oft, daß sie von dem Sohne des Pechschabers erzählt hatten, der habe nur selten die Noten hervorgeholt und danach gespielt; es sei vielmehr gewesen, als habe er ein klingendes Herz oder eine klingende Seele, und die habe ihm seine wilden und sehnsüchtigen Lieder eingegeben.

Daran dachte Flori jetzt oft. Aber sein Herz gab ihm nichts ein — wie jenem das seine.

Und wenn er einmal zwischen Tag und Dunkel recht traurig oder auch in seiner sonderlichen Art froh war, dann war es ihm, als müsse er seine Freude oder seine Traurigkeit nun auch in Tönen hinströmen lassen können. Aber es war ein dünnes, dürftiges Klingen, das sich aus seiner Seele fand, und das gar keine Ähnlichkeit mit den heimlichen Regungen hatte, die sie bewegten; oder es waren die Gedanken anderer, die er nun nach langem Mühen auswendig wußte.

Über solcher Erkenntnis ward seine Freude noch scheuer und seltener, und es kam eine tiefe Finsternis in sein Gemüt. Darum sagte er eines Tages zu Seferl: „Ich bin wie einer, der in schwarzer Nacht durch fremden Bergwald wandert. Ich fürchte mich; denn ich weiß nicht, wohin ich komme, und mir ist, ich stürze in dieser Dunkelheit in einen Abgrund."

Da füllten sich ihre Augen mit Tränen.

„Du solltest das Musikantentum doch aufgeben," sagte sie; „es ist das Mühseligste, was du dir wählen konntest. Und wenn du noch so viel Lust dazu hast,

was wird es dir nützen? Wird es dich am Ende nicht kümmerlicher ernähren, als wenn du in des Kaisers Wald ein Holzschlager wärest?"

Auf solche Worte entgegnete er ihr nicht, weil er sich scheute, sie noch mehr zu betrüben. Anderen wäre er mit harter Rede begegnet; aber er wußte: Sie hatte einen tiefen Kummer um ihn.

Über diesem Kummer wachte sie manchmal des Nachts auf, und sie dachte: Es ist nun doch so — er hat die wunderliche, unergründliche Art seines Vaters geerbt. Die erkannte sie erst jetzt, wie der Zunder schon lange gestorben war, und sie mit ihren hellen Augen in mancherlei Menschen geschaut hatte, mit denen ihre frohmütige Jugend zusammentraf.

Sie sprach auch mit der Bürgermeisterin und der Annemarie davon, wie die einmal die Trübsal als den Schatten einer Wolke über den Himmel ihrer Augen ziehen sahen.

Die Frauen sagten, das wunderliche Wesen des Florian käme daher, daß er zu einsam und zu ausdauernd bei einem Werke sei, das ihm große Mühe mache. Er müsse die selbstquälerische Art seines Vaters früh in sich ersticken, damit er sich nicht sein Leben durch sie verleide.

Sie ließen ihn auch einmal in das Haus beim schwarzen Kreuz kommen und redeten freundlich mit ihm. Aber sein Wesen war und blieb verschlossen. Und er kam nicht wieder, sondern versaß seine Tage bei dem Spiele der Geige oder der Flöte daheim in der Giebelstube des Gid. Uud weil er jenes Empfinden

nicht besaß, das die Natur in herrlichem Reichtum in die Seele des Pechschaberbuben geströmt hatte, so erkannte er alsbald seine Aufgabe lediglich in dem Erringen einer gewissen technischen Fertigkeit. Die bildete er in diesem Winter so weit aus, daß er glauben konnte, nun werde sie zu seinem Eintritt in eine Kapelle fahrender Musikanten genügen. Das bestätigte ihm auch der Stadtpfeifer und schrieb ihm ein Zeugnis.

Da wich die Furcht von ihm, er möchte bis zur Heimkehr der Kapellen, deren etliche während der stillen Sommermonate in der Heimat im Zusammenspiel sich übten, nicht zu diesem Ziele gelangen.

33.

Ehe noch die fahrenden Musikanten in der Waldstadt eintrafen, — es war im März, und die Stürme stoben über das Gebirg, die dem Frühling die Wege kehren, — kam der Geiger Georg Zeitel eines Abends aus Wien, wie es schon dunkel war, und kam in das Haus der Pechschaberleute. Die Zeit seines einjährigen Urlaubs war nun gekommen, zu dem er die Stiftung erhalten hatte, um in Frankreich und Deutschland seine Studien fortzusetzen.

Es war ein junger, schlanker Mann aus dem Holzhauerbuben geworden, der nichts mehr von jener wortkargen Verschlossenheit und großäugigen Sehnsucht an sich trug, mit denen er sonst einsam in seiner Kammer gesessen, die Menschen gemieden hatte und vor allem seinem Vater ausgewichen war. Er war von der sicheren Art eines Mannes, der sich seiner Fähigkeiten bewußt ist; aber er war ohne Selbstgefälligkeit, sondern vielmehr von einer Reife, die ihn über seine Jahre stellte, und die er nicht zuletzt auch der frühen Erkenntnis der Härte des Lebens dankte, zu der ihn die bescheidenen Verhältnisse des Vaterhauses und der zeitige Zwang zur Arbeit geführt hatten. Er trug ein städtisches und doch fast fremdes Wesen an sich, das eine aus der

Umgebung, in der er sich befand, das andere ein Geschenk seiner eigenartigen Kunst. Die hatte ihm zwar noch keinen weithin reichenden Ruhm, aber den Preis beim Abgange vom Konservatorium eingetragen. Und daraufhin hatte er trotz seiner Jugend eine Stellung im Orchester des Theaters zu Prag erhalten.

Seit er in der Großstadt zu leben gezwungen war, und die Tage mit einer Menge kleiner Verpflichtungen und nichtssagender Forderungen äußerlicher Art an ihn herangetreten waren, denen er doch genügen zu müssen glaubte, um in der Gesellschaft nicht anzustoßen, seit dieser Zeit war in seinem Herzen eine heiße Dankbarkeit für die Waldheimat und war darin eine wundersame Freude an ihr erwachsen. Die erstreckte sich auf den rauschenden Forst und auf die blauenden Berge; die grüßte, wenn er zwischen den kalten, hohen Häusern der großen Stadt eilig dahinschritt, die heimliche Stille und den Frieden des Bergtals; die rief in ihm die Sehnsucht nach dem schäumenden Wildwasser wach. Darüber kam ihm die Erkenntnis, daß seine eigenen Tondichtungen und seine Wiedergabe fremder Schöpfungen alle ein Hauch des kräftigen, gesammelten Geistes jener Bergheimat belebte. Kraft und Größe war um seine Kinder- und Jünglingsjahre gewachsen, und die Tage im rauschenden Bergwald waren in sicherem Gleichmaß geschritten. Die Einsamkeit und Stärke jener Zeit und Welt hatten sich die Seele und den Geist des Knaben geformt — das erkannte er erst jetzt.

Auch auf die Leute im Haus am Stein übertrug sich diese Heimatfröhlichkeit als innige, dankbare Liebe.

Er war einst fortgezogen in dem Gefühl unnennbaren Glücks; denn er schritt dem Ziele seiner Sehnsucht entgegen. Aber er war auch gegangen ohne die Erkenntnis der weitschauenden, sorgenden Liebe seines Vaters; er war gezogen wie ein befreiter Vogel.

Und nun stand er wieder vor diesem Vater, hochgewachsen wie er, bräunlich von Angesicht und mit den Augen voll heißer Glut. Er hatte volles schwarzes Haar, das ihm in weichen Ringen um Stirn und Schläfen fiel, — was der Pechschaber dem seinen immer versagt hatte, das nun einen schönen, silbernen Schein zeigte, — und schüttelte dem alternden Manne die Hände.

„Damals hast du eine bittere Traurigkeit über mich gebracht," sagte Georg, „die mich zu einem verkümmerten Menschen gemacht hätte oder vielleicht zu einem verlorenen Sohne, der dem Elternhause heimlich und bei Nacht entflohen wäre. Dann hätte die Trübsal fortan im Haus am Stein gewohnt. Aber nun weiß ich: Hättest du mich gewähren lassen wie ich in meinem starren, jungen Unverstande wollte, so zög' ich heute wohl mit Mutters Geige im Ledersäcklein auf dem Rücken durchs Land und spielte vor den Türen oder auf den Sälen der Dorfgasthäuser. Vor dieser ‚Kunst' hab' ich mich in jener Zeit deines harten Eifers fürchten gelernt. Und diese Furcht hat mit an dem Wege gestanden, der mich nun einem besseren Ziel entgegenführt."

Über den Pechschaber kam in dieser Stunde das große Glück an seinem Sohne. Er sagte es ihm aber

nicht, sondern verschloß die warmen Worte in sein Herz und ging hinaus und schlang die Arme in stummem Glück um sein Weib. Ein großes Glück ist immer stumm; denn wie stünde der arme Schmuck der Worte zu seinem königlichen Reichtum!

Weil Georg in der Musikantenstadt erschienen war, ohne Eltern und Schwester von seiner Ankunft zu unterrichten, und weil er erst nach dem Nachtmahl in das Haus am Stein gelangte, wie die Pechschaberleute auf der Bank am wärmelnden Ofen und bei dem kargen Dämmerlichte der Lampe saßen, und weil alles so unerwartet über sie kam, schienen sie sich nun fast zu bescheiden für die hochgemute, sichere und freudige Art dieses Sohnes.

Ihre Herzen zitterten in ihrer großen Freude.

Die Pechschaberin fand zwischen Staunen und Stolz und Tränen und Glück hindurch zuerst den Weg zu dem Herzen ihres Kindes. Sie erkannte: Er ist noch immer der tapfere, prächtige, trutzige Bub mit den heißen Augen, die das ein wenig eigenwillige Herz spiegeln. Nur viel schöner ist er geworden und hat alle Klugheit, die ein Mensch sich erringen kann.

So dachte sie in ihrem fröhlichen mütterlichen Stolze. Dann trug sie Brot und Fleisch und Milch und weiße Butter von der Ziege herbei, weil sie wußte, wie gern er sich in voriger Zeit nach einem langen Tage harter Arbeit im Holz daran erlabt hatte. Und sie strich ihm mit der Hand ganz sacht über seine Stirn und sein volles, dunkles Haar und wunderte sich fast, daß sie den Mut dazu habe. Da fiel ihr alles wieder ein,

was ihn froh gemacht hatte, wie er noch im Haus am Stein an seiner Sehnsucht litt.

Sie dachte, sie wolle in ihrer sorgenden Liebe in dieser Zeit seines Hierseins nichts vergessen, und sie wolle alles so richten, daß sein Herz recht fröhlich an ihr werde; denn er hatte gesagt, er werde nun ein ganzes Jahr in einem fernen, fremden Lande sein, wo ihn niemand kannte, und er werde vielleicht auch dann lange nicht wieder in der Waldstadt Einkehr halten. Er wolle ihnen aber einmal Geld senden, damit Vater und Mutter sich aufmachen und zu ihm kommen könnten, wenn er wieder in Prag oder vielleicht in einer ganz anderen Stadt oder gar in einem fremden Lande sei.

Während die Alten im Haus am Stein in ihrer Sorge um den Sohn eiferten (denn sie dachten, er solle aus jedem unscheinbaren Dinge, das sie für ihn bereiteten, ihre große Liebe erkennen, die sie ihm nun seit vier Jahren nicht hatten erzeigen können), war er zu Annemarie und dem kleinen Propheten und ihren Kindern gegangen. Von den Kleinen wußte er noch nicht mehr, als daß sie lebten.

Er trat vor das Bett, in dem das kleine Mädchen lag, und vor die Wiege, in der der drei Monate alte Matthias schlief, und hielt die zitternde Hand der Schwester in der seinen. Dann küßte er Annemirl auf die Stirn und küßte sie auf den Mund und sagte fast betreten, weil ihm in seiner großen Freude nichts Besseres einfiel: „Nun bist du schon Mutter zweier Kinder geworden, Annemirl! Wißt ihr noch, wie ihr — zwei Kinder — die Tore vor dem Zwergenland aufgetan habt?"

Sie standen und schauten einander lange an: es war ein weiter Weg, auf den sie nun zurückblickten, und war ein großer Wandel der Dinge gewesen.

Da kam auch Seferl herein und grüßte Georg.

Er hielt ihre Hand mit seinen Händen umschlossen und wußte nicht, wer sie sei, bis ihm Annemarie ihren Namen verriet.

„Und du bist ein so schönes, frohes Mädchen geworden?“ sagte er erstaunt.

Da schlug sie die Augen nieder, weil sie ihm ihre Verwunderung verbergen wollte, und redete nichts; denn es war ihr, als müsse sie ‚Herr‘ zu ihm sagen, so schön und stattlich und so fremd stand er nun vor ihr, der einst die Bündel Astholz auf seinem Rücken an den Stein geschleppt hatte, wie sie die viel kleineren in das Haus an der Brücke.

Dann saßen sie um den Tisch, über dem die Lampe am Draht hing, und erzählten, wie es gekommen sei, daß Seferl in ihrem Hause wohne, und daß sie zwar als Magd gedingt sei, aber daß sie alle nun eine herzliche Freundschaft mit ihr verbinde.

Sie drängten ihn auch, er möge von sich und seinem Leben erzählen und von dem Lande Frankreich, in das er gehe, und von dem weiten Wege, den er später noch zu schreiten gedenke.

Da wunderten sie sich in der Einfalt ihrer Herzen und wurden seiner nun erst recht froh. Er hatte so viel erreicht, und sie dachten, er werde noch viel höher steigen, da er jetzt erst am Anfang seiner Laufbahn stehe. Und sie wurden froh an ihm, weil sie sahen:

Er hat einen klugen Geist und eine fremde andere Art und hält uns doch nicht für zu schlecht, mit uns gerade noch so zu reden, wie er es getan hat, als er noch der Holzhauerbub gewesen ist.

Georg hatte auch herzliche und frohe Worte für Seferl.

Sie vernahmen alle, daß diese einen anderen Klang hatten, fast so, als wollten sie prüfen, ob die kluge, sanfte Stirn und der schöne Traum ihrer Augen Lügen seien.

Wie die Uhren die Mitternachtstunde gerufen hatten, und das Öl in der Lampe niederging, pochte es draußen leise an den Laden; die Pechschaberleute standen dort, und Seferl öffnete ihnen die Tür.

Sie hatten daheim alles bereitet. Und nun war ihre Liebe ungeduldig.

34.

In dieser Nacht, wie die Pechschaber in der unteren Stube nicht schliefen, sondern leise mit ihrer Freude redeten, lag Georg droben lange mit wachen Augen auf seinem Lager, das ihm die Mutterliebe im alten Stübchen bereitet hatte.

Da war ihm, er sähe aus dem Dunkel der Nacht das Gesicht Seferls auf ihn herniederschauen. Aber die Augen des Mädchens waren nun nicht mehr so hell in ihrem Glück, sondern sie fragten: „Was willst du von mir, du, von dem ich nicht einmal wußte, ob ich noch ‚du' zu dir sagen dürfe, bis du es lachend verlangtest? Bist du gekommen, mich elend zu machen, mich und, wenn du ehrlich und gut bist, auch dich? Hast du uns nicht von vielen schönen Frauen in seidenen Kleidern und mit strahlenden Steinen in den Ohren und an den Händen erzählt, die im Theater um dich seien? Und ich bin die Magd deiner Schwester; ja, ich bin es immer noch, Georg — wenn sie auch alle von Herzen freundlich zu mir sind. Aber ich bin arm, und wenn mich deine Schwester gehen heißt, muß ich ihr gehorchen."

Er legte sich die Hand über die Augen; das Antlitz, das er da vor sich in der Nacht sah, hatte Augen voll

Zweifel und Trauer und hatte einen herben Mund. Und dieser Zweifel mißtraute seinem Herzen; diese Augen waren an ihm traurig geworden; und um diesen Mund flogen die zuckenden Schatten der Qual — so sah er in dieser Nachtstunde das schöne Gesicht Seferls.

Er dachte an die Wege, die er gehen wollte, und dachte an den Platz, auf dem dieses Mädchen stand.

Aber sein eigenwilliges Herz lehnte sich trutzig wider seinen Kopf auf und sagte: „Als ob's darauf ankäme, was jemand ist, und wo er steht! Auf den Willen allein und auf ein wenig Klugheit kommt's an! Sieh dich an! Wer wärst du denn, wenn du nicht vorwärts gewollt hättest? Wer wärst du denn, wenn sich dir nicht eine hilfreiche, mächtige Hand hingestreckt hätte? — Und diese brave Tüchtigkeit, diese freudige Jugend wird überall feststehen, wohin du sie stellst. Und ihre Schönheit? Die kann ihr ja eine Fürstin neiden."

Es überkam ihn in dieser Stunde, in der ein ferner Hahn das Verglimmen der ersten Sterne verkündete, der Traum eines wundersamen Glückes. Sein hochgemutes Herz bedrängte ihn ungestüm; sein kluger Verstand trat zur Seite, als könne er gegen die Gründe nichts einwenden, die das Herz ersonnen hatte. Und der wundersame Traum, der ihm wie ein schimmerndes Märchen erschien, gewann immer festere Gestalt, ward ein Spiel von lieblichen Farben, ward die Ahnung eines Glückes, bei der den Träumer ein Schauer nie gefühlter Seligkeit überkam. Immer wieder war es sein eignes Leben, auf das sein Herz deutete: Sieh hin, der Weg zum Glück ist so nahe! — Wenn er ihr

seine Hand reichte, wie sich ihm jene mächtige geboten hatte, und wenn dann immer die Schönheit und die Freude dieses Mädchens um ihn wären, die heute über ihn gekommen waren wie der Segen des Frühlings über die sehnsüchtige Erde — diese Gedanken erfüllten ihn mit Stolz und einer herrlichen Freude. Sie flogen um ihn wie blitzende Schwalben und flogen davon; keiner ließ sich halten; aber immer kehrten sie wieder, immer in gleicher lockender Schnelle und Lieblichkeit. Es war, als schössen sie durch goldenes Licht und klingende Lüfte; denn wie es immer geschah, daß in einem Augenblicke des Glücks seine Seele in Tönen erschauerte und eine Weise in ihr erklang, die das flüchtige Wunder der Stunde bannen wollte, so geschah es auch in der Einsamkeit dieser Nacht. Ihm war das Wesen dieses schlichten Mädchens seiner Waldheimat, der er seine Kunst und seine Kraft und seinen klaren Willen verdankte, wie ein Zauber, unter dem aus seiner Seele ein klingender Quell von Liedern brach.

35.

Der nächste Tag brachte eine Aufregung in der Stadt, deren Veranlassung den Pechschaber vielleicht in Zorn versetzt oder ihm ein höhnisches Lachen abgerungen hätte, wenn sein Herz nicht von der Freude an seinem Sohn erfüllt gewesen wäre. Nun aber trat ein ehrliches Mitleid an die Stelle des Zornes.

* * *

Schon am frühen Morgen flog das Gerücht durch die Häuser: Der Veit ist angekommen!

Da warf sich der Pechschaber die Joppe über und ging in das Haus, in welchem seit dem Herbste die große Not und Krankheit daheim gewesen war. Er fand Veit am Tische beim dampfenden Kaffee, wie er sein schwarzes Brot in den dünnen Trank stippte. Aber der Pechschaber sah: Neben allem Leid, das diesen Mann die Zeit her gequält hatte, spielte doch noch der Schalk der anderen Jahre scheu um seine Lippen, und seine Augen hatten schon trübseliger in die Welt geblickt als an diesem klaren Märzmorgen.

„Soll einer auch nicht fröhlich sein, wenn der Kalender den Frühlingsanfang weist?“ fragte Veit und schwieg einen Augenblick. Dann tat er einen tiefen Atemzug; der wäre beinah' ein Seufzer geworden.

„Ist schon recht," sagte der Pechschaber; „leicht, es mag noch nicht gut gehen mit der Lustigkeit, Kamerad, das glaub' ich dir! Aber wenn sie nur einmal wieder auf dem Weg ist!"

Veit schlürfte den wärmenden Kaffee und warf zwischendurch einen Blick auf sein lahmes Weib, das einst ein so fixes, fröhliches Mädchen gewesen war. Dann streichelte er ihr die Wange: „Gelt, 's könnt alleweil noch schlechter sein, wenn du mir gestorben wärst und hättest mir die Kinder daheim gelassen! Leicht, du bist mit dem einen Bein eine bessere als die mit zweien, die ich mir hätt' statt deiner ins Haus nehmen müssen."

Dann hob er die drei Kinder der Reihe nach auf sein Knie und küßte sie, und die Kleinen, die den fremden Mann in sprachlosem Staunen betrachteten, erfuhren, daß es ihr Vater sei. Auch der Älteste, der nun vier Jahre gewesen war, kannte ihn nicht mehr.

Da schaute der Musikant den Mann vom Stein an: „Pechschaber, siehst du, das kommt dabei heraus: Heimatlos wird einer über dem Landfahren, und wenn ihm sein eigen Kind auf dem Wege nach seinem Hause begegnet, so kennt er's nimmer! Das ist eine schwere Last, und daran hat einer zu tragen, Girgl! Daheim liegt die Frau auf den Tod, und der Mann spielt in der Fremde und vor freudigen Menschen auf, spielt ein Schelmenstück, und rollen ihm dabei die Tränen in den Bart, weil er an daheim denkt. Pechschaber, wir zwei haben einst miteinander geschwärzt und sind auf der Wildbahn gelaufen, haben Netze gestellt und

haben in harter Fron gestanden; aber ein Herz in der Brust haben wir uns alleweil bewahrt, und das will sein Recht haben! Ich sage dir, sie haben beide miteinander gekämpft, die traurige Zeit her: das Herz in der Brust und das Elend im Haus; das Herz hat heimverlangt, aber das Elend hat gedroht: Spiel', Veit, spiel' auf, sonst — verhungern müssen sie dir daheim! Und die harte Not hat gesiegt; ich bin geblieben, wo ich war, und hab' vor fremden Leuten um Kreuzer gegeigt; aber wenn das Leid Geld kostete, das ich dabei gelitten habe, 's wär' nicht zu bezahlen, Mann!"

Veit hatte die beiden Jüngsten auf seinen Knien, hielt sie mit seinen Armen umschlungen und schaute nach diesen Worten eine Weile mit leeren Augen auf die Platte des Tisches. Dann flog es wieder über sein Gesicht wie der Schein kommender Sonne. Er kniff die Augen listig zusammen und hob die Kinder herab. „Pechschaber, heut' kommen sie heim, drei Kapellen: der Stadtpfeifer und der Geiger und dem Gid sein Sohn, der Nikodem! Lauter vornehme Leut' sind's geworden! Wirst dich umschauen, Mann! Einen wie dich sehen sie gar nicht mehr an."

Veit schnalzte mit dem Daumen und Zeigefinger; dann fuhr er fort: „Auf der Heimfahrt sind wir einander begegnet; sie haben auch gesagt, — ganz herablassend und leutselig, — ob ich nicht mit ihnen vollends heimreisen möcht'. ‚Schön' Dank, hab' ich geantwortet, — — wie's bei mir daheim steht, haben sie euch leicht geschrieben; da hat einer keine Zeit, vor den Toren noch einmal zu schlafen. Ich lauf' die Nacht hindurch, so

bin ich mit dem Tag bei den Meinigen'. Aber ich hab' auch gesagt: ,Wie wir auf die Reise gegangen sind, da sind euch der Veit und sein Weib zu alt gewesen. Ist er allein ausgefahren, so kann er auch allein einfahren. Darum: B'hüt Gott miteinander!' So hab' ich gesagt, hab' mein Streichholz über den Rücken geworfen und bin hingeschritten in die Winternacht; denn es ist eine so heiße Sehnsucht mit mir gewandert. Und ein Zorn auf alle, alle; Blendwerk ist's und großtuerisches Wesen. Gott, wenn man nicht selbst wüßte was es ist mit dem fahrenden Musikantentum!"

Der Pechschaber hörte schweigend zu; dann sagte er: „Veit, das Ende vom Lied weiß ich heut' schon ganz genau, und das hab' ich schon vor drei Jahren gesungen! Und das wird kommen, wenn's auch noch so munter anhebt. Aber weil sie's besser verstehen, so werden sie auch besser klug werden als ich. Heut' bin ich still, und heut seh' ich zu. Wenn's nun aber einmal ein Landfahren sein muß, dann" — er reichte dem Musikanten die Hand — „dank deinem Herrgott, daß du ihnen zu alt gewesen bist! Leicht, du hättest denen daheim nicht über die große Kümmernis helfen können, wenn du mit den anderen gezogen wärst. Und wenn's nun einmal ein Landfahren sein muß, dann sei's ein solches wie dein's. Du wirst wieder hinausgehen..."

Der Musikant war aufgesprungen und stellte sich breit vor den Pechschaber hin; da mußte der jener Zeit gedenken, in der der Wildschütz den Grenzwächter überwältigt hatte; es war, als wär doch noch ein Fünklein Freude in ihm. „Ja," sagte er, „hinausgehen und mein

Weib mitnehmen: sie mit dem Holzbein und ich mit der zerschossenen Hand. Bettelleut sind wir, Pechschaber! Auf unsere ‚Kunst‘ pfeifen sie im Lande; so wollen wir uns auch als Bettelleute durch die Welt schlagen und von ihrem Mitleid leben.“ Er legte dem Manne vom Stein beide Hände auf die Schulter. „Ich weiß, was du damals gesagt hast, und heut' folg' ich dir, Pechschaber!“

Die traurige Erkenntnis, für die diesem Manne nun die Not die Augen geöffnet hatte, schaffte dem Pechschaber eine tiefe innere Befriediguug. Er schüttelte ihm treuherzig die Hände und sagte: „Daß du in der schweren Not nicht ganz zag geworden bist, das freut mich. Ein wenig wird im Haus am Stein manchmal übrig sein, wenn auch kein Reichtum droben ist. Und wenn ihr das wenige so gern annehmen wolltet, wie's gegeben ist ... Wahr und wahrhaftig, Mann, 's ist kein Almosen, das ich dir anbiete; 's ist ein Dienst, den dir einer erweist, mit dem du dermaleinst Leid und Lust geteilt hast! Und nun, da mir's besser geht, will ich das nicht vergessen.“

36.

Eine Stunde später liefen eilige Leute durch die Gassen der Stadt und trugen's von Haus zu Haus: „Die Musikanten kommen!"

Und sie kamen.

Etliche trugen ihr Spiel auf dem Rücken, wie sie ausgezogen waren. Etliche aber — es waren die meisten, und es waren vor allem die Mädchen — ließen sich das Gepäck nachschicken und taten grausam vornehm.

Der lachende Frühlingstag schien verwundert auf städtische Kleider und modische Hüte und war sehr erstaunt: Vor drei Jahren oder auch nur vor zweien waren schlichte, scheue, arme Kinder ausgezogen; und nun kamen Damen heim und gingen durch die engen, schlechten Gassen, als hätte ihr Stolz kaum Platz darin, und spöttelten über das holperige Pflaster oder schalten, daß man sich bei den hohen Absätzen der zierlichen Schuhe auf solchen Wegen die Füße brechen könne.

Ja, darüber wunderte sich der Frühlingstag.

Sie hatten sich kaum zerstreut, um die zu grüßen, die sie daheim erwarteten, so spazierten die Mädchen schon wieder mit grellfarbigen Sonnenschirmen durch die Waldstadt und stolzierten recht absichtlich am Haus auf dem Stein vorüber; denn sie wollten dem Pechschaber zeigen: Siehst du, so kehren wir heim! Weißt du noch, wie wir ausgezogen sind? — Wollten sich

auch dem Georg Zeitel in Erinnerung bringen und ihm schöntun. Es hieß, der Georg vom Stein habe grausam viel gelernt, und vielleicht suche er doch noch eine Kapelle.

Um diese Zeit hörte die Seferl vorm schwarzen Kreuzhaus ein heimlich Kichern und wie sie bei ihrem Küchenfenster hinausschaute, sah sie da zwei Damen in breiten Strohhüten mit wehenden Federn und in Kleidern mit neumodischen Ärmeln stehen.

Seferl dachte: ‚Eine Schleppe am Rock haben sie auch' . . . Da sprang ihr aber schon ein Schrei über die Lippen: „Jetzt — zwei feine Damen hab' ich gedacht," lachte sie und rief's der Annemaria zu, „und nun? Dem Tiroler Gid sein Enkelkind ist die eine, die Helen, und die andere ist des Stadtpfeifers Margret."

Seferl sprang dem lustigen Schrei nach und sprang die drei Stufen vor der Haustür hinab. Sie trocknete sich noch die Hände an der Schürze, wie sie sagte: „Schau, schau, Mudelfeine seid ihr geworden, ihr zwei!" und streckte ihnen die feuchte Hand hin.

Die Tirolerhelen und die Pfeifertochter wirbelten ihre bunten Sonnenschirmlein auf den Achseln und reichten ihr die Spitzen ihrer Finger.

„Und Handschuh habts auch an und noch dazu aus feinem Leder. Schau an, der eine ist ein bissel entzwei! Macht nix, so feine Dinge platzen leicht."

Dabei trat sie ein wenig zur Seite, um den Anzug der beiden besser betrachten zu können.

„Du kannst einem leid tun," sagte die Margret.

„Leid tun?" fragte Seferl, und ihre Augen wurden weit. „Mir ist nix geschehen. Warum denn leid tun?"

„Ach," sagte die andere und zog die Nase ein wenig hoch, „weil du so unmusikalisch bist und zwischen den Schutthaufen hocken mußt, während wir uns die Welt besehen und ein feines Leben haben!"

„Die Schutthaufen," sagte die Seferl, „rührten daher, weil ihr euch nicht um die Stadt kümmert, meint der Pechschaber. 's ist schon recht: Fein möcht ihr's leicht haben, das schaut man euch schon von weitem an. Aber daheim ist's auch zum aushalten, und ich bin recht froh und vergnügt, daß mich die Annemirl und die Frau Bürgermeisterin aufgenommen haben."

„Nun ja, es ist aber doch nichts los daheim. Wir machen draußen alle unser Glück, und — du bist doch hier in Dienst, gelt?"

„Im Dienst wohl; ich hab' aber immer gedacht, alle können nicht Herr sein, und so ein Dienst wär' leicht besser als ein Regieren in Sorgen; und es ist doch auch gut, wenn man weiß, wo man daheim ist. — Bleibts lang da miteinander?"

„Über den Sommer, Seferl! Das ist eine lange, stumpfsinnige Zeit."

„So, so. Das versteh' ich nicht so — mit dem Stumpfsinn. Gefallen mag's euch am End' nicht mehr recht daheim, wenn ihr's so fein gewöhnt seid."

Dabei wanderten ihre Augen immer wieder über die Kleider und Hüte und über die Schirme, mit denen die beiden so reizend zu spielen verstanden.

Überdem kam auch die Annemirl aus dem Haus, um zu den Pechschaberleuten zu gehen. Sie führte die kleine Seferl an der Hand und hatte den Knaben

auf dem Arm. Seferl nahm ihr ihn ab. „Ich trag' ihn schon bis auf den Stein. Hätt'st mich nicht rufen können, Annemirl? Ich steh' hier und verschwätz' meine Zeit."

Auch die Frau wechselte einige Worte mit den Mädchen, und es schien, als freue sie sich, daß die so städtisch und gewandt geworden waren. Dann gingen sie miteinander den Weg gegen den Stein. Vor dem Hause verabschiedeten sie sich. „B'hüt Gott miteinander!" rief ihnen die Seferl zu. „Adieu, adieu!" sagten die Musikmädchen und verbargen ihre Verstimmung schlecht, die in sie gekommen, weil ihnen die Bewunderung der Annemaria zu karg gewesen war.

„Was die sich einbildet!"

„Pah," antwortete die Margret, „sie ist die Tochter vom Pechschaber und ist neidisch wie der!"

„Meinst du? Ich denk', sie ist stolz und will sagen: Was ihr könnt, kann ich leicht besser; damals, wie die große Not war, hab' ich's gezeigt; und wenn ich nicht zu gut dazu wär' — in der Welt und in dumpfigen Bierstuben könnt' ich mich schon auch herumtreiben. So will sie sagen."

„Sie ist wohl auch auf ihren Bruder Georg eingebildet. Gott, wenn ein anderer dem sein Glück gehabt hätte, wär' er wohl auch so weit! Aber gönnen tät ich ihm, daß nichts aus ihm würde."

„Übrigens," fragte die Tirolerhelen, „warum er sich nicht hat sehen lassen? Wir sind zweimal am Haus beim Stein vorübergegangen. Hält er sich etwa schon zu gut für uns?"

37.

Der goldene Frühlingstag schritt über die Matten der Holzschläge. Da wurden die Gräser wach und stiegen heimlich ans Licht; da schlossen die goldenen Schlüssel die Erde auf, da zogen die Weiden am Wildwasser die Winterhandschuhe aus. Und Georg schritt im klingenden Lichte der Sonne den Pfad aus dem Bergwald hernieder.

Der Steig vom Haus am Stein nach dem schwarzen Kreuz war einstmals eine steile, schmale Gasse gewesen, an der sich die Dächer der oberen Stadt dicht gedrängt hatten. Nun lag dort eine sonnige Halde, auf der noch die dürren Stengel vorjähriger Unkräuter zu sehen waren, auf der Wildrosenbüsche ihre stacheligen Arme kahl in die Sonne streckten, und über die ein früher gelber Schmetterling irrte, zu suchen, ob da schon eine Blüte aus ihrer Kammer sich gefunden habe. War aber noch keine da.

Diese Halde, über die Sturm und Wetter von vier Jahren gestampft waren, barg die Trümmer der Bergstadt. Zwischen dem Stein und dem schwarzen Kreuz hatte niemand sein Haus wieder erbaut. Und wenn der Pechschaber durch sein Fenster sah, da lag die öde Trümmerstätte vor ihm und wartete, daß die Tage des

Wachstums sie mit Gras und Kräutern und wilden Rosen überweben möchten. Auch die Bergfichten warfen ihre geflügelten Samen herüber, und da uud dort hatte schon ein fußhohes Bäumlein eine Wohnstätte zwischen den Steinen gefunden.

Der Pechschaber hatte schon oft auf die öde Halde gedeutet, auf der nun nicht einmal wieder die Ziegen schreiten konnten wie vordem, als die Musikantenstadt noch ein Walddorf gewesen war. Er gab dem fahrenden Musikantentume die Schuld daran. Aber die Leute lachten ihn aus.

Über diese Halde eilte Seferl dem schwarzen Kreuz zu; denn daheim hatte sie die Arbeit im Stiche gelassen, und nicht einmal die Haustür war abgeriegelt. Es war auch zu viel, was sich in diesen Tagen in der Bergeinsamkeit ereignete!

Wie Georg jenseits des Waldbaches den Steilpfad herabschritt, sah er das Mädchen eilen. Über seiner Erinnerung an Seferls freudige Schönheit waren in dem Frühlingslichte des morgendlichen Bergwaldes seine Gedanken klingende Lieder geworden.

Wie Seferl in dem Haus am Kreuz verschwunden war, trat er hinter den dunklen Säulen der Wachholderbüsche hervor, die ihn geborgen hatten, und ging quer über den Schlag hernieder, bis er an das Wildwasser kam.

Er hatte gedacht, er werde dieses überschreiten können; aber die Quellen der Berge, die allenthalben reichlich flossen, waren hineingeronnen, und das runde Gestein, das in dem Bette des Baches lag, war überschäumt.

Da schritt er langsam und sinnend am Ufer des

tosenden Wassers entlang. Er hatte den langen, sonnigen Morgen hindurch alte Pfade aufgesucht, auf denen die Erinnerungen an seine arbeitsreiche, starke Knabenzeit wuchsen wie Märzveilchen und Vergißmeinnicht, und nun dachte er daran, wie er in jenem Jahre der großen Dürre, in dem sich dem kleinen Propheten die silbernen Tore der Berge aufgeschlossen hatten, in den müden, siechen Wässerlein die rotgetupften Forellen so mühelos auf dem goldenen Sand und in den Höhlen der Ufer gefangen hatte.

Wer wieder durch sein Kinderland wandert, schreitet mit klingendem Herzen und glänzenden Augen; denn er sieht Wunder, und auf den Wegen durch das Kinderland schreitet der Glaube an das Glück.

Nun gewannen jene Gedanken Georgs eine festere Gestalt, daß er diesen starken, tannenumrauschten Bergen alles danke; was dunkle Ahnung, was schimmernder Traum gewesen war, ward ihm zu immer fröhlicherer Gewißheit. Auch hatte er in der letzten Nacht lange mit seinem Vater von den fahrenden Leuten geredet, die eigentlich ‚zerfahrene‘ Leute heißen müßten, hatte der Pechschaber gemeint.

Es waren in dem alternden Manne tiefe, sorgende Gedanken; die waren ihm über dem immerwährenden Anblicke der armen Häuser und der Trümmer der halbzerstörten Stadt und über der Wahrnehmung der Mühseligkeit vieler Herzen und der Unfreudigkeit dieser Menschen gekommen, die sich nun nicht mehr getrauten, etwas vor sich zu bringen. Aber es war keine Ordnung in diesen Gedanken; sie wuchsen wild wie die

Bergschlehen; und waren dennoch trutzig und herb und gesund wie dies harte Gesträuch der Halden, aus dessen Zweigen nun scheu das Silber der Blüten brechen wollte.

Über die Worte seines Vaters dachte Georg während der Wanderung am jenseitigen Bachufer nach; er kannte sie lange, aber erst jetzt verstand er die sichere männliche Klugheit, die hinter seinen ungefügen Worten sich verbarg; und wenn er sie wie einen Maßstab an sein eigenes Leben legte, so erfuhr er immer klarer, was sie sagten.

Er war gekommen, um sich und sein Glück seinen alternden Eltern zu bringen und ihnen die Freude daheim zu lassen und die blühende Blume der Hoffnung. Und nun senkte sich ihm in der heimatlichen Tanneneinsamkeit die helle Sonne der bedeutungsvollen Erkenntnis in sein Herz, daß er sich und seine Kunst niemals ganz lösen dürfe von dem festen Grunde, in dem sie beide Wurzeln geschlagen hatten. Es war ihm, als müsse er alle seine Kraft aus dieser trutzigen Erde saugen wie ein Bergbaum oder wie ein Fels, der in ihr steht, und an dem die Stürme zerschellen. Die anderen, die Fahrenden, betrachteten es als ihr Glück und als eine Notwendigkeit, die Fäden zu zerschneiden, die sie mit der starken Eintönigkeit der armen Bergheimat verknüpften. Sie nahmen fremdes Wesen an, weil ihnen ihr eigenes schlecht schien, das in Not und Kümmernis gewachsen war. Sie sahen den Schimmer und Schein eines fremden, lauten Lebens und vergaßen darüber die stille Kraft der Waldheimat. Ihre Herzen waren wie die Kammern unter den Schindeldächern, deren nüchterne Wände sie von Kind an mit Flitter und armem Tand notdürftig

geputzt hatten: sie waren leer. Und darum hatte der trügerische Glanz fremden Wesens Platz darin, der dennoch nicht hineinpaßte, und der ihnen schöner schien als die Sonne und das starke Grün ihrer Forsten in seiner belebenden Kraft; denn sie sahen nicht die Schönheit des Gebirgswaldes, sondern sie dachten nur der Mühe und Arbeit, die ihnen als Kindern darin erwachsen war.

So wuchs die Erkenntnis in Georg, wie die jungen Schosse der Frühlingserde wuchsen, und der Gegensatz, in den er sein Leben und seine Kunst zu jenen setzen mußte, schien ihm ein Weiser zu werden, an dem er erkennen könne, ob der Weg der richtige sei, auf dem er schreite.

Das Rauschen der frühlingsstarken, schäumenden Flut und der erquickende Sprühregen der zerstäubenden Wasser waren um ihn gewesen, als Seferl im Haus am Kreuz von ihrer Arbeit aufschaute und Georg versonnen am Ufer schreiten sah.

Sie vergaß fast zu atmen und blickte ihm nach.

Immer hatte er die Stirn gesenkt, und immer war das sichtbare verlorene Sinnen in ihm.

Seferl dachte, er erinnere sich daran, wie alles so wunderbar geworden sei und sich gewandelt habe, und es möchte wohl eine rechte Freude und ein Stolz in sein Herz kommen, wenn er sich besänne, daß er einst auf diesen Wegen sein Astholz eingetragen habe. Und jetzt —

Er ging nicht quer über die Halde, sondern er ging auf das Haus seiner Schwester zu, in dem niemand daheim war als Seferl.

Sie erschrak, und ihr Herz zitterte.

Was sie nun fühlte, das war ihr ganz neu und machte sie unsicher.

Georg öffnete die Türe des Zimmers nur halb und beugte sich lachend herein, als wisse er, daß Seferl allein im Hause sei.

Und er kam dennoch?

Was wollte er von ihr?

Diese Frage las er aus ihren verwunderten Augen, die ein wenig anders waren als sonst; denn sie spiegelten die heimliche Angst ihres Herzens, weil sie dachte, er werde nun, da sie ihm gar nicht ausweichen konnte, wieder seine prüfenden Fragen an sie richten wie gestern abend, und sie werde wieder seine forschenden Augen ertragen müssen, vor deren Überlegenheit sie sich so arm und so bescheiden vorkam. Und heut erst recht; denn heut hatte sie mit der Helen und der Margret gesprochen, die so fein geputzt durch die Gassen gingen; 's könnt' einer denken, sie wären Damen, wenn er nicht wüßte, daß die Armut daheim in ihren Häusern säße.

Und sie, die Seferl, hatte einen schmucklosen schwarzen Rock an! Wenigstens trug sie heute zum ersten Male wieder die blaue Sommerbarchentbluse, in der sie dem Gid so gut gefallen hatte, daß er ihr dem Herrgott seinen blankesten Stern aus dem Himmelsgarten schießen wollte. Ja, damals war die noch neu gewesen und war ihr Sonntagsgewand; aber nun?

Es rauschte ihr in den Ohren; es schien ein Flor über ihre Augen zu sinken und war ihr, als habe sie lang in grelle Sonne gesehen, und nun sagte sie und wußte doch kaum, daß es geschah:

„Georg, warum steh' ich dir denn gegenüber wie ein fremdes, unkluges Kind und bin so hilflos?"

Sie strich sich die Schürze glatt und legte ihre Hand in die ihr dargebotene Rechte.

„Weil du vergessen hast, daß kein anderer als der Pechschaberbub jetzt ‚Guten Tag!' zu dir sagt und gekommen ist, zu sehen, wie dir's geht."

„Das ist aber nicht gut, daß mich der Pechschaberbub dann so erschreckt."

Er war lachend in die Stube getreten und hielt nun ihre beiden Hände in den seinen.

Wie sie einander so nahe gegenüberstanden und sich in die Augen sahen, — sie hatten beide lachen wollen und waren nun beide ernst, — da fand sich Seferl wieder zurecht.

Er fühlte ihre Hände zittern und hörte ihr Herz schlagen und erkannte die heimliche Angst ihrer Augen. Da fragte sie:

„Weißt du, daß ich ganz allein im Hause bin?"

„Ich dachte es."

„Und bist dennoch gekommen? Das hättest du nicht tun sollen. Nun . . ."

Sie wollte sagen: „Nun ist mein Herz in großer Not und weiß nicht, was es beginnen soll. Es ist, als hieltest du es zwischen deinen Händen und hieltest es ganz fest." Aber sie erzwang den Schein einer tiefen, inneren Ruhe und dachte, in ihr Herz könne das klare, helle Licht seiner Augen doch nicht fallen, und sie dürfe sich ihm nicht verraten, wenn sie ihn nicht keck machen wolle.

Weil er wartete, daß sie ihre Rede vollenden möge, sagte sie:

„Wie mir's geht? Ach du, wie soll's mir denn anders gehen als gestern abend! Da hast du ja schon alles aus mir herausgefragt."

Er empfand das als eine Zurechtweisung und hatte bei seiner Wanderung im Bergwald schon gedacht, daß sie bei dem ersten Alleinsein mit solch fremden, fragenden Augen ihn ansehen werde, die er in wachen Träumen über seinem Bette stehen sah. — Er sagte:

„Es ist richtig, ich hätte ganz ehrlich sein und dir sagen sollen: Ich bin gekommen, dich zu sehen, dich und deine lieben, hellen Augen und deine kluge, weiße Stirn und ..."

Er neigte sein Antlitz gegen das ihre und sah sie still und heiß an und umfaßte ihre Hände immer fester.

Endlich entwand sie sich ihm.

Nun hatte sie den herben Mund, den er heute nacht gesehen hatte, und der sich in wehmütiger Verbitterung schloß und zu warten schien, es würden Tränen an ihm vorbeifließen. Seferl trat ein paar Schritte zurück, bis sie am Pfosten der Türe lehnte, die in die Küche führte.

„Willst du nun vor mir fliehen?" fragte Georg.

„Ich will nicht. Aber — es ist unrecht, daß ich nicht will."

Seine Augen wurden noch heller, und sein Herz wurde noch freudiger, als er das stille Sträuben erkannte.

Er hatte in heimlicher Lust heute morgen gedacht, es müsse ein lieber und herrlicher Kampf sein, wenn er sich dies Herz erobern und wenn er es zum Glauben an ihn und seine Liebe bekehren müsse, weil es zweifle.

Und nun sah er in den blauen, blanken Spiegel dieses erstaunten Herzens. Aber er sah keine Freude darin, nur weitäugige Furcht, und las die stumme Frage: „Was willst du von mir? Ich verstehe dich nicht."

„Hast du über Tag einmal an mich gedacht, Josepha?"

Sie schlug die Augen nieder und nickte nach einer Weile kaum sichtbar. ‚Josepha', sagte er. So hatte sie noch nie ein Mensch angeredet. Es klang gerade, als wollte er sie ehren, sie —

Er trat wieder ganz nahe zu ihr heran, so nahe, daß sie ihm ihre beiden Hände auf die Brust legte, weil sie große Angst hatte. Da sagte er:

„Ich hab' auch den Rest der Nacht an dich gedacht, bis der Morgenhahn rief, Josepha! Und ich gehe nun weit und lange fort und werde doch immer an dich denken."

Er strich ihr mit der Hand ganz leis über die dunklen, weichen Wellen ihres Haares, das sie zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten geschlungen trug. Sie schwieg, aber sie hob ihre Augen auf, und diese Augen sagten: „Das ist nicht wahr."

„Warum glaubst du mir das nicht?"

Ihre Brust begann sich rascher zu heben und zu senken, und er hatte sein Gesicht so dicht vor das ihre geneigt, daß er hören konnte, wie der Hauch ihres Mundes zitternd über ihre Lippen rann.

„Weil du viel Wichtigeres und Ernsteres zu denken hast," sagte sie leise.

Da legte er ihr beide Hände auf die Achseln, und es war ihm, als müsse sein Herz jubelnd emporfliegen wie eine Frühlingslerche.

„Weißt du, wie klug das war, was du jetzt gesagt hast?“

„Was hätt' ich denn sonst sagen können?“ fragte sie erstaunt.

„Du hättest sagen können: ‚Ich glaube dir nicht,‘ oder: ‚Du wirst mich vergessen, weil du schönere, klügere, bessere Mädchen siehst,‘ oder sonst etwas. Aber du hast an mein Kunst und du hast an meine Arbeit gedacht. Und das macht mich froh.“

Er schlang seine Arme um sie und preßte seinen Mund auf ihre Stirn und auf ihre schwellenden Lippen.

Sie hatte die Augen geschlossen und wehrte ihn sanft ab. Und wie er dem Druck ihrer Hände folgte, warf sie dennoch beide Arme um seinen Hals; denn es war ihr, als müsse sie sich nun vor ihm verbergen, weil sie willfährig und töricht gewesen sei, und er ihre tiefe Scham und ihre heilige Freude nicht sehen dürfe. Sie löste ihre Arme nicht; sie legte ihre Wange auf seine Achsel und sagte ganz leise:

„Was soll denn nun werden? Bist du mir böse? Sag's, daß du nicht schlecht von mir denkst!“

Da hörte sie Annemarie draußen über den Flur des Hauses kommen, und ein zitternder Schreck durchfuhr sie. Aber Georg hielt sie fest in seinen Armen, daß sie nicht fliehen konnte. Dann ging er mit ihr der Schwester entgegen. Und wie sie durch die Türe trat, umschlangen sie Annemirl allebeide, und Georg sagte:

„Nicht wahr, nun gibst du ihr kein Geld mehr für ihre Dienste? Nun ist sie nur noch deine Freundin; denn sie ist meine Braut.“

38.

Wenn noch einmal ein Feuer über die Stadt geflogen wäre, es hätte keine größere Geschäftigkeit der Zungen und Herzen wachrufen können als die Kunde von dem Verspruche Georgs und Seferls.

Auch darin war nun ein Wandel geschehen; früher hätten sie daran alle eine herzliche, stille Freude gehabt und hätten vielleicht gesagt: „Es ist gut, daß sich diese beiden gefunden haben; denn sie sind tüchtige, strebsame und ernste Menschen.“ Oder sie hätten gesagt: „Das ist schön von dem Pechschabersohn, der nun auf der Fahrt zum Glück ist, daß er dennoch nicht stolz geworden. Ein anderer würde vielleicht sogar seine alten, bescheidenen Eltern verleugnen; er aber nimmt sich ein Weib aus seiner Heimat und sieht nicht auf Geld und Gut und auf ein vornehmes Äußere, sondern er sieht allein das Herz an.“

So redeten sie nun aber nicht mehr. Es war vielmehr so: Die Alten und die daheim geblieben waren, dachten, die Spielleute seien die Klügeren; darum schwiegen sie und ließen die Weltklugen reden. Und die hatten draußen weidlich lästern und neidisch sehen gelernt. Sie sagten: „Wißt ihr, wenn der Georg Zeitel solche Einfalt heiratet, so kann es mit ihm und seiner Kunst nicht weit her sein! Es wird ihn keine andere gemocht haben, wie hätte er sonst an die denken können, die nicht einmal etwas Ordentliches anzuziehen hat? Sie ist auch zu dumm gewesen, ein Instrument zu erlernen.“

So suchten sie nach den Gründen, die Georgs Herz mit Liebe zu Seferl erfüllt haben könnten. Aber sie fanden sie nicht; denn sie hatten verlernt, den inneren Wert eines Menschen zu sehen. Ihre Augen, die das heimliche Tannendunkel der heimatlichen Berge gewöhnt waren, hatten sich blenden lassen von dem falschen Glanze jener Welt, in der sie nun daheim waren; das waren die Bierstuben der Städte, in denen sie während der Abende spielten. So hatten die Mädchen gelernt, tagsüber zu denken, daß sie abends auf dem Podium recht nett aussähen und den jungen Männern gefielen.

Das war der Unterschied; daheim hatten sie an ihr Tagwerk gedacht und hatten sich an einer Stunde der Ruhe oder an einem harmlosen Vergnügen dankbaren Herzens gefreut. Jetzt galt ihnen ein solches mühseliges Tagwerk nichts mehr. Sie verachteten die Fron, die denen daheim oblag, und schickten ihre Herzen und Gedanken auf müßige Wege.

Und die in der Waldstadt auf die heimkehrenden Musikanten gewartet hatten, waren zu lange mit Mühsal und Not zusammen gewesen und hatten die letzte Hoffnung ihres Lebens auf die Spielleute gesetzt. Nun waren diese gekommen, und es war der große äußere und innere Wandel mit ihnen geschehen; der Wandel der Herzen gefiel der Einfalt in der Waldstadt nicht. An ihm fühlten sie, daß sie einander fremd geworden waren: die Schwester den Brüdern, die Eltern den Kindern, der Mann dem Weibe. Aber der äußere Wandel erfüllte sie mit Staunen und närrischer Bewunderung und blendete ihre Augen.

39.

An einem der nächsten Abende — die Sonne wollte untergehen, und die goldenen Türme ragten am Westhimmel, die Schlehen standen in Blüte, und ein weicher, warmer Wind wehte darüber — war Georg mit Josepha am Saume des Waldes dahingeschritten. Am anderen Morgen mußte er die Heimat verlassen.

Sie wanderten eine Zeitlang schweigend im hohen Holz.

„Weißt du," sagte Seferl und schaute ihn mit ihren lieben, tiefen, aber nun doch ein wenig versorgten Augen an, „manchmal fürcht' ich mich; denn ich denke: Woher ist mir der Mut zu meiner Liebe gekommen oder dir der Mut zu der deinen? Du wirst immer weiter aufwärts steigen und auf den Wegen weitergehen, die du betreten hast, und ich, ich werde nicht an deiner Seite bleiben können."

Er streichelte ihr die Wangen und küßte sie auf ihre Augen: „Du sollst nur immer so bleiben wie du bist — in deinem Herzen und in deiner Güte und Liebe, Josepha! Und du brauchst gar nicht zag zu sein. Ich weiß wohl, daß du dich auch in deiner Kleidung nach der Umgebung richten mußt, in der du einst leben wirst. Aber du mußt dich vor diesen Dingen

nicht fürchten; denn du nimmst sie in deiner Einfalt zu wichtig. Ich weiß auch, daß du niemals daran gedacht hättest, wenn ich ein halbes Jahr früher gekommen wäre; sondern die Musikantenmädchen haben dich unsicher gemacht, und du hältst dich nun für schlechter, weil du schlichter bist. Aber dein kluges Herz und deine gesunden Sinne werden dich auf den dir jetzt noch unbekannten Wegen führen; ich bin auch als der ungeschickte, versonnene Holzhauerbub nach Wien verpflanzt worden, grad aus dem weltfernen Bergwald herausgerissen, und es hat sich doch alles gefunden."

Sie standen nun im Schutze niederer Föhren, und die Dämmerung des Frühlingsabends legte ihren grauen Flor um sie.

„Wie du mich immer froh machen kannst!" sagte Seferl. „Aber es ist da noch etwas: Zwischen einem Weib und einem Manne soll kein fremdes Fädlein sein, und ich werde deine Kunst nie recht verstehen lernen. Ich kann nicht singen, und ich kenne kein Spiel."

„Aber dein Herz wird sich an allem freuen, und darum wirst du teilhaben an dem, was mich erfüllt."

Da schlang sie ihm ihre Arme um den Hals, und nun lagen die heißen, zitternden Lippen dieser beiden jungen Menschen wieder in langem Kuß aufeinander, und ihre Herzen schlugen aneinander und hörten: es war ein guter, klarer Klang, den sie gaben.

„Wie ist es mir nun leicht und froh ums Herz, weil du mir das gesagt hast, Georg!"

An diesem Abende waren die aus dem Haus am Kreuz alle auf dem Stein; auch die greise Frau

Dorothea Bratel saß mit am Tisch und putzte sich in einem fort die Augen, als wäre es ihr eigener einziger Sohn, den sie morgen früh im Grau des Tages aus der Heimat schicke. Aber die Augen liefen immer von neuem an wie Fenster, hinter denen eine Mutter steht, die ihr Kind draußen von dannen ziehen sieht. Es stand auch jemand hinter diesen Augen — ein warmes, mitfühlendes Herz, das die treue Liebe und die heimliche Sorge der Pechschaberleute erkannte, die den Zeiger der Uhr immer und stetig wandern sahen.

* * *

Am andern Morgen, wie das graue Licht der Frühe noch nicht von den goldenen Pfeilen der Sonne durchdrungen wurde, und die Nebel ganz verschlafen über der Stadt lagen, ging Georg vom Stein herab und ging in der grauen Dämmerung beim Haus am Kreuz vorüber.

Da öffnete sich leise die Tür, und Seferl schlüpfte heraus. Sie weinte nicht, aber das Herz zitterte ihr.

Da schloß er das geliebte Mädchen noch einmal in seine Arme: „Deine lieben Augen werden mich immer geleiten; und wenn du wüßtest, daß sie auch segnen können — aber das glaubst du ja nicht,“ sagte er leise und froh.

„Ich will in Gedanken immer bei dir sein.“

Da küßte er sie noch einmal mit einem letzten, langen Kusse.

„Leb wohl, mein Lieb!“

Seferl sprang lautlos die Stufen empor, und der

Riegel der Türe verriet klirrend den ungestümen Schlag ihres Herzens.

Dann wanderte Georg aus der Stadt und schritt durch den frühlingsduftigen, erwachenden Forst. Die Vögel warfen ihre Weisen vor ihm auf den Weg, und die Sonne legte ihm ihre goldenen Decken vor die Füße.

So wanderte er hin, und Glück und Liebe schritten neben ihm.

40.

Sie waren alle auf der gleichen Scholle, geleitet von der gleichen Armut und Arbeit, aufgewachsen.

Aber der Himmel ist nicht weiter von der Erde entfernt, als die Kluft breit war, die diejenigen trennte, deren Freude die Heimat und deren Ärgernis sie war. Jawohl, sie war etlichen schon ein Ärgernis geworden!

An dem Sonntagmorgen, an dem Gid wie ein Sturmwind durch sein Haus fuhr, als müsse nun mit einem Mal aller Morsch und Moder hin sein, der sich dreißig Jahre lang heimlich darin zurechtgesetzt hatte, hat der Flori unterm Schindeldache davon vernommen.

Unterm Schindeldache wohnte er nun, seit der Sohn des Gid, der Nikodem, mit seiner Frau und der Helen wieder nach Hause gekommen war. An dem Tage war der Alte zu ihm getreten und sagte: „Flori, ausziehen möchtest; denn es fehlt fortan der Platz im Haus!"

Weil Florian aber ein recht trauriges Gesicht machte und sagte, den Sommer über sei er mit einem Lager auf dem oberen Boden zufrieden, und durch die Luke im Giebel falle so reichlich Licht, daß er die Noten schon lesen könne, da schlug ihn der Gid auf die Achsel: „Fei ein so braver Bub bist, Flori! Wenn du mit

dem oberen Boden und dem Bächlein Licht zufrieden bist, so mag's schon sein; und bezahlen sollst du mir dafür auch nichts." Der Gid zwinkerte mit den Augen und redete leiser: „Weißt, ich hoff, mit deinen paar Kreuzern werden wir nun nicht mehr rechnen müssen, solang die Musikanten daheim sind. Hast gesehen, wie sie einhergehen?"

„Wohl, wohl," sagte der Flori und zog jene kahlen Stellen seiner Stirn ein wenig in die Höhe, an denen beim Gid die buschigen, grauen Brauen sich bogen. Das war ein Zeichen seiner ganz besonderen Freude. Gab dies Zeichen aber selten, der Zundersohn, sondern trug meist eine starre, unheimliche Ruhe auf dem Gesicht. Deshalb hatte Großmutter Veit einmal gesagt: der Flori, das wär' ein Wunderlicher; dem müßte der Herrgott das Herz an einer falschen Stelle eingepaßt haben, weil nie der Schein einer Freude daraus herauf in seine Augen leuchte.

Im Hause des Gid sind an jenem Sonntagmorgen, an dem die Glocken schon zur Kirche gerufen hatten, zwei Hoffnungen erfroren. Die eine gehörte Gid und die andere dem Flori. Die vom Flori welkte zuerst.

Wer weiß, was das heißt: Eine Hoffnung, die langsam und mühselig aufgezogen worden ist und nun vor der Blüte steht, eine Hoffnung, die mit allem Fleiße genährt und an der das Glück eines Lebens hängt, vergeht im Froste der Enttäuschung?

Das Moidl war an diesem Morgen auf der knackenden Stiege zum oberen Boden erschienen und hatte in die Dunkelheit gerufen: Nun wär's Zeit, nun solle der

Flori hinunterkommen und dem Nikodem sein Anliegen vorbringen; denn die neue Kapelle solle sich bilden.

Nikodem saß auf der Ofenbank und zog der Gitarre neue Saiten auf. Er hatte Gemslederhosen an wie der Gid und grüne Strümpfe und Schnallenschuhe, dazu ein feines Spitzhütlein mit einer weißen, wippenden Feder darauf.

Während er so an den knarrenden Wirbeln drehte und den Kopf schief hielt, damit ihn der Rauch aus seinem Klöblein nicht in die Augen beiße, trat der Flori zu ihm hin und hielt sein Zeugnis in der Hand. Aber Nikodem schaute ihn fremd an:

„Auf die Reise möchtest mit uns, Flori? Du? Das schlag dir aus dem Sinn! Mit einer Kapelle, die aus Leuten deines Schlages zusammengesetzt ist, ist nichts zu verdienen; junge Mädchen wollen sie sehen draußen im Land, hübsch, fesch, in Röcklein bis daher," — er deutete auf seine Knie und sprang auf, — „schwarze Sammetmieder und da oben darauf den grünen Tirolerhut; schau, mit solchen läßt sich was machen! Nicht etwa, daß da was unrechts geschähe; dafür bin ich da, der Kapellmeister!"

Der starke, schmucke Mann mit dem listigen Gesicht, der vordem mit dem Gid Holzschlager gewesen war und nun wie ein Bergbaum in der Stube stand, sah den langen Jungen und seine Häßlichkeit von oben bis unten an und verzog das Gesicht zum Lachen. „Tiroler Lieder muß man singen können," fuhr er fort, „und im Kostüm muß man auftreten! Das ist die Hauptsach'!"

Der alte Gid saß am Tisch und stützte die Hände auf seine Knie. Wie er seinen Sohn so reden hörte, horchte er verwundert auf. Er dachte, es sei gut, daß der Nikodem sich ihn zum Vater ausgesucht habe. Aber er konnte das Wundern seiner Augen doch nicht verbergen.

„Ja, ja," sagte Nikodem, indem er sich auf der Ofenbank wieder mit dem Saitenspiel zu schaffen machte, „wenn einer die Welt nicht betrügen will, leicht, so ist er selbst der Betrogene."

In den Augen des Flori löschten inzwischen die scheuen Lichter der Hoffnung aus.

Gid, der den Schmerz erkannte, mit dem der Junge heimlich kämpfte, hatte Mitleid mit ihm, und die kecke Art seines Sohnes verdroß ihn.

„Nikodem," sagte er, „ich bin nie einer gewesen, der's allzu genau genommen hat; aber du — baust du denn dein ganzes Leben auf Lug und Trug auf? Als Tiroler Kapell stellst dich und deine Leute hin und tätst nicht einmal wissen, wie ein Tiroler ausschaut, wenn du nicht deinen Vater hättest?"

Aber der Nikodem schlug mit der Hand in die Luft.

Da sagte der Alte: „So, und dann darf ich schon einmal fragen, was das Geschäft eigentlich einbringt?"

„Einbringt?" fragte ihn Nikodem. „Soll das etwa heißen, ihr habt daheim darauf gewartet, daß wir von der Reis' einen Sack Geld auf dem Rücken daherschleppen, damit ihr's euch dabei wohl sein lassen könnt?"

Da stand der Alte auf und rückte seinen vergilbten spitzen Filz aus der Stirn.

„Du," sagte er, „daß du jetzt mit deinem Vater redest, das hast du, denk ich, nicht vergessen! Und daß du mit den deinigen und deinen achtunddreißig Jahren die Beine wieder unter den Tisch deiner alten, armen Eltern steckst, wie du als Bub getan hast, selb möcht nun zu End' sein!"

Nikodem hielt die Gitarre zwischen den Knien und sah seinen Vater mit einem scheelen Blick an; denn er fühlte, es war ein Wetter im Anzug.

Das Moidl war schon hinausgegangen.

Wie der Flori hinterdrein schritt, fand er die alte Frau mit leeren Augen auf den Rotsteinen des Herdes sitzen. Sie hatte die Hände über den Knien gefaltet und sah nun ihre Hoffnung auch dahingehen.

Der Flori fand aber das Wort nicht, das er hätte sagen können, sondern seine Lippen preßten sich in namenlosem Schmerz aufeinander, und seine Augen blickten in das Dämmerlicht über dem Herde, als wären sie gestorben. Er stieg die ächzende Treppe in die Dunkelheit unter dem Dach empor und war auf seinen Schemel an der Giebelluke gesunken.

Was nun?

Vor ihm am Gebälk hing die Geige; vor ihm unter den Schindeln lag tiefe Nacht.

Da weckte ihn die dröhnende Stimme des Gid aus seinem stummen, mutlosen Brüten. Er hörte, wie der Alte in der Unterstube die Faust auf den Tisch schlug; denn der Nikodem hatte ihm gesagt, wenn er glaube, das Musikantentum leide ein Sparen, so sei er auf dem Holzwege. Und nun flogen Blitze aus den Augen

des alten Mannes, und er rechnete seinem Sohne vor, wie er einst mit ihm im Bergwald sich gemüht habe, und wie sie ihren Tagelohn am Ende der Woche zufriedenen Herzens heimgetragen hätten. Aber Nikodem begegnete dem trotzigen Sinne des Alten mit anderem Trotz, und die harten Steine rieben sich aneinander.

An diesem Tage versagte der Tiroler seinem Sohne das Haus im Wald.

Und ehe die Dämmerung auf den Sonntag fiel, zog Nikodem feindseligen Blickes seiner Wege und ließ Weib und Kinder daheim und überließ sie der Sorge der Alten.

41.

Das Haus am Stein, das so einsam auf seiner Höhe stand und seit jener verderbenbringenden Nacht, in der die Flammen in dem Waldtale rasten, wieder durch eine Halde von den anderen Wohnstätten getrennt war wie zu der Zeit, da die silbernen Tore zu den Tiefen der Erde noch ein Märchentraum waren, sah an diesem Sonntage gegen Abend den Gid als Gast. Und der Pechschaber erhielt in dem Tiroler Gid einen neuen Freund, den einzigen, der sich fortan offen zu ihm bekannte.

Der Bürgermeister nicht? Und nicht der kleine Prophet?

Die beiden waren stille Sinnierer, waren Leute, die auf die Erfüllung der schlimmen Prophezeiungen des Pechschabers warteten, aber heimlich hofften, es möchte zum Wohle der Waldstadt alles auf eine unbegründete Schwarzseherei hinauslaufen. Auch waren diese beiden die einzigen, die nicht an ihrem eigenen Leibe zu spüren hatten, wenn eintraf, was der Pechschaber fürchtete; denn wenn er über die Halde deutete, auf der einst hundert Häuser gestanden hatten, die nun ein Haufen Trümmer geblieben waren, oder wenn er auf die Armut zeigte, die allenthalben unter den Dächern hockte, so schwiegen sich die Propheten aus oder sie

zogen die Achseln und sagten: „Recht magst du schon haben, Pechschaber; aber eine Armut hat vordem doch auch da gewohnt! Und nicht das Musikantentum ist schuld daran, sondern das Gebirg ist's und die Lage der Waldstadt; es laßt sich halt nix verdienen bei uns. Und wenn sie nicht auszögen, so müßten sie daheim gar verhungern; denn das ist der Unterschied: Wie wir noch ein Walddorf gewesen sind, haben auf dem Berg eine handvoll Leute ihre Armut füttern müssen; jetzt sind's aber an die elfhundert, wenn sie alle daheim wären."

So redeten sie hin, so redeten sie her; weil sie aber mit ihren Worten und Gedanken nicht so behend umzugehen verstanden wie mit Axt und Säge und Schachtelholz, so fanden sie sich auch nicht zueinander.

Die Männer vom Haus am schwarzen Kreuz waren sanftmütig und friedfertig. Und wenn dem Pechschaber einmal Feuer aus den Augen flog, oder wenn er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß der Tisch stöhnend dagegen sich auflehnte, so füllten sich die Propheten lächelnd ihre Pfeifen, und der Jüngere reichte dem Alten einen brennenden Span hin, damit er sich ein Feuer in den frischen Tabak lege; denn sie waren der Ansicht, daß sich beim Rauchen besser diskurieren lasse. Je eifriger der Pechschaber wurde, desto gelassener hörten die schwarzen Kreuzmänner zu. Und wenn der vom Stein polterte und verlangte, daß sie ihre Meinung nun endlich auch sagen sollten, so faltete sich dem Bürgermeister die Haut der Schläfen zu vielfältigen Fächern, und er entgegnete lächelnd:

„Pechschaber, redest ja alles allein! Kein nix mehr übrig gelassen hast uns.“

So schieden sie immer im allerbesten Einvernehmen; aber ganz überein kamen sie doch nie. Das rührte auch daher, weil die fahrenden Leute, wenn sie im Haus am Kreuz von ihrer Sache redeten, die Dinge immer nur von der rosenroten Seite sehen ließen.

„Guten Tag, Bürgermeister!“ sagte eine, die heimgekommen war, und „guten Tag, Bärbel! Nu, und das Schachtelmachen geht immer noch?“

„Warum soll's denn nicht?“ lachte die Bärbel.

„Na, wenn ihr nicht gerade Bürgermeister spielen müßtet, ich glaub, ihr zwei oder gar ihr vier, wäret auch nicht seßhaft. Es ist ein viel lustiger Leben draußen als im Wald. Und wird wenigstens ein Geld verdient dabei. Gut Essen alle Tage und Trinken auch daneben und gearbeitet wird nur des Abends und nicht einmal bis Mitternacht. Den Tag über geht man so spazieren in den schönen Straßen, schaut die wunderfeinen Auslagen an und denkt: daß du daheim ausgefahren bist, ist und bleibt dein bester Streich im Leben . . .“

So etwa redeten sie; meist noch ein wenig hochmütiger; denn hochmütig sein ging den Propheten gegenüber leicht an: sie schwiegen zu allem. Das deuteten die Leute hernach als den überzeugten Glauben der schwarzen Kreuzmänner. Und weit über die Grenzen der Musikantenstadt hinaus hatte die Propheten ihr Weg ja auch niemals geführt. Schmuggeln war der Bürgermeister vordem zwar gewesen; aber wenn einer

auf solchen Bahnen geht und ängstlichen Gemütes ist, so schaut er nicht um und nicht auf.

So hörten sie sich an, was ihnen beide Parteien erzählten. Und sie kamen zu der Überzeugung, das Musikantentum werde nicht so schwarz sein, wie's der Pechschaber mache, aber auch nicht so rosig, wie es den Augen der Landfahrer erschien.

Am wenigsten verfocht bei dem Bürgermeister der Hinweis des Pechschabers auf die nicht wieder aus den Trümmern erstandene Stadt; denn er rechnete: „Wär' die Zeche nicht stillgelegt worden, wär' alles wieder erstanden. Es war aber nach dem Brande kein Verdienst mehr, und die Versicherten mußten die ausgezahlten Beträge deshalb verleben und halfen denen mit ihrer Knappheit, die gar nichts besaßen als ihr Leben und ihre Not." —

Nach diesem Sonntage jedoch, an dem der Nikodem feindseligen Herzens das Tirolerhaus verließ, hatte der Pechschaber einen neuen Freund, und zwar einen verläßlichen, der in manchem Sturm des Lebens festgestanden hatte wie ein Bergbaum. Und dieser neue Freund half ihm fechten gegen die Gleichmut des Bürgermeisters noch mehr aber gegen die Verblendung jener, die sagten: ‚In dem Musikantentum ist uns ein Heil widerfahren!'

Wie die Dämmerung hereinsank, stieg der Gid die Halde empor und trat in das Haus am Stein. Als die beiden Männer sich gegenüberstanden, wunderten sie sich, daß sie den Weg nicht früher zueinander gefunden hatten. Und Gid bekannte: „Ein Narr bin ich gewesen, ein leibhaftiger, Pechschaber!"

Der reichte ihm die Hand hinüber: „Recht ist's, Gid, und solch ein Einsehen kommt selten zu spät! Leicht, es läßt sich damit auch in deinem Falle noch etliches ausbessern. Der Nikodem ist zum Haus hinaus und hat dir Weib und Kind daheimgelassen, damit du mit deinen fünfundsechzig Jahren sie versorgest?" Der Pechschaber runzelte die Stirn, und seine Augen wurden finster.

Gid zuckte die Achseln: „Ich mein, 's könnt nit sein; sondern er wird sich die Lehr' seines Alten noch zu Herzen nehmen. Die Mutter, Nikodem, hab' ich ihm gesagt, gehört zu den Kindern! Und der Vater auch. Was soll denn geschehen, wenn ihr euch in alle Winde verlauft und keins von des andern Weh und Wohlsein weiß? Er wird nicht in Feindschaft von seinem Alten gegangen sein, sondern vielmehr in Scham, und wird noch eine Zeitlang mit seinem Spiel in der Welt herumfahren, ein Erübrigtes seinem Weib und seinen Kindern schicken, und eines Tages wird ihn die Sehnsucht nach seinen Leuten heimkehren heißen . . ."

Der Pechschaber schaute den alten Tiroler lange an: „Meinst, Gid? Aber die Arbeit im Wald wird ihm hernach sauer werden, und du hast einen verdrossenen, verleideten Menschen im Haus. Mußt mir's nicht für übel halten, Mann; aber ich weiß nicht ob's nicht besser wär', er blieb, wohin ihn sein Herz nun gezogen hat; denn für das Waldland tauget so einer nicht mehr!"

42.

Während die Männer im Haus auf dem Stein so die Not der Zeit erwogen, saß der Flori auf dem Schemel vor der Luke im Giebel des Tirolerhauses, den Kopf in die Häude gestützt und sann: Was nun?

Die Nacht fiel auf Berg und Wald; da band er sich die Geige auf den Rücken, nahm die Flöte unter den Arm und ging davon.

Als er bei der Tür vorbeikam, die drunten unter der Holzstiege sich befand, sah er das Moidl mit traurigen Augen am Herde stehen und Feuer zünden. Sie schaute sich betroffen um, als sie den Flori harten Schrittes über das Holz herabgehen hörte.

„Moidl," sagte er, „dir muß ich mich schon vertrauen, dir allein, damit sie wissen, wohin ich gekommen bin!"

„Willst dem Nikodem nach, Flori?" fragte die Alte und legte ihre beiden Hände über die dargereichte Rechte des Jungen. Sie hätt's nicht ungern gesehen, wenn er die gleiche Straße mit dem Nikodem gezogen wäre. Es war ihr so bange, als sollte sie nie wieder von ihren Sohne hören. Flori antwortete:

„Nein, aber ein Brot will ich mir verdienen. Wenn

einer länger als vier Jahr sich und sein Spiel da gemartert hat und sollt' hernach das Spiel an den Nagel hängen, so wär's schon besser, er hängete sich dazu. Der Girgl vom Stein ist auch etwas geworden. Sollen sie nun mit Fingern auf mich weisen und sagen: Ja, der eine, der hat etwas vor sich gebracht; aber dieser da, der hat wieder zu Axt und Säge greifen müssen? Haben besser zu ihm gepaßt als die Fidel und die Flöte, die ihm so viel mühsam gewesen sind! Nein, Moidl, so sollen sie nicht hinter mir dreinreden, das ertrag' ich nicht!"

Das Moidl hielt seine Hand immer noch: „Flori, weißt, der meinige hat heut' zu dem Nikodem gesagt, ein Holzhauen und ein Stöckeroden wär' besser als das Landfahren."

„Muß einer doch auch nicht gerad ein Landfahrer sein, Moidl!" tröstete der Flori. „Ist etwa der Georg Zeitel ein solcher? Ich könnt' mich selber nicht mehr anschauen, wollt ich nun auf halbem Weg umkehren. Aber die eine Lieb' sollst du mir schon noch tun, Moidl, gelt! Und darum bin ich da. Mir ist in dieser Stunde das Herz so wild und so weich, so mutig und so zag, daß ich mir nicht getrau', noch einmal zum schwarzen Kreuz aufzusteigen und der Seferl ‚Leb wohl!' zu sagen. Heut' nicht! Und dann, wenn es kund wird, daß ich ausgefahren bin, so sag ihr ein tröstsames Wort, Moidl, gelt! Und sag' zu ihr, sie solle sich meinetwegen das Herz nicht versorgen; ein Geld hätt' ich schon noch, und ein Weg würde sich finden. Alsbald schreib ich ihr einen Brief. Und sag' ihr auch,

warum ich heimlich gegangen bin, und sie sollt' ihrem Bruder nicht gram sein ..."

Da entwand der Flori der Alten seine Hand und ging hinaus in die Nacht und ging talwärts. Auf den Wegen lag der Frühlingsmondschein.

Wohin, Flori?

In die Welt, — alle Wege führen hinein.

Während er so dahinschritt und manchmal eine Säule silbernen Mondlichtes neben ihm im hohen Holze stand oder eine blendende Stufe wie eitel Silber vor ihm im Moose lag, dacht' er des Wunders, das dem kleinen Propheten einst im Bergwald begegnet war. Um ihn schwamm Harzduft, um ihn war der Frühlingstraum des Forstes, hinter ihm rauschte — noch lange, lange — das trutzigstarke Wildwasser, an dessen schäumendem Tosen er vor Jahren viel einsame Stunden verbracht hatte.

Seine Gedanken irrten durch den nächtlichen Wald, irrten zurück in die Stadt, in der er Seferl zurückließ, die einzige unter allen Menschen, an der sein Herz hing, die einzige, die ihm eine Liebe getan hatte, ehe er mit ihr wieder heimgekehrt war. Und nun war das Glück zu ihr gekommen; ... nein, sie hatte das Glück gesucht! Sie hatte in heimlicher und offener Sehnsucht immer wieder zurückverlangt in die Einsamkeit der Waldstadt, in der ihr doch alles Leid ihres Lebens widerfahren war. Für sie hatte das Glück dort gewohnt, und sie war diesem Glücke nachgegangen. Aber er selbst? Was hatte er in der Heimat gefunden?

Daran dachte Flori, während er in Nacht und Ferne schritt.

Manchmal hob er seine Augen auf, die sich gewöhnt hatten, im Staube vor seinen Füßen zu suchen; er hob sie auf, ob nicht ein Licht leuchten möchte, das ihm verkündete: Hier wohnen Menschen, hier ist ein Haus, in dem du ein Lager für die Nacht erbitten kannst. Aber es leuchtete keines.

Da sank er wieder in sein tiefes Sinnen und dachte, wie wundersam das Schicksal doch gespielt habe; es habe Seferl die Zeit nicht versäumen lassen, in der Georg noch einmal in die Waldstadt heimkehrte, um dann — wer weiß für wielange — Abschied zu nehmen.

Aus solchen Gedanken wuchs ihm in seiner Verlorenheit ein herrlicher Trost; denn er sagte sich: Auch mich hat es nun seit Jahren hinausgedrängt auf den Weg, auf dem ich jetzt wandere. Ich habe mir diesen Weg anders gedacht, aber kann nicht auch auf ihm ein Glück blühen?

Die grüblerische Art seines Vaters hatte sich während des letzten Winters sein Herz erst recht geformt. Die Einsamkeit und die Einförmigkeit seines Lebens, in dem nur dies eine ferne Ziel stand, das er auf dem dornigen Pfad unsäglicher Mühen doch noch zu erreichen hoffte, ließen dies quälerische Wesen wachsen, wie es mochte. Die heitere Sonne der Liebe seiner Schwester war nur noch selten um ihn gewesen. Dafür aber hatte die Angst sein Herz erfüllt: die fahrenden Leute würden ihn nicht mitgehen heißen und würden ihm von neuem den Bescheid geben, der ihm noch

aus dem Munde des Pechschabers von der vorigen Zeit her im Ohre klang. Davor hatte er sich lange gefürchtet.

Nun war das geschehen. Und nun war ihm nur der eine Weg geblieben, auf dem er jetzt ging: sich selbst nach einem Ziele zu bringen oder aber: heimzukehren und die Arbeit im Wald aufzunehmen, auf die sie nun alle mit Verachtung schauten.

Im Frühlinge des Lebens wächst die Sehnsucht nach einem großen Glück, wie die Wildrosen wachsen an den Halden der Berge. Aber die Blüte dieser Sehnsucht, die Hoffnung, welkt und zerflattert alsbald in den harten Winden der Enttäuschung; wenn der Sommer kommt, reift eine karge Frucht; und im Herbst ist's ein Wandern zwischen stachlichten Sparren.

Auch in dem Mann aus dem Haus an der Brücke, dem Zunder, war einst diese Sehnsucht gewesen; und das Ende war die Wanderung durch den winterlichen Bergwald auf die andere Seite des Gebirgs; dort hatten sie ihn in das kalte Grab gelegt. Aber an seinen Vater dachte Flori in dieser Stunde nicht.

Es sind viele vor ihm auf solch dunklen Wegen gezogen und haben auf das verheißende Licht gewartet und auf das Glück, das ihnen begegnen werde. Und werden viele nach ihm solche Wege wandern. Aber in diesen allen ist der goldene Traum eines Märchenzaubers, ein Traum, wie er in dem Herzen des Ziegenjungen war, der die silbernen Tore bei den Dreibrunnen erschloß.

Allein, ein solcher Glückstraum erhellte das Herz

Floris nicht; es war nicht die Freude, die ihr goldenes Licht in seine Seele warf; es war nicht die rosige Blüte der Hoffnung, der er nachging, sondern die Sorge leitete ihn. Die Hoffnung sagt: ‚Über den Bergen wohnt das Glück' und zeigt und drängt. Die Sorge sagt auch: ‚Über den Bergen wohnt das Glück', aber sie macht zugleich nachdenklich und warnt. Wie soll da einer über die Berge kommen, den die Sorge leitet? Sie ist ein niederträchtiger Weggesell; wenn sie einen erst recht fest an der Hand hat, macht sie sich unsichtbar, lähmt ihm das Herz und stutzt der Seele die Schwingen. Wie soll da einer über die Berge fliegen? . . .

Das Licht, nach dem der wandernde Musikant im Bergwald ausschaute, erschien. Es dauerte nicht einmal lange; der Mond stand noch nicht am höchsten, und die Glocken der Türme hatten sich die Mitternacht noch nicht zugerufen. Ob in diesem Bergwald überhaupt eine Glocke rief? Oder ob die Klänge vom Turme der Musikantenstadt noch bis hierher flogen? Oder ob jene weite, grüne Waldau am Südhange des Gebirges in der Nähe war, von der aus man weithin ins Land blickt und am Tage ferne Türme ragen sieht, und zu der des Nachts die Lichter der Städte scheinen wie die ewigen Sterne des Himmels?

Flori wartete der Antwort auf eine dieser Fragen, aber die Nacht gab sie nicht. Immer war's nur der Mondschein, der still und blank auf den schmalen Waldwegen lag oder eine hohe, schlanke Säule von Silber zwischen die Stämme stellte. Oder es war das helle

Singen einer Quelle, die auf der Frühlingsfahrt durch Gras und Moos an den Kammern der blauen Vergißmeinnicht vorbeiklang und die schlummernden weckte.

Da schien auf einmal ein roter Schein zwischen den Stämmen des Waldes daher. Der Musikant blieb stehen. Furcht und Hoffnung rangen in ihm, wie sie die Jahre her in ihm gerungen hatten. Er sah, es war ein Feuer auf einer Au im Forst angezündet worden. Zwei Wagen mit graugewölbten, geflickten Blachen standen dabei; einige Pferde gingen abgeschirrt und frei im Gras und weideten. Und Männer, Frauen und Kinder saßen um das Feuer oder liefen geschäftig hin und her. Fahrende Leute, aber keine Musikanten; fahrende Leute, wie sie häufig in dieser Gegend des Waldgebirges anzutreffen waren; sie nächtigen unter dem leichten, armen Dach ihrer rollenden Zelte, bis der Herbststurm wieder über das Gebirg rast. Zigeuner etwa?

Nein; ihre Tracht war zwar malerisch, aber ihre Gesichter waren nicht von der fremden Schönheit jenes Volkes und auch nicht von jener feurigen Wildheit, der Flori mehr als einmal im Bergwalde begegnet war.

Lautlos schritt er näher, kein Knacken eines Reises verriet ihn.

Da sah er: Die Truppe bestand aus einem Mann im Alter des Gid und aus einem Burschen, der vielleicht zwanzig Jahre zählen mochte. Der war von starker und geschmeidiger Gestalt, hatte die Jacke ins Gras geworfen und trug einen Ledergurt um die Hüften geschnallt, der die Hose hielt. Sein Oberkörper war mit einem blauweiß gestreiften, gewirkten Hemde

bedeckt, das die Arme freiließ, und in dem sich alle Muskeln der Brust und des Rückens sichtbar abzeichneten. Um den Brand saßen drei Frauen im Alter von zwanzig bis fünfzig Jahren, und vier Kinder hockten neben ihnen und schauten sehnsüchtig und müde auf die Frauen, welche am hellen Feuer mit der Bereitung des späten Nachtmahls beschäftigt waren.

Der junge Mann in dem gestreiften Trikot brach über seinen Knien dürres Astholz und warf's in den Brand. Aus mancherlei Anzeichen schloß Flori, daß die Truppe nicht länger als eine Stunde an diesem Platze weilen könne, und daß sie morgen früh schon beim Grauen des Tages aufbrechen würde.

Wiewohl es nicht selten geschah, daß die Kinder der Waldstadt in den Forst geeilt waren, um eine Gesellschaft fahrender Leute bei ihrer Rast unter dem grünen Dache der Bergfichten mit staunenden Augen zu betrachten, hingelagert auf Decken, die ihnen der Sommer über den Grund gewoben hatte, so fühlte der Musikant in dieser nächtlichen Stunde, in der er den Weg in die Welt zu wandern begonnen, doch den wundersamen Zauber, der um das Leben dieser heimatlosen Leute wehte, die dort im roten Scheine des nächtlichen Feuers sich bewegten. Vielleicht wäre er am Tage in großem Bogen um den Trupp herumgewandert, um jenseits der Au den Pfad wieder zu erreichen. Aber nun spielten die roten und goldenen Lichter des Brandes um die Fremden; nun schienen ihm die Schirme der Bergfichten voll wunderlichen Lebens; nun staunten seine nüchternen Augen, die sich an der kargen, harten Not seiner Tage

müde gesehen hatten, in ein traumhaftes Weben von buntem Glanz.

Hundert Fragen flatterten um ihn wie das huschende Getier des Waldes. Woher? Wohin?

Nach einem stundenlangen Wanderwege in tannendunkler Nacht, nach einem winterlangen Mühen im Staub und Moder unter dem klappernden Schindeldache eines armen Hauses war es, als hätte sich ein Vorhang vor seinen Augen gehoben. Unerwartet bot sich ihm ein Blick in ein Leben der Freiheit und in die Welt jenes Zaubers, dessen trügerischem Glanze noch keine Jugend sich entzogen hat.

Schon drückte er sich den Hut fester auf die Stirn, schon rückte er sich die Geige auf dem Rücken zurecht und nahm die Flöte in die Hand, die er auf dem Wege mit dem Arm gegen den Oberkörper gepreßt hatte, weil er die Hände über seiner gedankenvollen Wanderung tief in die Taschen der Hose vergraben hatte. So schickte er sich an, die fahrenden Leute zu grüßen. Aber die Sorge stand neben ihm, die ihm die Schwingen seiner Seele mit der klirrenden Schere beschnitten hatte ... Was soll das geben?

Da hob eines der weidenden Pferde den Kopf und wieherte; da sprang ein schwarzer, langhaariger Pudel an dem Manne mit dem grauen Haar bellend empor und sprang an den Rand des Holzes. Die fahrenden Leute schauten auf und riefen einander zu. Vielleicht war es ein Grenzwächter, den der Schein des Feuers gerufen hatte, und der nun kam, die Wagen nach Schmuggelwaren zu durchsuchen. Flori wußte selbst

nicht, wie's geschah: mit einem — und er ging auf das Lager zu; mit einem — und er stand mitten unter den Menschen, die ihn verwundert umringten.

„Hoiha!" rief ihn der Alte an und drehte ihn mit dem Gesicht gegen den Schein des Feuers. „Ein Musikant? Wohin des Wegs, Bursch?"

Es schien lustig anzusehen, wie der lange, unbeholfene Junge vor den raschen, beweglichen Leuten stand; denn nicht einmal die Gesichter der Kinder blieben ernsthaft.

„Wohin?" sagte er. „Das weiß ich selber nicht. Die Musik hab' ich gelernt; geigen und flöten kann ich und will mich damit durchs Leben schlagen. Aber —"

„Na?" fragte der Alte.

„Erst muß ich mich hineinfinden in dies Leben," beendete er seine Rede, durch das freie, ehrliche Wesen der Fremden mutiger gemacht.

„Und woher kommst du? Bist du irr gegangen, daß du des Nachts im Bergwald herumstreifst?" fragte der Alte, der ihn in seinem Aussehen immer von neuem an den Tiroler Gid erinnerte. Das machte den Flori zutraulich.

„Nicht irr gegangen; ich bin hier daheim. Und deshalb konnt' ich es wohl wagen, während der Nacht aus der Musikantenstadt zu wandern."

Der Alte zog die Brauen hoch und warf seinen Leuten einen beredten Blick zu.

„So einer bist du? Heimlich davongegangen?"

„Nein," wehrte Flori ab, „bis morgen hätt' ich mich vielleicht hundertmal eines anderen besonnen . . ."

Er senkte den Blick zu Boden und wußte nicht, wo die Geschichte eigentlich anhub, die er nun erzählen wollte; auch gingen ihm die Worte mühsam vom Munde wie einem, der sich gewöhnt hat, nur mit sich selber zu reden. Die ganze Art des Jungen nahm die Leute wunder.

„Bist du müde? Bist du erfroren? Bist du hungrig?" fragte der ‚Direktor'.

„Keins von allen," antwortete Flori.

Da wiesen sie ihm einen Platz bei dem Feuer an; sie setzten sich im Kreis um den Brand, um den ein Ring von feuchter Erde aufgeworfen war. Bunte Decken waren gebreitet, und die Leute aßen in halbliegender Stellung Kartoffeln und Rauchfleisch und schwarzes Brot. Weil er nun nicht aller Augen auf sich ruhen fühlte, wich die Betretenheit völlig von Flori, die anfangs seiner Herr geworden war.

„Aus der Musikantenstadt?" begann der Alte nach einer Weile. „Wir haben gestern unsern Geiger begraben, unsern Bajazz; der Schimmel hat ihn gegen die Stirn geschlagen. Darum fahren wir an der Musikantenstadt vorüber, einen neuen zu suchen."

„Es ist keiner daheim," überlegte der Florian. „Und solch ein Geschäft ist ihnen unbekannt."

„Und du?" fragte der Alte. „Bist du nicht mit Spiel und Armut ausgezogen, um dein Brot zu verdienen? So wie du muß ein richtiger Clown aussehen; er muß dumm tun und listig sein. He, Gesell, einer wie du braucht nicht einmal mit Kohle und Kreide sich das Gesicht zu bemalen! Einer wie du ist als

Hanswurst auf die Welt gekommen! Einen Kapellmeister brauchen wir! Hast du nicht Lust?“ Flori schaute sich um. „Du suchst nach einer Kapelle, Junge? Kapellmeister, Kapelle und Bajazzo ist bei uns eins; und frühmorgens hilfst du dem Hannes die Pferde putzen. Na, wie steht das?“

Dem Flori begann es vor den Augen zu flimmern — er sah etwas vor sich stehen, aber er wußte nicht: Ist das das Glück? Sieht es so aus, was er sucht? Er stützte den Kopf in die Hände und schaute grübelnd auf die neben ihm liegende Geige, wie er sich daheim unter dem Schindeldache gewöhnt hatte.

„Zirkusleute seid ihr?“ fragte er mehr sich selbst als die um ihn her, und er erhielt auch keine Antwort als ein stummes Nicken der Kinder, die an ihrem schwarzen Brote nagten.

Überdem war ein flinkes, kleines Mädchen von etwa neun Jahren auf den Wink und ein verständliches Zeichen des Alten hin aufgesprungen, wie ein Gummiball aufspringt, war gegen den einen Wagen gehüpft — immer mußte Flori an den Ball denken — und darin verschwunden. Schon schwebte das Kind wieder heran, trug eine weiße, hohe Spitzmütze im Arm, die vorn eine große, schwarze Wollflocke hatte, sprang auf Flori zu und stülpte ihm die Mütze auf sein mißfarbiges Haar.

Lautes Gelächter erhob sich, und mitten in diesem Gelächter saß der Zunder, die Fäuste an den Wangen, die hohe Mütze im Genick, Schmerz und Bitternis im Herzen. Aber — Großmutter Veit hatte das schon

immer gesagt — aus diesem wunderlichen Herzen herauf fand sich kein verräterischer Schein bis in die Augen. So saß er lange, keine Wimper zuckte an ihm, und die tiefe Betrübnis seiner Seele vermochte keinen Schatten um seinen herben Mund zu werfen.

Der Alte maß ihn mit staunenden Blicken, während Kichern und Durcheinanderreden der Frauen und Kinder noch nicht schwiegen.

„Du," sagte er, „so fein hat noch keiner sein Spiel gespielt! Reden kannst du nicht, wie's scheint, oder du willst es nicht, weil du dich unter uns und in dem Leben, das nun um dich ist, noch nicht zurechtfindest. Aber einer wie du und einer mit solch einem unbezahlbaren Gesicht, der braucht auch nur still zu sein, desto lebendiger wird's um ihn her. Und nun paß auf! Drei Gulden die Woche und Essen und Schlafen umsonst. Da ist dein Haus," — der Alte deutete auf einen der grauüberwölbten Wagen, — „das teilst du mit mir, dem Hannes und den zwei jüngsten Kindern. Die andern wohnen drüben. Schlag ein!"

Da reichte Florian Jugel, der Zundersohn aus der Musikantenstadt, dem fahrenden Manne die Hand und war geworben.

Das Schicksal der Jugel erfüllte sich auch an ihm: Sie wurden nicht mit dem Leben fertig; da nahm sie das Leben an der Hand und machte sie zu seinen Werkzeugen. Die Jugel waren von grüblerischer, willenskräftiger Art, aber sie waren von geringen Gaben, versannen sich und waren ohne die Macht, ihren Willen in Bahnen zu lenken, auf denen sie zu

einem klaren, sicheren Ziele gelangten. Sie vergaßen ihr Lebensglück über ihrer sinnlosen Arbeit, vermühten sich darüber die Herzen, bis alle Freude darin gestorben war, und steckten sich ein Ziel, das sie nicht sehen konnten; aber sie dachten, ihrer Mühe und dem Leid ihrer Tage müsse nun schon ein recht ansehnliches Glück folgen. Sie standen im Leben und verstanden es nicht; darum machte das Leben den einen zum Zunder, und den andern machte es zum Hanswurst. Und waren doch stille, verhärmte und ernste Menschen. So waren sie alle dahingegangen; denn sie wußten das Leben niemals lustig zu nehmen, nicht einmal da, wo es ein Narrentanz ist.

Nur über die eine goß es Sonne und Glück in Fülle, und an der einen schien es gutmachen zu wollen, was es an den anderen verbrach: an Seferl.

43.

Guten Morgen, Veit! Und wie geht's daheim?

Gut geht's, sagt der Veit; denn er hat sich in dieser Stunde seinen Plan fürs Leben fertig gemacht. Da ist er:

Die Kinder kommen nicht mehr aus dem Hause; denn die Frau auf dem Bühl hat ihrer ein Dutzend in der Ziehe; nur ein eigenes ist nicht darunter. Von nun an geht der Veit im Sommer aufspielen, nur im Sommer, und wandert fein langsam im Bergwald umher; denn es ist eine Frau mit einem Holzbein an seiner Seite, die es gut kann auf der Harfe. Die Harfe trägt ihr der Veit. Er sagt: „Wenn einer einmal eine Bürde zu schleppen hat, kommt's auf ein wenig mehr nicht an." Fahren auch nicht weit ins Land hinaus, die beiden, sondern fahren durch die Armut der Dörfer im Wald, zu sehen, was sie übrig hat für die zwei Halben aus der Musikantenstadt. Und wenn der Herbststurm im Walde rauscht und der Regen fließt, kehren sie heim; der Veit sucht sich dann eine Arbeit im Forst. Die ist hernach schon zu kriegen, meint er, wenn nur erst der Wind wieder einmal über das Gebirg gefahren ist und hat den Wald gebrochen.

Eine heimliche Hoffnung hat der Mann auch, es möchte die Zeit kommen, in der er wieder ‚unter Tag'

arbeiten kann, die Zeit, da das Schichtglöcklein von neuem zu den Dreibrunnen ruft; denn es geht die Kunde: Es sind etliche Herren dagewesen und sind in die Schächte und Stollen bei den Dreibrunnen eingefahren. Aber nicht von Kaiser und Reich gesandt; es ist eine Gesellschaft, die die fortgeschrittene Technik des Bergbaues mit einer Handvoll Millionen in ihre Dienste stellen und dem Staate die Erzgrube bei den Dreibrunnen abkaufen will, um die Reichtümer der Erde ans Licht zu fördern, die da noch tief verborgen sein sollen.

Das ist die Hoffnung des Veit; denn seit die Menge der Bergarbeiter brotlos geworden ist, sind etliche Leute bei der Arbeit im Forst angestellt worden. Haben aber nicht allzu viel Platz darin, und einen Halben wie den Veit können sie nur aushilfsweise gebrauchen.

Darauf hatte der Mann aber nicht warten können; denn der Hunger seiner Kinder wartete auch nicht. So ist er fortan noch landfahrend, aber in seiner Weise: ohne Hochmut wie die anderen. Er sagt, ein Künstler ist er nicht, er ist ein Bettelmann.

Wie der Frühling seine Fahnen aus blauer Seide über dem Gebirge wehen ließ, und die Bergfichten zur Maifeier die goldenen Lichter aufgesteckt hatten, zog Veit mit seinem Weib aus der Musikantenstadt, ging aufspielen vor den Türen und ging aufspielen des Sonntags zum Tanz, spielte zur Hochzeit und Kindstaufe und wußte mit seinem Weibe für die Abende unter den Dorflinden eine feine Tanzweise.

Da und dort erinnerten sie sich gar nicht mehr, daß der Platz unter der Linde ein erlesener Tanzplatz sei. Nur die Alten in den Dörfern dachten noch daran. Um diese Zeit hat es der Veit den Jungen wieder gezeigt. Und nun kamen sie, Knecht und Magd, Herrensohn und Haustochter, warfen dem Singspieler ihre roten Kreuzer fröhlich und dankbar in den Hut, und ward ein neuer, feiner Brauch daraus.

Aber die anderen, die ‚Künstler' in der Musikantenstadt, die vordem den Veit als ihren Hauptmann auf dem Schmuggelpfad und der Wildbahn angesehen hatten, schauten mitleidig oder gar verächtlich an ihm vorbei, wenn er in der Mitte der Woche oder bei Regenwetter daheim einzog: die Frau an zwei Krücken neben ihm, er die Spiele und ein Hücklein Fleisch und Brot auf dem Rücken, das sie ihm statt des Bargeldes gegeben hatten.

Sie sahen auch nicht, daß wiederum ein Wandel mit dem Manne geschehen war. Das erkannte fröhlichen Herzens nur der Pechschaber: denn er dachte jener Tage, in denen die Frau zwischen Leben und Tod mit ihrem tiefen, tiefen Gram auf dem harten Lager gelegen hatte. Damals war die Sonne gestorben, die über dem Hause des Veit gestandeu hatte; damals schrieb die Sorge mit ihrem scharfen Griffel auf Stirn und Wangen dieser verhärmten Menschen ihre bitterbösen Sprüche und blies ihnen heimlich Staub in die Augen und in die Herzen.

Nun war das zwar immer noch keine Herrlichkeit im Hause des Bettelmusikanten; aber die Leute hatten

doch wieder helle Augen und hatten wieder Freude an sich und ihren Tagen. Das Glück war da, das bescheidene, lachende Glück, das sich ein Haus nicht von außen anschaut, in dem es einkehrt; denn es wohnt in den Herzen, — aber sauber müssen sie sein.

Und eines Tages — die Zeit der Erntetänze war nicht mehr fern, und das Geschäft der Singspieler blühte — rollte da ein Wägelchen den holprigen Weg zur Musikantenstadt herein, rollte an der Waldkirche vorbei, und wie sich der Esel am Beginne des Steilpfades ein wenig verschnauft hatte, stieg der Mann vom Bock, und das Wäglein lief mit der Frau bergan.

Da putzten die Leute die Scheiben mit den Händen und Schürzenzipfeln; denn es war im August, und die sinkende Kühle der Nacht blies schon einen feinen silbernen Hauch an die Fenster — rollte doch meintag kein Fuhrwerk die schmalen, steilen Gassen der armen Stadt empor, das sie nicht schon von weitem am Tritt des Pferdes, am Rasseln der Räder kannten!

Darum lehnten sie die Stirnen an die Scheiben; und der Herr Pfarrer, der just über der Predigt gesessen hatte, wischte mit dem roten Taschentuch die Augengläser blank.

„Meiner Seel', 's ist der Veit und sein Weib!"

Sie sagten sich das in allen Häusern und sprangen vor die Türen.

Und der Veit war's. Er schwang die Peitsche; und hinter der Frau mit dem Stelzfuß, die auf dem Bock saß, wölbte sich die kleine, graue Blache über dem Wäglein. Die barg allerhand Eßwaren und barg Harfe

und Geige; denn die Flöte verstaubte daheim auf dem Bord; aber den Geigenbogen vermochte die lahme Rechte des Spielmanns noch zwischen zwei Fingern zu führen.

Es war ein heimlicher, stiller Spätsommerabend; die Engel hatten schon ein paar Sterne herausgetan, und in dem Gras und auf den Nadeln lag der silberne Tau.

So fuhren sie ein, die beiden, und sangen leis und froh und sangen eine Weise, die hatten sie sich selber ausgedacht. Klangen zwei gute, dankbare Herzen hinein, darum stimmte so fein zusammen, was sie sangen. Das lautete also:

Wir haben kein Rind und kein Roß,
Aber ein feines Schloß;
Das Dach ist von moosgrünem Samt, von Samt,
Das Feuerlein, das auf dem Herde flammt,
Das ist von purem Golde.

An der Mauer der Wildweinstock
Ist rot wie dem Kaiser sein Rock,
Und ist manchmal bloß ein Kreuzer im Schatz,
Wir haben ja auch nur ein Bett und drin Platz,
Drum ist's mit dem einen genug.

Und wenn einst der Kaiser hier ritt:
Herr Kaiser, so fein habt Ihr's nit!
Ein halbes Mäßlein Schwerenot
Braucht es für Lieb und täglich Brot;
Sind sonst von falscher Treue.

So vernahmen die erstaunten Leute vor den Türen.

Am selbigen Abend eilte der Pechschaber die Halde

herab und hielt die Hände der Spielleute in den seinen: „Jetzt hat sich der Veit einen Esel und ein Wäglein und ein liebes, lachendes Glück erspielt, just groß genug, die anderen neidisch zu machen!“

So standen die dreie und freuten sich an ihrem Leben.

Und Veit fragte: „Neidisch machen wird es wen? Gehen sie nicht stolz einher? Und schauen sie nicht an den armen Lahmen vorbei?“

Da zwickte der Pechschaber die Augen vergnügt zusammen, und die Frau mit dem Stelzfuß erkannte: es war auch ein wenig Schadenfreude in diesen Augen. Der Pechschaber aber sagte:

„Mann, weißt du, was die anderen sich erspielt haben? ‚Verspielt‘ haben sie sich etwas: die Zufriedenheit und die Heimat, die sie nicht mehr verstehen! Weißt du noch, was der Kaiser damals gesagt hat, wie ihn der Holzhauer Zeitel in seinem Stüblein bewirtete und keine Ahnung hatte, daß es der gütige Kaiser selber war, von dem er mit ihm gesprochen hatte? Soweit sind wir nun. Am Verspielen sind sie, und ist kein Halten mehr, heut’ nicht mehr! Das Feuer der eigenen Herde verlöscht, dessen warmer Schein ein Segen ist, hat der Kaiser gesagt, und die Familien zerfallen und fliegen in Stücken in der Welt umher. Mann, die Worte find’ ich nicht, dir das zu sagen, wie ich möchte! Aber gelt, du verstehst mich?“

Da nickte Veit, hob seine Kinder der Reihe nach empor und küßte sie auf den Mund. Und Großmutter Veit schritt unter der Last ihrer fünfundsiebzig Jahre

von dem Herdfeuer herein, das seinen roten, warmen Schein in die Stube warf, und brachte die Kinder zu Bette. ‚Lieber Vater im Himmel du!‘ sprach sie ihnen draußen vor. Da sagten sie’s alle drei mit und waren in großem Glück; denn im Stall schlief der Esel, und auf dem Hof schlief das Wäglein mit der grauen Plane, unter der sich so feine Spiele spielen ließen.

44.

Wie der Tiroler Gid an jenem Sonntag, an dem er des Pechschabers Freund geworden war, vom Stein herabschritt, ließ er den Kopf hängen. Er dachte daran, daß sich dieser Kopf darüber sehr verwundern müsse; denn so etwas war der nicht gewöhnt, und es war ihm noch nicht widerfahren, seit er auf des Gids breiten, stämmigen Schultern saß.

Dem Gid war, als habe er an diesem Tage das Leben zum ersten Male mit den Augen angeschaut, mit denen es angeschaut sein wollte. Vordem hatte er mit ihm gescherzt und hatte mit allen jenen gescherzt, die ihm das Schicksal über die Schwelle geschickt hatte, als da sind: Not, Entbehrung, Krankheit.

Gescherzt hatte er mit diesen dreien?

Jawohl, und wenn er auch nur mit einem Auge vergnügt dreinschauen konnte, weil das andere eine Träne trübte; denn er hatte sie wohl zur Türe hereinlassen müssen; aber die Graue im Spinnwebkleid, die Sorge, die sich ganz heimlich in einem Spinnenwinkel des rissigen Hauses hatte einnisten wollen, die hatte er von hinnen gejagt. So war er seintag Herr im Häuslein geblieben.

Aber nun schien's, als wolle ihn das Elend überkommen. Nun hatte ihm dieser Tag die verklärende

Brille des lustigen Leichtsinns abgenommen; die Welt gefiel ihm nicht mehr. Und er ärgerte sich. Der Tag, an dem sie in der Musikantenstadt statt des draufgängerischen Pechschabers den sanften Propheten zum Bürgermeister gewählt hatten — er, der Gid, auch mit — stand an dem Wege seines Lebens wie ein Meilenstein an der Straßenkreuzung.

„Von dort aus haben wir uns verlaufen, wir alle in der Musikantenstadt," grollte er und stolperte die holprige Gasse vom Stein hernieder.

Wie er daheim eintrat, hatt' es einen Verdruß gegeben.

Die Helen saß im Lehnstuhl vom Moidl, hatte die Füße mit den Lackschuhen bequem übereinandergeschlagen und rieb sich mit einem Hirschleder die Fingernägel. Hatt' auch eine Feile, ein Scherlein und eine Schale mit einem rosigen Pulver vor sich auf dem Tisch liegen, während das Moidl und die Mutter der Helen im Alltagsgewand um die Ordnung in der Stube, um die am Ofen trocknende Kinderwäsche und um das Abräumen der Reste des kargen Nachtmahls sich mühten.

Gid warf den schäbigen Spitzhut auf das Rehgehörn am Türpfosten, ein Vornehmen, welches für das Moidl ein untrügliches Zeichen war: das Barometer seiner Laune stand auf ‚stürmisch'. In solchen Fällen pflegte das Moidl eine Arbeit in der Küche vorzunehmen.

Das geschah auch jetzt; sie ließ aber die Tür zur Stube eine Handbreit offen und lauschte herein, ob etwa eine Wandlung sich vollziehen möchte.

Wenn das Wetterglas auf ‚schön‘ stand, dann rückte Gid beim Eintreten in die Stube den Hut nur ein wenig aus der Stirn und pfiff eine leise Weise vor sich hin.

Das geschah heute nicht; denn heute war der Alte irr an seinem Leben geworden. Er wartete, daß man ihm die Zeit bot. Es war aber eine bange Schwüle in der Stube, deren Spannung sich nun noch vermehrte, und weder Frau, Schwiegertochter noch Enkelin hatten einen Gruß für ihn; es war, als fürchteten sie, ihr Herz darin zu verraten.

Gid fühlte die lastende Bedrängnis und schaute der Helen ins Gesicht, auf das der Schein der Lampe fiel.

Das Mädchen blickte aber nicht auf, rieb sich mit dem Hirschleder die Nägel und hielt sie prüfend ins Licht. Den Zweck dieses neumodischen Beginnens wußte sich Gid nicht zu erklären. Er schaute eine Zeit darauf hin und bemerkte, daß sich in den Augen des Enkelkindes ein selbstbewußter Trotz spiegelte. Die Helen wartete, daß er sich nach ihrer Tätigkeit erkundige und sich darüber wundere.

Und der Alte fragte auch, aber nicht etwa, weil ihn die Neugier plagte, sondern weil er ahnte, daß er diese neue Hausordnung sich nachdrücklich verbitten müsse. Er dachte: besser, an einem Tage gründlich aufgeräumt als durch eine Reihe von Tagen immer neuen Verdruß.

„Was schaffst denn du da, Helen?“

Sie hob den Kopf ein wenig, schaute aber nicht auf, sondern zog nur das Näslein.

„Manicure,“ sagte sie.

„So, so,“ machte der Gid. „Gehört das auch zum Musikantentum?“

„Natürlich! Mit den Händen eines Holzhauers oder einer Kuhmagd läßt sich keine Geige anfassen.“

„Wenn's schon sein muß, warum treibst du denn das zu einer Zeit, wo im Haus in allen Winkeln die Arbeit wartet, in der Küche, in der Stube, im Stall?“

„Arbeit wartet?“ fragte Helen. „Auf mich? Hausarbeit — Arbeit im Stall?“

Sie legte die Hände auf die Tischkante und schaute den Großvater erstaunt an.

Ihre Mutter war noch einige Male hin- und wiedergegangen. Nun stand auch sie draußen beim Moidl am Herd, und die Herzen zitterten den Frauen in der Brust, wie sie den schnippischen Ton hörten, mit dem die Enkelin dem Großvater begegnete.

Ja, bricht denn nun der Sturm nicht los, den der Hut an der Rehkrone verkündet?

Nein, sondern der Gid setzte sich der Helen gegenüber an den Tisch und schlug die Beine übereinander. Er trommelte ein Weilchen mit den Spitzen seiner Finger auf die Platte; das klang fast wie der Marsch, den er heute früh seinem Sohne geblasen hatte. Dabei schaute er das Enkelkind unverwandt an, das die Stirnlöcklein so zierlich sich gelegt hatte.

Diese Augen ertrug das Mädchen nicht lange. Es beschäftigte sich deshalb um so eifriger mit der Pflege der Finger; aber die Flügel der Nase begannen zu wehen und zu erbleichen.

Draußen in der Küche legte des Gids fremde Tochter

ängstlich die Hände auf die der Mutter und spähte durch den Türspalt. Was wird das geben?

„Helen," begann der Alte und trommelte immer noch den Marsch, „wenn ich dir jetzt mit der Hand hinter die Ohren schlüge, geschäh' dir recht! Aber dazu bist du mir zu dumm."

Darauf schwieg das Mädchen. Weil der Tiroler aber just in diesem Augenblick auf eine Antwort zu warten schien, sagte Helen schnippisch:

„Gesagt hat mir das noch keiner; aber wenn's der Großvater meint, so wird er leicht recht haben."

In der Küche hielten sich die beiden Frauen an den Händen und fürchteten sich.

„Und der Großvater wird dir das auch erklären," begann der Alte nach einer Weile. „Zu dumm, hab' ich gesagt; denn du siehst nicht ein, daß du einer alten Frau die Arbeit im Haus abnehmen müßtest. Helen, schau mich an! Wenn man mit nichts anderem im armen Haus im Wald eintrifft als mit einem Bündel Hochmut, so muß man dies Hücklein wenigstens vor der Tür absetzen. Hast mich verstanden, Helen?"

Der Alte redete mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die die kecke Art des Mädchens zag machte. Darum fing es wieder an, sich seinen Händen zu widmen.

„Jetzt," sagte er, „willst leicht so gut sein und das Fingerputzeu für morgen früh nach dem Aufstehen aufheben und mich anhören?"

Helen packte gehorsam ihr Kästlein.

„Dich hab' ich nicht erzogen, Helen, sonst — leicht von einer Seite lerntest du mich jetzt kennen, über die

du dich wundern könntest. So will ich dir sagen: Wer die Beine unter dem Gid seinen Tisch steckt, dem muß passen, was beim Gid im Haus der Brauch ist; sonst ist kein Platz für ihn daheim. So weit sind wir im Tirolerhaus noch nicht mit der neuen Mode fortgeschritten, daß die Mutter und die Großmutter das Fräulein Enkelin bedienen. Wir sind noch ein wenig zurück im Wald, und bei uns gilt noch die alte Ordnung: Man muß die Alten ehren. Hast mich verstanden, Helen?"

„Ja," sagte das Mädchen, warf sich ein Tuch über die Schultern und ging aus der Stube. Die Haustür fiel gleich darnach hart ins Schloß.

Gid rief nach Marianne, der Frau des Nikodem.

Die trat mit geröteten Augen herein und sagte: „Ich dank' dir auch, Vater, daß du nicht wild geworden bist wie heute früh gegen den Nikodem! Es ist halt das andere Leben, das sie vergessen läßt, wie's bei der Armut in der Waldstadt ausschaut, und wie sie ihr begegnen müssen. Nun finden sie sich nicht mehr darin zurecht und müssen sie doch noch suchen." Sie legte ihre zitternden Hände auf die des Gid und sagte noch einmal, indem sie ihre dankbaren Augen gegen die des Alten erhob: „Ich dank' dem Vater recht von Herzen. Die Helen ist nicht gewöhnt, daß einer hart mit ihr redet."

Da stand der Tiroler auf und stand nun vor seiner fremden Tochter, die er lieb hatte, und sagte: „Weißt, wer schuld an allem ist, Mariann?"

„Die Not der Zeit vielleicht, oder der Zunder,

oder —" stotterte die Frau, deren dunkle Augen sich wieder mit Tränen gefüllt hatten und auf deren ebenholzschwarzem Haar der Spiegel des Lampenlichts spielte.

„Nein, Mariann, ich selber bin schuld! Warum hab' ich vor drei Jahren den Pechschaber mit verlacht? Warum hab' ich zu meinem Sohne nicht gesagt: Nikodem, entweder du bleibst daheim und tust dein Tagwerk, oder du suchst dir eine andere Wohnstatt? Warum hab' ich ihn den Weg gehen heißen, auf den er dich und sein Kind gezogen hat? Und nun macht er wilde Augen gegen seinen eigenen Vater, versagt ihm die Ehrfurcht und wirft mit Worten nach ihm, hart und schwer wie die Klötzer im Wald! Er läuft aus dem Haus und vergißt Weib und Kinder. Und so einen hab' ich mir an dem Nikodem erzogen? Bin ich denn ein Narr?"

Der alte Mann sank schwer atmend auf den Schemel am Tisch und warf die Arme über das Tischblatt und senkte die Stirne darauf. Da fühlte er Mariannens streichelnde Hand auf seinem Haar. Er richtete sich langsam wieder auf und stützte den Kopf in die Hand; mit der anderen umfaßte er die der Frau.

„Was nun, Marianne?"

Aus der Küche kam das Moidl herein, ging auf den Strümpfen, deren Sohlen mit Sackleinen benäht waren, und hatte die Augen voll Mitleid.

Was nun?

„Leicht, es mag sich alles noch zum Guten wenden," tröstete das Moidl. „Ist's nicht immer gegangen?

Warum sollte denn das Schicksal nun auf unsere alten Tage uns gram werden?"

Der Alte runzelte die Stirn; da schlug sich die tiefe Falte in der Mitte von oben nach unten hindurch, in der die buschigen, grauen Bogen der Brauen zusammenrannen. Aber Marianne schwieg und sah mit leeren Augen an der Finsternis des Gid vorüber. Ihrem Herzen ahnte Schlimmes; sie war drei Jahre lang mit heimlicher, heißer Sehnsucht nach ihren Kindern und dem falschen Glauben an das Musikantentum in der Welt umhergefahren. Darüber war das frische Gesicht bleich geworden und war wie eine Blume, über die der erste Reif des Herbstes gegangen ist; es war ein Zug von Schmerzen darin.

„Wir wollen nun nicht nach der Schuld suchen, Vater!" sagte Marianne in einem sanften Tone der Ergebung, zu der sie an diesem Tage mühsam den Weg gefunden hatte, an dem das karge Glück ihres Lebens vollends in Stücke gebrochen war. „Wir haben alle Gutes erwartet, und nun ist das so gekommen!"

Gid schaute sie in tiefem Mitleid an; dieser Tag hatte ihm die Hoffnung seines Alters geraubt und hatte der Frau den Gatten genommen. Die Tochter auch? So lautete die stumme Frage, die Gids Augen an die Marianne richteten. Aber die Frau antwortete nicht; denn der Schmerz schloß ihr die Lippen. Und es war dem Alten dennoch, als wolle sie reden.

Da nahm er sie an der Hand und leitete sie nach der Bank, die um den großen Kachelofen lief; dort saß das Moidl. Und die alte Frau, die viel schwerer an

ihren Jahren trug als Gid, reichte ihr die harten, vermühten Hände und zog Marianne neben sich auf die Bank. Der Tiroler setzte sich wieder an den alten Platz; und weil das Licht der kleinen Lampe am Draht just die Platte des Tisches zu erhellen vermochte, wob ein heimliches Dunkel um die Ofenbank, das die Gesichter der Frauen verbarg.

„Marianne," sagte Gid, „erzähl' mir alles und verschweig' mir nichts! Schlimmer kann der Tag nun schon nicht werden, und es ist ein Aufräumen heut'." Der alte, freudige Mut warf von fern einen Klang in diese Worte. Und Marianne sagte: „Darf ich nun mit den beiden Kleinen im Hause bleiben, Vater?"

„Das sollst du, Mariann, und ich will sorgen, daß wir dem Leben nicht ganz gram werden! Mit den Kleinen, sagst du? Soll die Helen nicht auch dabei sein?"

Es war, als schlösse diese Frage das Herz der Frau auf. Nun rannen ihr wieder die Tränen, und wie sie sich mit der Schürze die Augen getrocknet hatte, sagte sie: „Der Nikodem erwartet sie; er geht, eine Kapelle zu werben, und die Helen soll ihm folgen."

„Da haben wir was Feines angestellt miteinander, Leut'!" staunte Gid.

„Ach," begann die Frau wieder, „es ist nicht wegen dem Musikantentum bei ihr; es sind ganz andere Dinge im Spiel, und just die sind's, die mich verkümmern!..." Marianne sann mit traurigen Augen vor sich hin. „Deswegen ist der Riß zwischen uns gekommen; und ich hab' zu dem Nikodem gesagt: Mann, rein mit

Blindheit geschlagen bist du! Aber es fährt die Wildheit in ihn, und er läßt sich nicht abbringen und meint: Die Helen macht ihr Glück."

Die beiden Alten lauschten staunend auf die Worte der Frau; eine bange Ahnung überkam sie; aber Gid wagte nicht, ihr mit seinen Gedanken vorauszueilen. Da begann sie: „Sie ist nun erst sechzehn Jahr, die Helen, und es hat sich da, wie wir in Bremerhaven gespielt haben, ein Verhältnis zwischen ihr und einem Grafen angesponnen. Allen beiden hat er den Kopf verdreht, der Graf: dem Nikodem und dem Kinde . . ."

„Mariann!"

Gid war aufgesprungen und lief durch die Stube. „Mariann," sagte er dann mit mühsam erzwungener Ruhe, „möchtest dich nit lieber schlafen legen, weil dich dieser Tag irr gemacht hat? Redst du im Traum, Mariann?"

„Nein, Vater, ich bin schon noch bei mir! Aber weil du verlangt hast, ich sollt' alles erzählen . . ."

Der Alte erfaßte die Holzlehne des Stuhles und sank wieder auf seinen harten Sitz. „Moidl, und so ein Narrentum haben wir zwei in den Nikodem hineinerzogen? Sind wir denn wert gewesen, daß uns der Herrgott ein Kind geschenkt hat?" Das klang wie der Ruf dumpfer Verzweiflung. Gid wühlte sich in dem ergrauten Haar, und es wetterleuchtete in seinen Augen.

„Erzähl' zu Ende, Mariann!"

Und nun berichtete die Frau mit heimlichem Weinen, wie ein Herr mit dem Schiff in Bremerhaven ange-

kommen sei und die Helen des Abends in der Bierwirtschaft gesehen und lieben gelernt habe. Er hatte ihr auch in die Waldstadt nachreisen und den Sommer über hier bleiben wollen, bis es dem Nikodem gelungen sei, ihm das auszureden; denn er habe sich der Armut daheim geschämt und gesagt, die müsse man ihm verbergen, wenn man sich nicht um das Glück betrügen wolle.

„Und ein Graf ist er, ein richtiger Graf?" fragte Gid zweifelnd. „Mariann, es geschehen Dinge in der Welt . . .!"

„Ach ja," seufzte die Frau, „ein Graf ist er wohl! Graf von Kamski nennt er sich, und er hat dem Nikodem mancherlei Papier gezeigt; wahr mag's schon sein! Er hat auch nicht verschwiegen, daß sein Vater Güter und Schlösser in Polen besessen hat. Allein der ganze Reichtum sei bis auf einen bescheidenen Rest hin. Er hab' aber immer noch genug, mit seinem Geld etwas Rechtes anzufangen; und wenn er eine würdige Stellung gefunden habe, so wolle er kommen und die Helen zu seiner Frau machen. Ob sie eine fahrende Geigerin sei, danach frage er nicht. Er wisse nur das eine, daß er ohne das Kind nicht leben möge."

„Und du? Was willst du denn nun tun?" fragte Gid.

„Kann ich dem Vater sein Kind vorenthalten?" fragte die Frau. „Und soll ich den beiden ihre Hoffnung zerstören, wenn ich dich jetzt bitte: Laß die Helen nicht wieder hinaus in die Welt? Weiß ich denn bestimmt, daß sie auf dem Wege sind, auf dem sie keinem begegnen als dem großen Leid, das sie beide elend macht.

und uns alle?“ Die Frau preßte die Schürze vor das Gesicht, um das laute Schluchzen zu ersticken.

Da trat Gid vor sie hin und legte ihr die Hände an die Schläfen. Mariann fragte: „Denkst du, daß ich den Nikodem jemals wiedersehe, wenn wir versuchen, das Mädchen daheim zu behalten? Er wird Sehnsucht nach seinen Kindern haben, aber der Trotz wird ihm verwehren umzukehren. Und er wird die Sehnsucht und das Leid stillmachen wollen und wird ein Trinker werden. Nein, wir wollen sie ziehen lassen, damit sie um ihn sei; dann wird er uns nicht ganz vergessen und wird ein ordentlicher Mensch bleiben des Kindes wegen, das in seiner Nähe ist.“

So redeten sie an diesem Sonntagabend im Hause beim Tiroler. Sie dachten auch daran, daß das Herz des Mädchens weit draußen sei und nach dem fremden Manne sich sehne, und daß es sich nie mehr in der Armut und Einsamkeit der Musikantenstadt werde zurechtfinden können, es sei denn, daß der Kummer dies Herz sich forme.

45.

Wenige Tage später zog die Helen von Mutter und Geschwistern fort und zog ihrem Vater nach.

Gid suchte sich wieder Arbeit im Forst und ging nun im Grauen der Frühmorgen, wenn die Vögel im Bergwalde sich den Tau von den Schwingen strählten, mit Axt und Säge zu Holz; denn er hatte zu sorgen wie ein Junger, und zwei Familien wollten Brot von ihm.

Mariann aber sah ihm an einem dieser Morgen nach, wie er die Last seines Alters ohne Klagen zu Berg schleppte. Da überkam sie ein wilder Schmerz. Sie riß die Geige vom Nagel, mit der sie im Land umhergefahren war, und zerschlug sie an der Ecke der Ofenbank. Mit einem gellen Aufschrei sprang sie in Splitter.

Da steckte das Moidl den greisen Kopf zur Tür herein: „Mariann, um Gott, was schaffst denn?"

Die Frau warf den Hals der Geige vor das Feuerloch des Ofens: „An ihr sind wir elend geworden! Hat auch mitgeholfen, unsere Handvoll Freude zu verspielen. Hin muß sie sein!"

Das Moidl erschrak bis ins Herz hinein; denn sie

sah das wilde Feuer in den Augen der Frau, das die Verzweiflung darin angebrannt hatte. Aber es war, als hätte der quälende Schmerz nun einen Weg gefunden. Marianne schob mit dem Fuße die Trümmer der Fiedel zusammen und schob sie zu dem Halse vor das Feuerloch. Dann band sie sich das kattunene Kopftuch über ihre glänzenden Haare und stieg mit einem Strick in der Hand auf dem Steilpfad in den Bergwald, auf dem der versorgte Alte vor ihr geschritten war. Sie ging Astholz lesen. Um ihre Schuhe sprang siebenfarbiger Tau, und die Sonne stieg strahlend über den Rand des blauen Gebirges.

46.

In diesem Sommer harfte, blies und strich es in allen Häusern der Musikantenstadt. Es war, wie wenn die Bergwässer lebendig geworden sind, die erst so zaghaft an den Stein klopfen und leise hindurchtauen und dann in klingenden Fällen die Steilhänge hinabspringen.

Alle Mädchen zwischen vierzehn und achtzehn Jahren waren von den Stadtmusikanten geworben; etliche hatten ihr Spiel in dem Ledersack geborgen und waren mit der Helen ausgezogen, den Nikodem zu suchen. Der wartete ihrer in Bremerhaven. Und dieser Musikant, der das Leid seiner alten Eltern geworden, dem kaum die scheue Hoffnung seiner Frau nachzugehen wagte, er war die Hoffnung aller jener Familien, die ihm ihre Kinder und mit ihnen ihre kümmerlichen Ersparnisse nachgesandt hatten.

Die Großmütter und Urgroßmütter in den Häusern, die schon lange weiter keine Pflicht gehabt hatten, als die ganz Kleinen einmal auf dem Schoße zu haben oder den Großen das Märchen von dem Silber der Dreibrunnen zu erzählen, — ja, es war schon ein Märchen geworden und war wunderlich anzuhören, — die Großmütter und Urgroßmütter wirkten mit ihren

verwelkten Händen und mit ihren siechen Kräften wieder ihr mühseliges Tagwerk in den Häusern; denn die Jugend zog in ein neues Leben.

In der Musikantenstadt schüttelten die Leute die Köpfe, wie sie erfuhren, was sich im Hause des Gid zugetragen hatte. Sie gaben dem Pechschaber die Schuld, dem es gelungen sei, Unfrieden und Sorge an den Herd des Tirolers zu setzen, an dem vorher der Frohsinn daheim gewesen war.

Nicht dem Musikantentum, dem der Gid selber die Schuld gab?

Nein; denn die Geschichte von dem Grafen hatte sich durch die Armut der Häuser gefunden und hatte die närrischen Hoffnungen berghoch wachsen lassen.

47.

Wie der Herbstwind über den Wald fuhr, kam die Marianne mit ihrem kleinen Buben den Weg am Stein herein. Der Knabe schleppte an der Last seines Schwammsäckleins; die Frau hatte die beiden unteren Enden der Sackschürze hinaufgebunden, in der sie ebenfalls Pilze trug, und ihren Nacken beugte eine schwere Last Holz. In ihren Augen war der letzte Strahl der Hoffnung gestorben, und ihr Gesicht erzählte nichts als die Geschichte ihres tiefen Grames. Den Winter über sollte sie ins Haus am schwarzen Kreuz kommen und den Propheten bei ihrer Arbeit helfen.

So mühten sie sich beim Tiroler durch ihre Tage und mühten sich immer tiefer in ihr Leid hinein.

Um diese Zeit redete der Pechschaber einmal mit Gib. Sie zählten die, welche landfahrend geworden waren; es waren ihrer gegen vierhundert, und die Musikantenstadt barg um diese Zeit außer den wenigen, die keinen Geschmack an dem Musikantentum gefunden hatten, nur greise Leute und Kinder.

Es gelangte auch eine Anfrage an den Bürgermeister, ob es angezeigt sei, eine kaiserliche Tabakfabrik in der Waldstadt zu errichten, damit der Einwohnerschaft Ersatz für den Lohn auf der Zeche geschaffen

werde. Da zog der Prophet die Achseln und schrieb, angezeigt sei es wohl, aber nun, da keine Arbeitskräfte mehr am Platze seien, nun sei es zu spät. Die Leute würden ihr gegenwärtiges Leben nicht leicht aufgeben, und nun gar nicht, um in einer Tabakfabrik zu sitzen.

Von der Halde herein suchten sich die Büsche und Kräuter einen Weg in die kleinen Hausgärten; von der Halde herein fanden sie sich in die Gassen der Stadt. Die Risse der Häuser wurden nicht mehr verkalkt, die Dächer wurden nicht mehr geflickt, gebrochene Fenster wurden nicht wieder verglast; denn die Alten daheim brauchten, was sie sich mit ihrer siechen Kraft verdienten, für die Enkel, die sie zu pflegen hatten, weil die Väter und Mütter irgendwo im Lande lagen. Und den Vätern und Müttern gehörten die Häuser; die Wirte waren nicht daheim, und der Verfall begann zu blühen.

Etliche taten es dem Veit und seinem Weibe mit dem Holzbeine nach; das waren jene, die nicht von goldenen Türmen träumten, welche man sich fahrenderweise erspielen könne; das waren jene, die bescheiden geblieben waren, die das Maß für ihre Begabung nicht verloren hatten, und die nur die Scheu vor der harten Arbeit aus der Heimat drängte. Allein auch ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht; denn wenn sie in ihren bettelhaften Gewändern mit ihren bettelhaften Spielen durch die Dörfer fuhren, die Männer mit Trompeten oder Drehorgeln, die Frauen mit Daumenklappern oder der Schellentrommel, so sagten die Leute: „Habt ihr nicht gesunde, kräftige Glieder? Warum bettelt ihr mit solcher Jugend und Kraft im Leibe?"

„Es ist keine Arbeit daheim," entgegneten sie. „Vielleicht, daß sie das Erzgraben wieder beginnen, oder daß einer von draußen kommt und eine Fabrik in die Musikantenstadt baut, damit wir wieder eine Gelegenheit zur Arbeit bekommen. Wenn wir nicht Musikanten wären, daheim müßten wir verhungern. Aber die Musik ist unsere Rettung in der Zeit der schweren Not."

Da lachten die in den Dörfern sie solcher Reden willen aus und sagten: „Dem Herrgott stehlt ihr die Tage! Wie kann denn einer seine Kraft und Gesundheit ins Land betteln schicken? Und warten wollt ihr, bis sie euch eine Gelegenheit zum Verdienst vor die Türen setzen? O ihr Toren! Selbst müßt ihr daran denken, wie ihr das anzufangen habt! Selbst müßt ihr euch die Wege suchen, auf denen ihr der Arbeit und ihrem Lohne begegnet! Dazu habt ihr aber keine Zeit; denn ihr müßt auf der Landstraße liegen und kümmert euch nicht um Haus und Heimat und nicht um Kind und Kegel."

Je öfter fahrende Leute ihre schlechte Musik vor den Häusern der Dörfer ertönen ließen, desto geringer wurden die Gaben und desto größer die Verachtung, der die Spielleute ausgesetzt waren. Die aber dachten, solcherlei Reden kennten sie von daheim, vom Pechschaber her, auswendig, verschlossen ihre Ohren und Herzen, bezahlten die Verachtung mit scheelen Blicken und gingen mit feindseligen Worten heim.

Die anderen, die der Hochmut plagte, und deren Hoffnung noch in voller Blüte stand, wählten sich ferne Städte als Reiseziel, vor allem die Küstenstädte, in

denen die Männer Seefahrer waren; wählten sich Hafenplätze, in denen die großen Schiffe ankerten, um ihre Ladung zu löschen oder aus sonst einem Grunde. Dort schlenderten die Seeleute, die nach langer Fahrt wieder an Land waren, an den Abenden müßig durch die Gassen und verschleuderten reichlich viel Geld.

48.

In einer Singspielhalle in Bremerhaven, die mit Ranken aus buntem Papier geschmückt und mit allerlei anderem wertlosen Flitter ‚geziert‘ war, spielte auch der Nikodem mit seiner Tiroler Kapelle auf.

Der rüstige, schöne Mann mit dem grünen Spitzhut und der weißen Hahnenfeder darauf, mit den Gemslederhosen und dem Perlengürtel über den Hüften saß hinter den acht jungen Mädchen, unter denen sich auch die Helen als erste Geigerin befand. An einem Abend erschienen die Mädchen in Tirolertracht, am andern in blauen Matrosenkleidern und Mützen mit lang herabfallenden Bändern.

Manchmal sang der Nikodem eines seiner vom Vater erlernten Lieder; in den Pausen gingen die Mädchen abwechselnd mit dem Teller durch die lange, niedere Halle, in der die Nebel des Tabakrauches wehten, sammelten den kargen Lohn und ließen sich von Männerhänden mit unsauberen Griffen betasten oder hörten Worte, die aus unsauberen Herzen kamen. Da begannen die Sinne dieser Jugend zu erwachen und zu glühen, dieser Jugend, die in der Einsamkeit des Bergwaldes und in der Hut der weltfernen Stille aufgewachsen war. Sie dachte: das ist das Glück. Wie

hätten wir diesem Glück in der Armut der Stadt im Walde begegnen können?

Aber der Nikodem, den sie nun alle „Herr Kapellmeister' nannten, saß schier gebückt an der großen Trommel, am Triangel oder am Cello im Hintergrund und schaute nur selten auf. Manchmal ließ ein junger Gesell vom Kellner den Musikanten reichlich Bier auf das Podium reichen, ein anderer noch mehr; denn er dachte sich die Gunst des einen oder anderen Mädchens zu erringen. Erst wenn die Mitternacht nahe war und das Lokal mit der ‚Damenkapelle' geschlossen werden mußte, atmete der Nikodem heimlich auf; dann wurde sein Blick freier. Er hatte sich im Bier Vergessen angetrunken; die laute, schale Freude der Gäste übertönte das heimliche Mahnen und Klopfen in seinem Herzen.

Das war die Sehnsucht, das war die Reue, die sich bis an die Tür dieses Herzens gefunden hatte und nun sagte: ‚Nikodem, du hast Weib und Kind daheim, die deine Manneskraft tragen und dein Verstand führen müßten! Nikodem, weißt du, daß dein Weib dich verachten wird, wenn du einst daran denkst, heimzukehren? Weißt du, daß deine Kinder keinen Dank und keine Liebe für dich haben können, und daß sie dir fremd werden? Wenn aus einem ein nichtsnutziger Mensch wird, Nikodem, bist du nicht schuld daran?'

Ja, so flüsterte ihm die Sorge ins Ohr, während der starke Mann sein schlechtes Cello strich oder Becken und Pauke schlug. Aus solchem Sinnen wurde er erst geweckt, wenn die Helen die Geige umkehrte und mit

dem Bogen ein Zeichen gab; da brach die Musik ab. Der Teller ging um. Aber viele Gäste erhoben sich von den Plätzen und gingen davon und dem wandelnden Teller aus dem Wege.

Währenddem hatte der Nikodem die Arme in den Ellebogen auf die Knie gestützt und starrte vor sich auf die Diele. Nun war's die Reue, die zu ihm sprach: ‚So dankst du deinen alten Eltern, die dich mit Treue und Liebe geleitet haben? Du bietest ihnen Verachtung dafür? Du läßt diese greisen Leute für dein Weib und deine Kinder sorgen und bist doch stark genug, die Last ihres Alters auf deine Schultern zu nehmen?'

Manchmal stand die Sehnsucht an seinem Bette, wenn er in dem dunklen, kalten Zimmer des schlechten Gasthauses eintraf, unter dem trunkene Männer gröhlend den einen Tag in den andern verlängerten oder einen lauten Streit hatten. Und die Sehnsucht faßte ihn an und zeigte ihm den Weg in die Bergheimat. Von dem Gelde, das er in der Fremde für sich allein brauchte, hätte er daheim Weib und Kinder und Eltern ernähren können. Aber das Leid war noch nicht groß genug; Reue und Sorge redeten zu leise; und sein trotziges Herz und sein hochmütiges Wesen, das denen daheim nicht eingestehen mochte, daß er auf einem falschen Wege gegangen, stritten mit Reue und Sorge und rangen mit ihnen und trugen den Sieg davon.

49.

Es war in der zweiten Woche, in der die Kapelle des Nikodem in jener Bierhalle spielte, und die Mädchen saßen nach Beendigung des ‚Konzertes' noch verstreut an den Tischen der Gäste beim Bier — die erblühende Jugend aus der Frische des Bergwaldes im Tabakdunst und der Schwüle jener Mitternächte.

Sie hatten von der Helen gelernt, daß man seine Herkunft aus der Armut der Waldstadt verberge; man log; man dichtete Märchen; man lernte darüber lachen, wie man es daheim so wichtig mit der Wahrhaftigkeit genommen hatte. Und war doch nun viel lustiger! Sie brauchten Ringe an ihre Finger; sie freuten sich an dem Wandel ihrer Kleidung und schüttelten lachend die Köpfe, wenn sie daran dachten, daß sie vor nicht langer Zeit noch im geflickten Wollröcklein und barfuß mit dem Krug Blaubeeren oder dem Schwammsäcklein in die Armut ihrer Dachstube aus dem Bergwald heimgekehrt seien.

Sie waren nun vor ein Leben gestellt, mit dem umzugehen sie niemand gelehrt hatte; deshalb verstanden sie es auch nicht und sagten zu diesem Leben: ‚Wir wollen gefällige Kleider und Schmuck tragen; wir wollen eine zarte Haut und modisch frisiertes Haar haben; wir wollen uns nicht mehr mühen wie daheim,

wollen nicht kochen, nähen oder klöppeln. Wir wollen auch Damen sein!'

Da antwortete das Leben: ‚Das alles kann ich euch leicht geben, aber nicht umsonst. Ich fordere dafür euer schlichtes Wesen, das noch von der Waldheimat her in euch ist; denn ihr könnt damit in der lauten, lustigen Welt nichts anfangen, weil man es verlachen würde. Ich fordere zweitens eure Wahrhaftigkeit, und ich fordere eure Uneigennützigkeit; denn was einer dem andern gibt, stiehlt er sich selbst."

So begannen sie, das Gute und Tüchtige, das in ihnen war, gegen wertlosen Kram einzutauschen, und machten einen großen Strich durch ihr bisheriges Leben wie durch eine falsche Rechnung. Früher, daheim, richteten sie die Augen auf ihr Herz und sahen jeden Tag hinein, ob darin alles in guter Ordnung sei, und erhoben ihre Augen zu Gott und beredeten sich mit ihm. Ja, daheim war zu einer solchen Einkehr Zeit gewesen! Jetzt richteten sie die Augen in die Welt, und in ihren Herzen häuften sie Bruch und Plunder wie in einer alten, verachteten Kammer; denn sie dachten: Es sieht ja niemand hinein.

Wenn die Mädchen über Tag am Hafen gingen, die großen Schiffe sahen und über die See blickten, da kam ein Schauer ihres Glückes über sie; denn sie dachten, daheim seien die Grenzen so eng gewesen: überall verschlossen Wälder und Berge den Blick in die Fernen und antworteten nicht auf die Fragen der kindlichen Sehnsucht, wie die Welt hinter diesen blauen Bergen aussähe.

Sie dachten in jeder Stunde an die Waldstadt und sagten sich: Jetzt kochen sie daheim Kartoffeln; sie werden ihnen nun auf die Neige gehen. Wenn es zu früh auf den kleinen Acker schneit, so muß in der Erde bleiben, was dieser Sommer hat wachsen lassen; dann ist die große Not wieder auf dem Wege . . .

Aber solcherlei Gedanken vergaßen sich, oder sie wurden auf die Dauer langweilig; denn das andere Leben wartete mit seiner Buntheit auf.

Etliche der Mädchen schickten auch kleine Beträge in Briefmarken nach Hause; denn sie wußten, das sei alles, was dann an Geld daheim sei, und vertrösteten auf später. Etlichen klangen die eindringlichen Worte der Sorge und des tiefen Leides, die ihnen die Eltern beim Abschiede gesagt hatten, immer in den Ohren oder brannten ihnen wie heiße Kohlen auf ihren Herzen. Die halfen sich mühsam mit der Hälfte ihrer kargen Tellergroschen und schickten der Armut, was sie zu entbehren vermochten.

So wandelte sich auch das: Es waren Leute in der Stadt im Wald, die dachten, bis dahin hätten sie sich für ihre Kinder gemüht; nun möchten sich die Kinder für sie mühen und ihnen bezahlen, was sie an ihnen getan hätten, und erkannten die Unwürdigkeit ihrer Gesinnung nicht; denn Eltern, die ihren Kindern die Pflicht auferlegen, sie zu ernähren, ohne daß sie ein Siechtum zwingt, sind eine Schande der Menschheit; sie lassen sich von den Kindern das höchste Glück ihres Lebens bezahlen, das sie diesen danken.

50.

An einem jener Abende — die Nebel des Tabakrauches schwammen in grauen Flächen in dem Bierlokale Bremerhavens, über dessen Türe die Lampe mit dem farbigen Glase sich befand, und die Mitternachtsstunde war nicht mehr fern — trat Graf Kamski an den Tisch, an dem die Kapelle des Nikodem beim späten Nachtmahle saß.

Nikodem schüttelte ihm in herzlicher Freude die Hand. Des Grafen unerwartetes Erscheinen warf ein helles Licht der Freude in die Augen Helenens. Er war an diesem Abende von Hamburg gekommen, wo er sich in Geschäften aufgehalten hatte, und erzählte, daß er dort bei einer Versicherungsgesellschaft Anstellung finden werde.

Da er mit Helene und ihrem Vater zu einer wichtigen Besprechung allein zu sein wünschte, geleitete Nikodem die Mädchen in das nahegelegene Gasthaus und wurde von Helene und dem Grafen in einem Café erwartet.

Kamski führte seine Braut, so nannte er sie an diesem Abend zum ersten Male, am Arm aus dem Lokal. Er war ein hochgewachsener, mit etwas nachlässiger Eleganz gekleideter Mann, trug das dünne,

blonde Haar in der Mitte gescheitelt, den Scheitel bis zum Nacken durchgezogen und den starken Schnurrbart an den Enden breit und keck aufgezwirbelt. Um seine Augen spann sich eine Menge feiner Falten: die Spinnenfäden, die die raschlebige Zeit zu früh gewebt hatte.

Er legte auf der nachtstillen Straße, durch die ein harter, herbstlicher Seewind strich, seinen Arm um Helene und sagte zu ihr:

„Ich bin gekommen, dir unverzüglich meine Freude mitzuteilen; so lang ist mir noch keine Fahrt geworden wie die kurze Strecke von Hamburg herüber."

Helene erhob die Augen in fröhlicher Dankbarkeit zu ihm.

„Ich will heute alles mit euch bereden," fuhr der Graf fort, „und hoffe, du reisest mit mir und bleibst nun bei mir; denn bis zur Erledigung aller Formalitäten werden nur wenige Tage vergehen; dann halten wir Hochzeit."

Helene erschrak.

„Freust du dich nicht?"

„Doch," entgegnete sie. „Aber ich weiß nicht, ob mich mein Vater mit dir ziehen lassen wird."

„Ach geh', was kümmern uns die Menschen! Es kennt uns hier niemand, und ich stelle dich einfach als meine junge Frau vor. Man denkt in den Kreisen, in die du nun kommst, nicht so engherzig wie in deiner Heimat."

Sie traten in das Café; und bald erschien Nikodem im schwarzen Gehrock, den er zeitweilig auf dem Podium

trug, und gab mit unbeholfenen Worten nochmals seiner Freude Ausdruck über das unerwartete Eintreffen des Herrn Grafen.

Helene schwieg, und ihre Augen mieden die des Vaters. Sie folgte dem Gespräche der Männer mit heimlicher Sorge; denn sie erkannte, wie Kamski seine Kreise immer enger und enger um Nikodem zog, um ihm endlich seine Absicht zu verraten, Helene ihm schon in dieser Nacht zu entführen, da die Hochzeit nun nicht mehr aufgeschoben zu werden brauche.

Der Sekt, den Kamski auftragen ließ, schläferte die Bedenken des Musikanten ein. Über der Festsetzung des Tages, an dem Nikodem zur Trauung sich in Hamburg einfinden solle, und über mancherlei kleinen Plänen und nötigen Besprechungen verging die Zeit, und in einem rasch herzugeholten Wagen rollte Graf Kamski mit Helene durch die nachmitternächtige Stille der Stadt dem Bahnhof Geestemünde zu.

Erst als das dumpfe Rollen der Räder auf der Brücke über die Geeste verklang, kam es wie ein Erwachen über Nikodem; das strahlende Licht der Bogenlampen hatte ihn geblendet, das geschäftige Leben der Nachtcafés hatte ihn betäubt; nun ward die Stille der Straße kaum von den Tritten eines heimkehrenden Paares erschreckt und weckte ihn auf.

Er hatte sein Kind einem Manne gegeben, von dem er nichts weiter wußte, als daß er Pole sei und Graf Kamski heiße. Und hatte ihm sein Kind gegeben, über welches Gott und sein Weib und seine Eltern daheim Rechenschaft von ihm fordern würden!

Er blieb stehen und fühlte die Härte des herbstlichen Windes erlösend um seine heißen Schläfen streichen. Es war ihm, als solle er eine der am Markt haltenden Nachtdroschken mieten, dem Davoneilenden nachjagen und sein Kind von ihm fordern. Unsinn! Einer, der's nicht ehrlich meinte, hätte mit seinem vornehmen Namen sich brüsten und den verschwundenen Reichtum seines Geschlechtes als noch in seinem Besitze bezeichnen können! Torheit! Eine Handvoll Tage trennt den Vater von seiner Tochter, dann wird sie den Namen des Grafen tragen, und alle Feindseligkeit in der Heimat wird mit diesem Tage des Glückes vernichtet sein!

So redete Nikodem sein Herz zur Ruhe.

51.

Hinter den Bergen wohnt das Glück.

So schloß ein Lied, das sie in der Musikantenstadt sangen. Wenn sie draußen durch die Lande fuhren, war es ihnen, als wären sie ausgezogen, dies Glück zu suchen. Und da es nicht jenen begegnete, die in Dürftigkeit und Armut, sich und andern zur Last, in den Dörfern des Waldgebirges karge Kreuzer und die Verachtung der Menschen sich erspielten; und da auch jene es nicht trafen, die diesem vermeintlichen Glücke bis an das Herz des Lebens in den großen Städten suchend gefolgt waren, so sagten viele: „Es wohnt noch weiter. Es hat nicht in der Heimat gewohnt; denn dort im Wald ist die Not Königin; es wohnt auch nicht im Vaterlande, sondern wohnt in einer fremden Ferne.“ Sehnsucht und Wanderlust wuchs in ihnen, und sie kamen von Stadt zu Stadt und fuhren mit ihren Spielen von Land zu Land. . . . Hinter den Bergen wohnt das Glück!

Etliche aber waren dabei, die dachten: Ja, hinter den Bergen! Hinter jenen Bergen, durch die das Waldwasser braust, dort wohnt es! Hinter jenen Bergen, wo wir Kinder gewesen sind!

Und mit denen wanderte das Heimweh.

Manche von ihnen kehrten zurück; manche wanderten

weiter mit ihrer Sehnsucht nach den Wegen der Kindheit und wanderten mit verkümmerten Herzen. Sie kehrten nicht um, weil sie sich schämten, vor denen in der Waldstadt zu bekennen: „Die Armut daheim trägt sich leichter als die in der Fremde; denn an der daheim helfen Freundschaft und Liebe tragen.“

Und die Alten, die in der Musikantenstadt geblieben waren und hofften, daß sie einen Gruß jenes fremden Glückes hinter die Berge erhalten würden, die da hofften, daß ein Strahl davon auch in das Einerlei ihrer Tage fallen werde, warteten und warteten vergebens.

Manche von ihnen starben, und ihre Hoffnung wurde mit ihnen begraben. Aber sie starben mit einem harten Wort auf den Lippen, starben mit einer unbefriedigten Sehnsucht im Herzen; die, die draußen waren, hätten sie doch gern noch einmal gesehen, ehe die lange Nacht über sie sich senkte.

Andere, die daheim geblieben waren, versannen unzufrieden ihre Tage und redeten miteinander und fragten: „Was haben wir denn nun vor uns gebracht? Was ist denn besser geworden, seit unsere Jugend die Heimat flieht? Wir sehen nichts. Aber wir sehen, daß dort und da der Verfall zu blühen beginnt und immer weiter um sich greift. Es sind Jahre vergangen, seit kein Dach geflickt, kein Riß im Gewände verstrichen worden ist. Kein Haus ist neu erstanden. Ist wohl ein Dorf, oder ist wohl noch eine Stadt im Lande, darin in einer Reihe von Jahren kein neues Haus gebaut worden ist?“ Ja, so fragten sie in ihrer erwachenden Erkenntnis.

Dagegen traten wieder andere auf: „Ihr könnt nicht warten; ihr seid ohne Geduld. Es wird alles gut werden, und es wird so sein, daß die fahrenden Leute, die sich nun über Vaterland und Fremde in vielen Kapellen verstreut haben, dereinst von allen Seiten her ein Bächlein Goldes in die Musikantenstadt leiten. Aber es ist ein weiter Weg zwischen dem Bergwald und der Fremde, und in einer Handvoll Nächten fließt kein Bach vom Quell zum Meere."

So sprachen sie miteinander. Und viele wußten nicht, ob es besser sei, zu glauben oder zu zweifeln.

52.

Draußen im Lande sanken die bunten Blätter des Herbstes von den Bäumen; aber in der Musikantenstadt hatte der Winter schon Einkehr gehalten, und in den Forsten rauschte der Schneesturm. Da waren die Wege verweht, auf denen die Holzleute zu Walde schritten; da hatte der Hag gegeben, was er an sommerlicher Ernte gezeitigt hatte: Beeren und Schwämme, Astholz und Reisig zum Bekleiden der Fenster und Wände und Moos zum Verstopfen der Ritzen, damit der Winterwind nicht hindurchstiebe.

Der Tiroler Gid hatte sein Haus bereitet; die sorgenden, eifrigen Hände Mariannens hatten ihm rüstig schaffen helfen, und über der starken Arbeit und der drängenden Pflicht der Tage waren die Augen des alten Mannes noch einmal blank geworden.

Früh vor Tag stand Marianne am Herd und zündete Feuer und bereitete das erste Mahl. Und wenn das Moidl wach wurde, vernahm sie die leise, eifrige Sorge ihrer fremden Tochter, die nicht litt, daß die Greisin die schwere Arbeit im Hause verrichte wie vordem.

Es war, als suche die verlassene Frau des Musikanten Nikodem in hundert neuen Pflichten und mit immer geschäftigem Sinnen Vergessen für das Leid der

hinter ihr liegenden Zeit, für die Sehnsucht, die sie nach Mann und Tochter im Herzen trug, und Vergessen für die Furcht, die die bange Frage immer wieder in ihr wachrief: Was wird das werden?

Einmal hatte ihr Nikodem einen Brief geschrieben; der kam von Bremerhaven und war voller Freude. Darin stand, daß Graf Kamski demnächst aus Hamburg eintreffen werde, um mit Helene Hochzeit zu halten.

Der Brief war um jene Zeit geschrieben, in welcher Kamski das Mädchen schon zu sich genommen hatte. Nikodem verschwieg der bangenden Mutter das alles. Er redete vielmehr in einer freudigen Zuversicht und mit einem anmaßenden Stolze, durch den er seinen alten Vater kränken wollte, der mit seinen Befürchtungen nun doch unrecht gehabt habe, und der zeitgenug bereuen werde, so hart gegen ihn und sein Enkelkind gewesen zu sein.

Aber die kecke Art dieses Briefes vermochte die bange Ahnung in dem Herzen der Mutter nicht zu zerstreuen. Sie fragte: Warum hat der Nikodem nicht auch das Kind einige Zeilen von seiner großen Freude schreiben lassen? Warum hat Helen keinen Gruß für die Mutter, die ihr beim Abschied aus dem armen Hause ihre heißen Tränen auf die Hände geweint hat?

So lag für das scharfe Auge der Mutterliebe ein trübes Licht über der erzwungenen Freude des Briefes, den Nikodem nicht früher geschrieben hatte, als bis er glaubte, nun sei er mit sich selbst im reinen. Die Bedenken, die in ihm aufstiegen, beschwichtigte er in seiner leichtherzigen Art; und er sagte zu sich: er sei

ein Tor und hilfloser Mensch, dem die Enge der Musikantenstadt und die Folgen der stumpfen Arbeit im Walde noch anhafteten.

Deshalb suchte er nun erst recht, sich frei zu machen von allen quälenden Gedanken über die vorige Zeit und vor allem über den Grund seines zornmütigen Auszuges aus dem elterlichen Hause. Er schalt Vater und Mutter und hatte Reue, daß er zu früh ein Weib heimgeführt habe. Dieses Weib hatte ihm nun Kinder geschenkt, die sich — wie die Mutter — niemals in die Helligkeit des Lebens außerhalb ihrer Einsamkeit finden würden, und die das Glück niemals erkennen könnten, das hinter den Bergen wohnt.

Über solcherlei Gedanken und Irrtümern, die er für Weisheit und kluge Erkenntnis hielt, wurden die Augen des Nikodem immer trüber. Aber er dachte, sein Herz werde hell; denn er sah die Wolken des Leides nicht, die über seinem Leben als ein grollendes Wetter sich zusammenzogen.

53.

Über dem Hause des Tirolers in der Waldstadt aber begann die Sonne jener kleinen Freuden und jenes heimlichen Glückes wieder aufzugehen, die vordem durch lange Jahre darüber geschienen hatte, und deren beseligenden Schein das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht auch über die Armut auszugießen weiß.

Es war ein freudiges Eifern im Hause des Gid, es war ein heimliches Sorgen der Treue, das schier in einem Wettkampf zwischen den beiden Alten und Marianne zu bestehen schien. Es gab kein Geheimnis zwischen diesen tapferen Menschen, die nun nicht mehr ruhelos umherschauten, ob das Glück nicht irgendwo sich zeigen möge; sie trugen ihr Leid gemeinsam und dachten: Arbeit und Treue soll es verscheuchen.

Die Alten sagten: „Es ist ein tiefer Gram über diese Frau gekommen, und unser Sohn hat ihn über sie gebracht. So wollen wir ihr dies Leid tragen helfen . . .“

So sorgten sie noch für Nikodem, während der feindseligen Herzens war und seinen Trutz gegen sie nährte.

Und Marianne dachte: ‚Die treuen Alten! Nun haben sie sich ihr Lebtag in ihrer Armut und um ihren Sohn gemüht! Und nun, da sie die Frucht ihrer Mühen

ernten sollten, nun reißt sie ihnen ein Sturm des Leides aus den Händen und wirft sie in den Staub. Sie sollten ausruhen von ihrer Arbeit und müssen sich mühen für die Enkel und eine fremde Tochter.'

So wetteiferte die Liebe im Hause des Gid. Und wo Liebe wohnt, halten Glück und Freude gern Einzug.

Besser als sonst war in diesem frühen Winter das Haus des Tirolers Gid bereitet. Das sah der Alte mit frohen Augen; und wenn die Feierabendglocken über die Schindeldächer heraufklangen und das Feuer im Ofen recht traulich knisterte, sprachen sie oft von den beiden, die draußen waren. Aber ihre Herzen waren nun zuversichtlicher geworden; denn die liebe, freudige Sorge im Haus und das Gedeihen ihres Wirkens hatte sie aufgerichtet.

Das Moidl verlangte lachend nach neuer Arbeit und sagte, es sei nicht genug für sie zu tun, seit Marianne so froh und fleißig im Hause walte. Und waren doch nun drei Ziegen im Stall; und stand doch sogar seit dem Sommer eine schneeweiße Kuh daneben!

Vordem war das Moidl kaum mit der einen Ziege und den vielerlei Pflichten fertig geworden. Auch Holz stand gebrochen und aufgeschichtet im Höflein und im Schupfen, reichlich viel und mehr, als das Tirolerhaus je gesehen hatte.

Und die Kinder, auf die alle Liebe der Alten und der Mutter sich häufte, hatten den Glanz des Sommers auf den Wangen und in den Augen von der Bergweide mit hereingetragen. Der war hell genug, den langen Winter zu überdauern. Der Knabe war nun

sechs und das Mädchen war fast fünf Jahr alt. Deshalb hatten sie in der Sommersonne auf der ganz begrünten Trümmerhalde zwischen dem schwarzen Kreuz und dem Haus auf dem Stein schon die Ziegen hüten müssen. Ein wenig hatte die Seferl aus dem Haus am schwarzen Kreuze zwar auch Anteil an dieser Hut, wenn die Mutter ferne bei der Arbeit war. Sie mußte mitunter beim Fenster hinausschauen, daß die kleinen Tiroler nicht über einem flatternden Goldvogel oder über einer huschenden grünen Eidechse oder über dem Blumensuchen der Tiere vergaßen.

An diesem Winterabend lagen die Kinder schon und schliefen.

Draußen sang der Bergwind und klapperte mit den Schindeln; draußen klirrten harte Eisnadeln an die Scheiben; es war nicht zu denken, daß solche tiefe Winterlichkeit nicht allenthalben auf der Welt eingekehrt war. Aber die, die draußen, und gar die außer Landes waren, behaupteten das; und auch Nikodem hatte über dem mühsam geschilderten Glücke seines Briefes nicht vergessen, daß sie im Gebirg im Forste nun in der Kälte zagen würden, während die Welt ‚hinter den Bergen' ein besseres Land sei. . .

Nein, so wie in jener Zeit, in der Gid sich noch den Junker Leichtsinn zum Verwalter seines Hauses gedingt hatte, war's jetzt nicht mehr. Das Moidl hatte damals den Mund immer so fest geschlossen und trug in den Augen ein kümmerliches Licht, weil in dem Herzen kein freudiges Feuer brannte. Damals dachte sie, mit dem Gid müsse der Herrgott einstmals etwas

ganz anderes als einen armen Holzer im Waldviertel vorgehabt haben, und ein ‚Richtiger‘ werde aus dem seintag nicht. Ging's nicht mit seinem Sohne, dem fahrenden Musikanten, in dieser Zeit ähnlich? Jawohl. Und das kümmerliche Licht von ehmals wäre wohl wieder in ihren Augen angegangen, wenn nicht der Gid ein anderer geworden und die Marianne im Hause gewesen wäre. Darum brannte das Feuer in Moidls Herzen und war ein Licht in den alten Augen mit hellem Schein. „Es kann einer dabei den rechten Weg finden, wenn er ihn verloren hat,“ scherzte der Tiroler.

Wie da das Moidl gottvergnügt wurde!

Auch Marianne lachte ein kurzes, lautes Lachen, deckte ihren Mund aber eilig mit der flachen Hand, als könne jemand darüber erwachen — die Kinder etwa? Die schliefen oben. Die Sorge? Die Sorge wacht nicht auf, wenn die Freude lacht. Nein, sondern Marianne dachte, es sei noch nicht an der Zeit für eine so schallende Lustigkeit; denn das Leid sei noch nicht ganz durchgelebt, das auf sie gewartet habe.

Über das Leid, das wohl auf dem Wege zu ihnen wäre, sprachen sie nun öfter im Hause des Gid. Und starrten trotzdem nicht mit leeren Augen und verhärmten Gesichtern vor sich hin?

Nein, denn es war nun anders als an jenem Frühlingssonntage, an dem die Wege der Leute dieses Hauses sich trennten. Damals waren getäuschte, närrische Hoffnungen zerbrochen, und nun stand ein bescheidenes Glück im Hause und wartete. Es war da noch etwas,

dem es begegnen mußte, und für das es sich rüstete, damit es stark sei, wider dieses Unbekannte zu stehen.

Sie ahnten alle: Es muß kommen, es ist nicht mehr weit; aber sie wetteiferten auch darin, ihm mit Tapferkeit zu begegnen und in der Zeit zu sorgen, damit sie in der Not hätten. Nicht etwa ein Beutelein voll armer Kreuzer, sondern ein Herz voll Sonne.

54.

Wenn sie so in Arbeit und Mühe dahingeht, dann läuft die Zeit in Siebenmeilenstiefeln.

Das Lied von dem Glücke, das hinter den Bergen wohnt, hörte der Frühling in diesem Jahre nur noch selten singen; er kam schon im Februar einmal schauen, ob es nun Zeit für ihn sei, schickte die Stare in Scharen über den Wald und ließ die blauen Leberblumen im Moose die Krönlein aufsetzen. Da legte die Nacht einen Reif von blitzenden Perlen darum.

Aber das Lied des Veit kannten sie alle, zupften die Weise aus der Gitarre und bliesen sie aus der Flöte; denn am Schlusse des Liedes hieß es:

Ein halbes Mäßlein Schwerenot
Braucht es für Lieb und täglich Brot;
Sind sonst von falscher Treue.

Weiß Gott, wie der Veit auf diese Verse sich besonnen hatte, die zu dem Leben der Waldleute so fein paßten!

Die Zeit ging.

Der Frühling hatte gesehen, daß es in der Mitte des Februars für ihn noch zu früh für eine Fahrt ins Gebirge sei. Darum stob der Schneewind alsbald wieder wie zur Weihnacht; und sie hatten in der

Waldstadt doch schon daran gedacht, das Moos aus den Fenstern und das schützende Fichtenreisig von den Hauswänden zu nehmen. An einen Strahl Sonne glaubt das Menschenherz so leicht!

Es war eine stürmische Nacht.

Die Lichter begannen in den Häusern zu verlöschen; der Wind pfiff vor den Fenstern wie ein fahrender Musikant und zog in den Gassen Mauern aus Silber oder baute vor die Türen Wände aus blitzenden Sternen.

Gid und das Moidl lagen schon schlafen. Nur Marianne, deren Fleiß und Sorge nicht müde wurden, hatte sich über Tag Schachtelholz aus dem Haus am schwarzen Kreuz herabgetragen und bog die feingeschleißten Fichtenholzwände, heftete sie und fügte die fertigen Böden ein.

Auf einmal — es war, als wenn die Klinke an der Haustüre geklungen hätte.

Einen Augenblick hob die Frau den Kopf; der Wind wird's gewesen sein. Wird doch nicht die Türe mit einem Berg aus Silber zusetzen?

Über diesem Gedanken nahm Marianne das wollene Kopftuch von dem Stänglein über dem Kachelofen, ging hinaus und wollte mit der breiten Holzschaufel die Last des Schnees von der Stiege vor der Türe schieben und aufschichten zu einem Mäuerlein; das ist dann zugleich eine Wehr für den heimlich webenden Wind, dachte sie.

Sie öffnete. Sie hing das Windlicht an die Klinke der Türe, das seinen goldenen Schein in die pechfinstere,

verstürmte Nacht warf. Der blendete ihr die Augen; da konnte sie nicht drei Schritte weit sehen, sah auch die dunkle Gestalt nicht, die in der Nähe des Fensters stand und sich nicht rührte.

Nun begann die Schaufel der Frau, den Schnee zur Seite zu schürfen. Der lag aber kaum einen Schuh hoch vor der Türe, und dem war es nicht eingefallen, auf die Klinke zu drücken.

Jetzt trat die dunkle Gestalt einen Schritt vor und ging nun ganz langsam auf Marianne zu. „Mutter!" sagte sie. „Mutter!"

Darüber entsank der Frau die Schaufel. „Mein Gott!" rief sie und stützte den Arm gegen die Hauswand; der Schlag ihres Herzens wollte ihr stocken. „Bist du's denn, Helen? Oder —"

„Ja, Mutter, ich bin's."

Und das Kind flog an das zitternde, versorgte Herz der Mutter und flog in die sich breitenden Arme wie ein Vogel, den der Wintersturm vor sich hergetrieben, und der nun sein Nest im Schutze des Daches erreicht hat.

Sie gingen hinein; sie sprachen heimlich.

Marianne führte ihr Kind in das Licht und tat ihm die Tücher ab. Der zerrinnende Schnee glänzte darauf wie geweinte Tränen. Da sank die Frau auf die Bank und sank gegen den Ofen. Sie hielt sich die Hände an die Schläfen; ihr war, als solle ihr der Kopf zerspringen; ihr war, als müsse sie die Ohren schützen vor dem Elend, das sie nun vernehmen würden.

„Helen," sagte sie hernach, „setz' dich und komm'

zu dir! Einen Augenblick schon' mich noch! Ich will dann alles anhören und will alles tragen; ich kann's; wir können's, der Vater und die Mutter und ich; denn wir haben darauf gewartet."

Aber die Heimgekehrte, die mit ihrem tiefen Gram eine lange Fahrt hinter sich hatte, und die so allein mit diesem mürrischen Weggesellen durch Schnee und Sturmnacht gewandert war, um sich an dem Herzen der Mutter auszuruhen, die konnte es nicht mehr tragen. Die breitete die Arme und sank an die Brust der Frau und konnte nur weinen.

Das junge Herz war seiner Liebe nachgeflogen wie ein Sommervogel dem trügerischen Glanz einer frühen Sonne. Und nun stand Helene vor der Mutter, die mit dieser herben Stunde um die Herrschaft über sich selbst gerungen hatte. Sie stand im Lichte der kleinen Lampe und verklagte — nicht sich und ihr drängendes Herz und ihre wilde, leichtsinnige Jugend, sondern sie verklagte ihren eigenen Vater bei ihrem Gott und ihrer Mutter.

Welch ein Leid ist größer als das?

Und so laut redete diese Qual, daß Gid aus dem ersten Schlafe erwachte und sich leise vom Stroh erhob. Er kam über die knarrende Holzstiege herab und steckte den Kopf zur Türe herein.

Wie verströmendes Herzblut rannen die Klagen von den Lippen des Kindes.

„Helen?" fragte der Alte erstaunt, wie er sein Enkelkind erkannte.

Als Gid erfahren, was da geschehen sei, setzte er

sich neben Marianne und erfaßte ihre Hand. Rede nur, Helen! Wir wollen alles hören."

Er fühlte an der Hand, die er sorgend in der seinen hielt, daß Marianne nicht von dem Leide dieser Stunde überfallen worden war, und daß sie ihm nicht fassungslos, sondern mit Ergebung gegenüberstand.

Und so berichtete Helene zu Ende:

„Drei Wochen hat's gedauert. — Wann ist die Hochzeit? Es fehlen Papiere; weil er ein Pole sei, mache die Beibringung Schwierigkeiten, hat er gesagt. Wir haben im Hotel gewohnt — als Mann und Frau."

Marianne senkte die Stirn auf die starke Schulter Gids und seufzte tief. Aber Helene richtete sich in ihrer Verzweiflung auf und stand mit wilden Augen vor den beiden.

Auch das Moidl schlürfte aus der Kammer herein und hockte sich in die dunkle Ecke hinter dem Ofen. Helene hörte den Gruß der Alten nicht; sie dachte: sie müssen mich alle verachten.

„Mich verachtet ihr? Meine Jugend, die da draußen nichts zu suchen hatte?" fragte sie. „Bin ich schuld? Ist es nicht vielmehr mein Vater? Warum hat er mich hingehen lassen? Warum hat er nicht einmal sauer zugesehen, wenn ich auf einem falschen Wege laufe?"

Gegen den eigenen Vater hatte das Kind auch vorhin gestanden; darüber war dem Alten der Schlaf gewichen. Aber nun, da Helene zum andernmal in qualvoller Verzweiflung auf die Schande deutete, vor der sie die sehenden Augen und die harte Hand ihres

Vaters nicht bewahrt hatten, nun stand er auf und faßte sie am Arm:

„Schweig'!“ sagte er hart. „Du bist heimgekehrt; willst du bleiben, oder suchst du nur für die eine Nacht Unterkunft?“

Das war ein herbes Wort und war ein trutziger, wilder Blick, den Helene zu ertragen hatte. Darüber schlossen sich ihre Lippen; darüber senkten sich ihre Lider.

„Wenn ihr mich nicht wieder hinausjagt ...“

Aber sie konnte nicht weiter reden, die Kraft, die der Jammer der Stunde ihr gegeben hatte, versagte ihr. Sie sank dem alten Mann an das Herz und warf ihm ihre Arme um den Hals. „Großvater,“ rief sie, „schlag' mich, aber laß mich ausruhen in deinem Haus! Und dann will ich dienen, oder ich will arbeiten, was du mir sagst.“

Aber Gid tat die zitternden Arme Helenens von seinen Schultern und trat zurück. „Helen,“ sagte er, „wenn du heimgekehrt bist — dort ist deine Mutter! Sie hat dir zu verzeihen, nicht ich. Aber da du nun in meinem Hause sein willst, solang es deine Mutter für gut hält, so sag' ich dir: Gegen deinen Vater stehst du hinfort nicht wieder mit derlei Klagen! Das ist nicht Brauch im Wald, bis jetzt nicht!“

Helene war an den Tisch getreten und stützte den Arm auf die Platte und weinte. Die tiefen Schatten, die um ihre Augen liefen, und die verfallenen, verhärmten Wangen erzählten die Geschichte eines großen Leides.

Da nahm Marianne sie an der Hand und führte

sie hinaus, labte sie und hieß sie sich auf ihr eigenes Lager legen.

Die andern drei saßen in dieser Nacht noch lange, saßen, bis das Licht der Lampe verging. Eine Hülle, dürftig mit einem Band umschlungen, deren Papier von dem wehenden Schnee schadhaft geworden war, lag auf dem Wandbrette. Die öffnete Marianne. Es war ein Brief darin; es war auch ein Ring dabei und waren mancherlei Erinnerungen aus den letzten Tagen; es war alles, was das Mädchen aus diesen Tagen mit in das Leben nahm.

Und sie setzten sich um den Tisch, und Marianne las den Brief.

Teure Helene!

Ich bin der letzte meines Geschlechtes, und der Rest des Vermögens derer von Kamski ist dahin. So muß ich selber auch dahin sein ... Die Stellung in Hamburg habe ich nicht erhalten können; ich habe nicht gelernt, etwas zu verdienen, nicht gelernt, mich mit dem Ertrage meiner Arbeit durchs Leben zu schlagen. Wieviel weniger, ein Weib und Kinder zu ernähren! Diese Erkenntnis ist furchtbar; ich habe gesucht und nicht gefunden; ich habe an hundert Türen geklopft, es ist mir keine aufgetan worden. Mein vornehmer Name ist mein Verhängnis, und die Sünden meiner Väter und der Neid des Schicksals sind mein Untergang. Ich scheide freiwillig aus dem Leben, um Dich nicht für immer elend zu machen. Wenn Du den Ring zurückerhältst und diesen Brief gelesen hast, bin ich gestorben. Vergiß mich und

das Leid, das ich über Dich gebracht habe, und danke mir den Mut, Dich zu retten, ehe es zu spät ist! Denn die Kraft, zu leben und uns zu erhalten, hat mir ein widerliches Geschick versagt.

So lautete der Brief.

Die Flamme der Lampe war müde geworden.

„Und Nikodem?“ fragte Gid, wie er mit dem Moidl kopfschüttelnd nach der Türe schritt, um wieder über die knarrende Stiege emporzusteigen. „Wann werden wir wieder von ihm hören?“

„Er wird nicht wiederkommen,“ sagte Marianne tonlos. „Mir ist, als wär' er gestorben.“

Dann gingen die Alten hinaus. Die Uhr schlug; es war die dritte Stunde nach Mitternacht. Und Marianne legte sich in ihren Kleidern auf die harte Bank am Ofen.

55.

Nicht lange nach diesen Tagen durchflog eine Kunde die Stadt: die Mädchen der Kapelle des Nikodem seien heimgekehrt, oder sofern dies nicht geschehen, hätten sie sich von anderer Seite anwerben lassen; denn Nikodem habe seine Kapelle aufgelöst und habe in dumpfem Schweigen und mit verstörten Blicken von ihnen Abschied genommen. Den Grund dieser Wandlung des allzeit wagemutigen Mannes hatte keines der Mädchen erfahren; erst bei ihrer Heimkehr ward ihnen klar, wie alles gekommen sei.

Nikodem hatte jene vier, denen selbst seine Fürsorge keinen neuen Erwerb zu schaffen vermocht hatte, zur Bahn geleitet, hatte den fast mittellosen Halbwüchsigen die Fahrt bezahlt und sie mit einem Händedruck in die Heimat geschickt; der war so innig und schmerzlich gewesen, als wolle er sagen: „Grüßt sie alle und grüßt das liebe, freundliche Glück! Hinter den Bergen wohnt's, aber hinter jenen, in deren Tälern ihr nun wieder wohnen werdet." Ehe der Zug noch aus dem Bahnhof Geestemünde gen Bremen rollte, sahen die Mädchen aus dem kleinen Fenster des Wagens vierter Klasse den Musikanten schon in der Menge der Menschen verschwinden; er schritt gesenkten Hauptes, und

sie dachten, er habe sich eine Träne aus dem Barte gerieben.

Am Morgen nach ihrem unerwarteten Einzug in die Stadt im Wald fanden sie sich gemeinsam in dem Hause des Tirolers ein. Sie trafen Helene bleich und verkümmert in der Stube; sie sahen auch den Zug der Schmerzen, der in dieser letzten Zeit sich tiefer in das Antlitz Mariannens gegraben hatte.

Wie sie eintraten, kamen ihnen die stummen, fragenden Blicke der Frauen entgegen: „Keine Kunde von Nikodem als die, daß niemand seinen Aufenthalt weiß? Kein Brief? Und kein Gruß?"

Nichts von alledem.

Und Helene, die die Führerin dieser Mädchen gewesen war, und der zu gehorchen sie sich gewöhnt hatten, saß mit sinnenden, trüben Augen und hatte die bleichen Hände in ihrem Schoße gefaltet. Es war, als vermiede sie ängstlich, ihre Genossinnen von einst anzuschauen. Sie war fortgegangen, ohne auch nur einer von ihnen ein Wort des Abschiedes zu gönnen oder einer von ihrem nahen ‚Glück' zu erzählen. Sie hatte auf Geheiß ihres Vaters alles verschwiegen. Nun dachte sie auch daran, daß seine heimliche Furcht gewesen sei, was sich nun erfüllt habe. Und immer bitterer wurde ihre Gesinnung gegen Nikodem, der mit keinem Worte das tiefe, kindliche Vertrauen seiner Tochter zu dem Grafen erschüttert hatte. Dabei fiel ihr aber nicht ein, daß dies absichtlich geschehen sein könnte, damit er ihr Herz schone und nicht von vornherein etwa durch übermäßige Bedachtsamkeit einen

Riß in das Verhältnis der Liebenden schlage. Es fiel ihr nicht ein, daß Nikodem in jenen stillen, starken Forsten aufgewachsen war, in denen die Menschen das gegenseitige Vertrauen noch als etwas ganz Selbstverständliches betrachten und es einander gewähren, wie sie sich Beistand und Hilfe bieten, wo's nötig ist.

Um dieses Vertrauen Nikodems zu dem Grafen Kamski drehte sich auch das Gespräch, das am Abende dieses Tages Gid mit Helene hatte. Aber die wachsende Verbitterung gegen Nikodem in dem Herzen des Mädchens suchte nicht nach einer Entschuldigung für den Vater. Zu gegenwärtig und zu tief erschütternd war der harte Schlag des Schicksals gewesen, der dies junge Leben getroffen hatte, das sich auf die Dauer seines ganzen Daseins in der Blüte gebrochen sah. Auch fehlte ihrer Jugend die Erkenntnis; es fehlte ihr das Bewußtsein jenes innigen Verbundenseins der Familie, des Kreises um den Herd eines Vaterhauses, in dem das unbedingte Vertrauen der Kinder zu den Eltern wächst. Vier Jahre hatten genügt, das Mädchen um den Segen jenes innigen Verbundenseins zu bestehlen.

Und wie Gid an diesem Abende zum ersten Male seit langen Tagen sich wieder anschickte, sein Rauchklöblein mit frischem Tabak zu füllen, und wie er zum ersten Male wieder seinen olivgrünen Filz in der Stube ein wenig aus der Stirne geschoben trug und ihn nicht mißmutig auf die Rehkrone am Türpfosten geworfen hatte, da stellte er sich vor die vergrämte Jugend seines Enkelkindes hin. Wob eine dicke Wolke süßlichen Tabakrauches um sich, der Gid, und klopfte

mit der Spitze seines Zeigefingers gegen die Stirn: „Helen," sagte er, „du bist nun über Nacht ein erwachsener Mensch geworden! Vordem, wie du dir die Nägel mit dem Hirschleder blank gemacht hast wie Spieglein, warst du ein einfältiges Kind und hieltst dich doch für eine vornehme Dame. Was hätten meine fünfundsechzig Jahre damals mit deiner Jugend reden wollen, die neunmal klüger war als mein grauer Kopf! Aber heute hörst mich am Ende gern an, Helen?"

„Ich bin schon froh, wenn ich seh', daß der Großvater sich meinetwegen nicht sein fröhliches Herz vergrämt," antwortete das Mädchen.

„Sein fröhliches Herz?" fragte Gid. „Ich hab' schon gedacht, es wär' vorbei damit. Glaubt einer gar nicht, daß so ein Herz sich allerwegen wieder zurückfindet! Und das wollt' ich dir sagen: Aus dem einen Fehler sind sie alle herausgewachsen, die andern; aus dem einen ist alles Leid gekommen. Nun, da's neben mir auf der Ofenbank hockt und wir zusehen müssen, daß wir's wieder loswerden, nun ist's zu erkennen."

„Aus dem einen Fehler?" fragte Helene.

„Ja; dem Pechschaber haben wir nicht gefolgt! Den Pechschaber haben wir für einen Narren gehalten, und er ist ein Weiser gewesen. Aber die Narren sind alleweil wir, Helen!"

„Vordem hättest mir das sagen sollen, Großvater! Leicht, es wär' alles anders gekommen."

Da nahm der Alte das Mädchen bei der Hand: „Erinnern muß ich dich nun schon noch einmal daran

wenn mir auch das Herz dabei weh tut. Hier hast du gesessen und hast die Füße in den feinen Schuhen stecken gehabt und hast so ein vertracktes Wort gebraucht für das Anstellen mit deinen Fingernägeln; damals bist mir gleich davongelaufen, und ich hab' gar nicht erst mit dem Worte ‚Narr!‘ nach dir werfen können.“

Helenens Stirne senkte sich auf die Hand des Großvaters, in der die ihre noch lag. Sie saß auf der Ofenbank, und der Alte stand vor ihr und fühlte das heimliche, qualvolle Leiden dieser Seele. Die Frauen schafften im Haus; und Gid fand ehrliche Worte; die waren herb wie der Harzduft des Waldes; die mieden nicht schonend jeden Schmerz, aber sie waren dennoch tröstsam; denn sie sagten: „Wir helfen dir tragen; denn wir sind nicht ohne Schuld, und wir wollen bessern, wo's nicht zu spät ist.“ —

So erfüllte sich das Schicksal des einzelnen, und so erfüllte sich das Schicksal der Musikantenstadt.

56.

Um die Zeit, in der der harte Bergwinter nun endgültig mit dem Frühling um den Sieg rang und die alten, müden Augen der Frau Dorothea Bratel im Haus am Stein sich zum ewigen Schlummer schlossen, kam ein Brief an Josepha Jugel im schwarzen Kreuzhaus. Der hatte auf der Rückseite fünf Siegel, und Seferl mußte mit der Unterschrift ihres Namens seinen Empfang bestätigen. Das Herz schlug ihr dabei, und die Buchstaben rannen ineinander, wie sie schrieb; so zitterte ihre Hand. Ein Brief mit fünf Siegeln und die Namensunterschrift, — was einem Menschen alles vorkommen kann im Leben! Die Annemirl war hinzugetreten, und der Kopf des kleinen Propheten erschien auch in der halbgeöffneten Türe.

Seferl aber öffnete den Brief und sank auf die Bank in der Küche. Nun hielt sie in der Rechten fünf Hundertkronennoten und in der Linken den Brief und mußte ihr Herz erst ein wenig zur Ruhe bringen; mit fünf blauen Banknoten in der Hand kann der Mensch keinen Brief lesen und auch nicht, wenn die Aufschrift schon verrät, daß er von dem Pechschaberbuben geschrieben ist. Er hat nach Wien reisen müssen, hatte er vor einer Woche geschrieben, wo er ein Orchester

von großem Rufe für einen Abend leiten solle; vielleicht blieb' er nun fortan in der Kaiserstadt. . . .

Und jetzt ließ das Herz zu, daß die Augen der Seferl die Buchstaben lesen konnten, und da stand's geschrieben; nur die lange Überschrift, die über zwei Zeilen lief, las sie so, daß ihre Lippen bloß leise sich bewegten. Dann wurde ihre Stimme laut und laut die jauchzende, liebe Freude. . . . „Hörst, Annemirl, ein Kapellmeister ist er geworden! Hörst?"

„Ja doch! Und was denn weiter?"

„Ja, . . . die Buchstaben fangen schon wieder an, als hätten sie Kirchweihtanz . . ."

Da streckte der kleine Prophet lachend die Hand aus: „Wenn einer fünf blaue Hunderter schickt, kann's doch nit schlimm mit ihm sein," sagte er lachend und wollte der Seferl den Brief zu Ende lesen. Aber Frauenlieb' ist eigensüchtig, je größer, je mehr, — und Seferl las selber.

Manchmal sprach der Mund einen Satz, dann lasen die Augen wieder, und die weinenden, lachenden Augen erzählten alles, was in dem Briefe stand: das namenlose, das unaussprechliche Glück.

Währenddem war auch die Frau Bürgermeisterin gekommen, und nun umstanden die beiden Frauen und der kleine Prophet — dieser mit dem Schleißholz und dem Schachtelhammer — die Seferl und horchten auf ihre Worte, die so abgebrochen und wie geblendet von einem himmlischen Glanze zu den erstaunten Menschen traten, als fänden sie sich bei ihnen nicht zurecht.

Und diese Menschen erfuhren: Georg Zeitel ist Kapell-

meister in Wien geworden und hatte einen großen, herrlichen Erfolg; alle Zeitungen reden von ihm. Und er schickt fünfhundert Kronen; das ist das Reisegeld für die Seferl und für die Pechschaberleute. Die sollen nach Wien kommen und dem ersten Konzert beiwohnen, das er als der neue Kapellmeister des berühmten Orchesters leitet. Wenn die Schwester Annemirl aus dem schwarzen Kreuzhaus auch mitreisen will, so soll sie nur kommen. Der Kapellmeister breitet schon seine Arme aus, weit, weit, und will alle an sein stürmisches, glückliches Herz pressen, die er lieb hat.

Und nun?

Nun flatterte die Seferl mit den fünf blauen Scheinen in der einen und dem knisternden Briefe in der anderen Hand über die Halde, auf der wieder einmal der erste Frühlingstag lag. Hinterdrein sprang die Annemirl, und zuletzt kamen die Propheten, und zwischen ihnen ging die Bärbel, die „Frau Bürgermeisterin‘, ging im gestreiften Wollröcklein und in der roten Flanelljacke, die sie des Morgens immer trug. Sie konnten der Seferl nicht so schnell hinterdrein; denn die hatte in dieser Stunde die goldenen Schwingen des Glücks.

Und nun?

Nun geschah im Haus am Stein das gleiche, was soeben beim schwarzen Kreuz sich ereignet hatte, aufs Tüpflein genau so. Es waren nur drei Menschen mehr: der Bürgermeister und die Pechschaberleute. Und dem Pechschaber — das muß schon verraten werden — rollten die hellen Tränen über die Wangen. „Glaubt einer gar nicht, daß noch eine so große Freude in der armseligen,

verlassenen Musikantenstadt einkehren kann," sagte der Pechschaber, — eine so unaussprechlich große Freude, die den Herzen Flügel leiht wie einer Lerche, die lächende Gesichter schafft und sich dennoch ausströmen muß in einem rinnenden Quell tauklarer Tränen.

* * *

An diesem und am nächsten Tage rüsteten sie zu der Reise nach Wien, gingen am dritten Morgen stundenweit durch den frühlingsfröhlichen Bergwald und fuhren mit dem Glück. Wie sie in der Kaiserstadt angekommen waren, hielt schon der Wagen am Bahnhof, und Georg wartete ihrer.

„Bleich schaust aus, Girgl!" sagte die Mutter. Es war das erste Wort, das sie fand, die sorgende Liebe. Aber Georg streichelte der Alten die Wangen: „Laß nur gut sein, Mutterl! 's ist von der Müh, und in drei Tagen ist alles vorbei."

Da saßen sie auch schon im Wagen, in dem feinen, gepolsterten Wagen mit den zwei Pferden davor; wie die Herren fahren, fuhren die Pechschaberleut', und der Pechschaber wollte aus lauter Bescheidenheit auf dem Bock neben dem Kutscher sitzen; denn er hielt das Glück, das ihm widerfuhr, für ein Märchen. Nein, in den Rücksitz mußten sie alle drei, der Pechschaber und sein Weib und die Annemirl. Ihnen gegenüber saß der Sohn und saß Seferl.

Und aller Augen hingen an Georgs Munde. —

* * *

Was soll einer nun erzählen? Und wer kann's schildern, dies Glück der Eltern, der Schwester, der Braut? 's müßt eine Feder sein, die sich in Sonnenschein tauchen ließe und mit goldenen Buchstaben auf die blaue Seide des Himmels schreiben könnte, und der Mund Gottes müßte ihr heißen, was sie aufschreiben sollte.

* * *

Am Abende dieses Tages holte die Leute aus der Musikantenstadt ein Wagen aus dem Hotel ab — Georg war nicht bei ihnen — und führte sie vor ein Haus, dessen Tore ruhten auf mächtigen Säulen. Auf den breiten Treppen, die zu den Eingängen und zu dem Saale führten, lagen weiche Teppiche. Da tat der Pechschaberin fast das Herz weh, weil sie mit ihren Bergschuhen über die Weichheit dieses Sammets schreiten mußte. Gingen auch viele Herren im Frack und hohen, glänzenden Hüten und viele Damen mit rauschender Seide unter ihren Kleiderröcken diese Stiegen empor, zu deren Seiten die grünen Kronen von Lorbeerbäumen und allerhand köstliche Gewächse zu schauen waren.

Und die vornehmen Menschen der Kaiserstadt und die bescheidenen aus dem Bergwalde schritten in den Saal, in dem der Fußboden getäfelt und glänzend und glatt war wie Glas. Ströme taghellen Lichtes flossen von dem köstlichen Gewölbe der Decke. Und saßen ihrer tausend in Reihen; und vorn im Saal in einem hohen Kuppelbau sammelten sich die Musikanten.

„Schau, Seferl," lispelte der Pechschaber, „so sehen die richtigen Musikanten aus! Und aufspielen werden

sie dir eins, — du wirst lauschen! Schämen müßten sie sich, alle die Pfeifer und Streicher daheim, und so klein müßten sie werden, wenn sie ihre Torheit erkenneten. Wollen vor der Welt spielen und haben nichts gelernt, als daheim einen Kirchweihtanz blasen zur Not."

Aber die Seferl hörte nicht hin in den vergnügten kleinen Groll des Pechschabers, — konnte auch nicht weiter reden, der glückliche Mann; denn ein brausendes Beifallklatschen erhob sich plötzlich im Saale. Und der, auf den sie alle gewartet hatten, und der, dem der Sturm dieses freudigen Beifalls galt, der trat nun vor sein Orchester und verbeugte sich viele Male grüßend vor den Menschen, deren Jubel ihn umbrauste, und war der Girgl vom Stein aus dem Bergwald, — der neue Kapellmeister.

Seferl fühlte all ihr Blut zum Herzen rinnen und legte ihre Hände fest auf den Arm des Pechschabers. Die Mutter aber, deren Scheitel nun ganz aus Silber waren, stand ein wenig von ihrem Stuhle auf — es sollt' ihr gar nichts entgehen von dem, was nun geschah. Die Gedanken stürzten ihr durcheinander; vor ihren Augen lag ein rosiges, flirrendes Licht. Da hob Georg den Taktstock, schlug auf den Rand seines Pultes, und die Tannhäuserouvertüre flog auf ihren sieghaften Schwingen hernieder in den Saal und flog her wie ein Adler aus den Höhen, in denen die Sonnen rollen.

Unbeschreiblich war der Jubel, der an diesem Abende den weiten, hellen Saal durchbrauste. Furcht und Glück, Seligkeit und Sorge rangen in den schlichten Herzen

der Waldleute; es war, als hätten sie teil an dem, was da geschah, und wußten doch nicht, wie sie den Reichtum dieser Stunde tragen, was sie damit beginnen sollten; denn ihre Herzen läuteten Sturm, und ihre Pulse jagten.

Nur die Pechschaberin hatte sich zurechtfinden gelernt, und nun, wenn die Töne verhallten, und wenn die bange Sorge sie überkam, der dröhnende Beifall möchte diesmal nicht einsetzen, (— sie wußte nicht, warum sie das fürchtete; er brach doch immer wieder von neuem los, —) nun war sie die einzige derer aus der Bergheimat, die dachte, es sei alles so gekommen, wie es hätte kommen müssen. Nicht über Nacht und nicht als ein großes Glück, sondern als eine langsam reifende Frucht, die in der Sonne unsäglicher Mühen und ungewöhnlicher Klugheit und Begabung gewachsen sei, und die der stolze, herrliche Sohn der Frau aus dem Walde nun in den Händen halte.

Beethovens Eroica schloß den Abend, — nein, den Abend schloß ein beispielloser, herrlicher Erfolg mit einer Fülle von Blumen, mit unzähligen Hervorrufen des Kapellmeisters. Und die Pechschaberleute saßen mitten drin und ließen die Wogen des Beifalls an sich vorüberrauschen, die immer noch rollten, als schon die Menge der vornehmen Menschen von ihren Sitzen sich erhoben hatte. Da brach das Schweigen des Mundes der glücklichen Mutter, und sie legte dem Herrn im Frack, der neben ihr gesessen hatte, vertraulich die zitternde Hand auf den Arm. Der schaute die alte, schlichte Frau mit verwunderten Augen an. „Sie

müssen's mir nit für übel halten," sagte sie, „wenn ich mich ein Eichtl anhalt'; 's ist nämlich mein Sohn, der Herr Kapellmeister. So was erlebt man nit alle Tag an seinen Kindern, gelt?"

Und wie nun viele der feinen Leute sie umringten und ihr die harte Hand schüttelten, da rollten zwar immer noch die köstlichen Perlen der Freudentränen aus ihren Augen, aber ein mutiger, sicherer Stolz faßte sie an der Hand und führte die alternde Frau in der bäuerischen Tracht durch die blühenden Gärten des Glückes und leitete sie hinaus zu dem Wagen. —

Während sie — es war schon nach Mitternacht — um den Tisch mit dem blendenden weißen Linnen und den köstlichen Speisen im Hotel saßen, die ihnen auf silbernen Tellern gereicht wurden, redeten sie auch von der Hochzeit, die im Mai in der Musikantenstadt gehalten werden sollte.

Da erschrak Seferl.

„Im Mai?" fragte sie.

„Um Gott, Georg," sagte die Schwester Annemirl lächelnd, „denkst denn, es wär' da gar nichts zu bereiten an Wäsche und Betten und was sonst noch sein will? Und jetzt, — im Anfang April sind wir schon."

Die Pechschaberin aber sagte und strich ihrem Sohne die Hand: „Eine feine Musik magst wohl machen können, Girgl, aber von so Sachen verstehst halt nit viel, glaub' ich! Im Mai? Nein nit möglich ist das."

Da hatte Georg Mühe wie bei der Einstudierung einer neuen Sinfonie, die lieben Menschen zu überzeugen, daß ihr Sorgen gar nicht nötig sei. Nur

freuen sollten sie sich auf den Tag, aber nicht für ihn nähen und nicht für ihn schaffen; denn was sie brauchten in dem neuen Hausstande, das sei ja alles fein und rasch für ein Geld in Wien zu kaufen. „Für ein Geld? Das müßt aber mordsmäßig viel sein . . .“

So redeten sie, und dabei ward ihr Glück still und ward zu einer segnenden, reinen Sonne für ihre Herzen. Sie blieben in der Hauptstadt und sorgten und rüsteten zur Hochzeit. Sie mieteten eine Wohnung an einem freien, mit hohen Bäumen und blühenden Sträuchern bestandenen Platz und wunderten sich, daß eine solche Wohnung in der Kaiserstadt in einem Jahre so viel an Miete koste wie der Bau eines ganzen Hauses im Bergwald.

* * *

Wie sie wieder daheim eingetroffen waren, hatte sich der Frühling auch im Gebirg wohnlich eingerichtet, der an der Donau schon etliche Wochen früher eingezogen war.

Hui, was hatten die Leute zu schauen in der Musikantenstadt! Denn die Kunde von dem Georg Zeitel, der nun ein großer, deutscher Kapellmeister geworden und doch vor einer Handvoll Jahren noch ein armer Holzhauerbub gewesen war, die hatten die Zeitungen schon längst in die Musikantenstadt getragen. Die Fahrenden hatten die Botschaft mit dem Ruhme des Pechschaberbuben gesandt; und nun kamen die Pechschaberleut, nun kam die Seferl, und sie hatten sein Glück und seine Ehrung mit ihren Augen geschaut!

Da wurden die Hoffnungen der Leute in der Musikantenstadt wieder grün, die im Verwelken gewesen waren, die Hoffnungen, es möchte in dieser Hütte und unter jenem Schindeldach auch einer sein, dem's mit der Musik gelinge wie dem Sohne der Leute vom Stein. Sie ahnten in ihrer Einfalt nicht, wie breit die Kluft war, die das Können ihrer Kinder von der Kunst des Wiener Kapellmeisters trennte, und wußten nicht, wie ferne die Wege voneinander liefen, auf dem der eine und auf dem die andern schritten.

Es war auch eine Wandlung geschehen an den Leuten, die aus Wien heimkehrten. Die Freude brachten sie wieder mit, aber nicht eine rastlose, tastende Freude, die nicht recht wußte, wo sie 'gehen und wie sie sich ausleben müsse. Es war vielmehr jener stolze, sichere Frohmut, den Reichtümer des Herzens in reichlicherem Maße gewähren als Reichtümer an Gold und Silber. Kehrten auch in ihren schlichten Gewändern in die Heimat zurück, die Leute vom Stein. Nur die Seferl ging einher in neuen, schönen Kleidern, und die Leute wußten: Die umfangreichen Pakete, die die Post in den folgenden Tagen brachte, enthielten das Brautkleid und die Brautwäsche und allerlei köstliche, schöne Dinge, wie sie in der Kaiserstadt zu kaufen sind.

Es war in diesen Tagen der Freude auch ein Brief für Josepha gekommen. Der war von ihrem Bruder Flori geschrieben und gab der Freude Ausdruck, die den armen Jungen bei der Nachricht von dem Glücke der Schwester und den Erfolgen Georgs überkommen hatte. Zur Hochzeit könne er aber nicht erscheinen,

schrieb Flori. Sein Herz sei mitten in der lauten Welt noch einsamer geworden. Wenn er so dicht neben dem lachenden Glücke stehe und ihm in die Augen sehen müsse, dann würde ihm das Herz wieder zag werden; denn es habe lang an der Sehnsucht nach der Schwester und der Heimat zu leiden gehabt. Das sei ein wilder, nagender Schmerz gewesen, und Flori fürchtete, er möchte wieder erwachen. Erst sollten die Wunden heilen, die ihm geschlagen worden seien. Im Zirkus sei er noch; er wisse eigentlich selbst nicht, wie er sich darin zurechtgefunden habe, und wie dies geschehen sei; er mache eine närrische Musik, trage närrische Kleider und Schellen an der Mütze, und er habe närrische Gedanken. Es sei ein verrücktes Leben, das er führen müsse; er wisse nicht, weshalb und wozu, und nicht, wohin es ihn führe. Manchmal müsse er mitten in der Vorstellung, die sie unter dem lustigen Zelt in irgend einem Dorfe gäben, laut und wild aufschreien; das heiß' ihm der Schmerz. Aber je wilder er schreie, desto lustiger würden die Leute, und je grimmer er das Gesicht verzöge, desto toller werde ihr Beifall; denn sie dächten, es sei eine lustige Narrheit, die ihm das gebiete, und ahnten nicht, daß es sein grausames Leiden sei.

Auf diesen Brief, der so sonderbar, der so närrisch und klug, so froh und so voll tiefer Traurigkeit war, den eigentlich niemand verstand, weil keiner wußte: Hat das der Ernst oder hat das der Scherz geschrieben, — auf diesen Brief weinte Seferl viel heiße Tränen. Dann schrieb sie einen andern und legte ihn dazu und

schickte ihn an Georg in Wien. „Was sollen wir denn nun tun?" fragte sie.

Wieder nach einigen Tagen erhielt sie von ihm Antwort und Geld und die Weisung, sie solle reisen und solle ihren Bruder aus der Fremde heimbringen und solle sehen, daß sein Herz gesund werde; er sei sehr krank und wisse es nicht.

„Ja, das sollst du tun!" sagten sie nun alle, die davon wußten.

Aber auf eine telegraphische Anfrage in Westfalen, wo die Fahrenden mit ihrem Zeltzirkus zuletzt sich aufgehalten hatten, erfuhr Seferl: Sie sind fort und haben ihr Reiseziel nicht angeben können. Nach dem Rheinlande habe sie ihr Weg geführt; wo es ihnen verlockend schien, schlügen sie für einen oder zwei Tage ihr Zelt auf. Aber wo war das?

Da mußte Seferl mit ihrer Sorge und mit ihrer Hoffnung sich gedulden. Und immer klang in ihre geschäftige Zeit das leidvolle Wort Georgs: „Er ist sehr krank und weiß es nicht." Sie schrieb einen Brief an Flori und drang in ihn und sagte ihm, daß Georg nun für ihn sorgen wolle, wenn er nur heimkehren möchte. Er brauche sich nicht zu schämen, daß er keinen Platz in der Welt gefunden habe, der ihm lieb sei; nicht darauf käme es an, *was* der Mensch sei, sondern *wie* er sei; so sage Georg.

Aber der Brief kam nach einigen Tagen an Seferl zurück und hatte Flori nicht gefunden. Da wartete Seferl bis in den Mai.

Georg kam aus Wien. Sie feierten Hochzeit in

der Musikantenstadt und hatten das Waldkirchlein mit Blumen und Tannengrün geschmückt; und über Blumen und jungen Wuchs des Bergwaldes schritten die beiden zur Kirche und knieten vor dem Altare und gaben sich das Treuwort fürs Leben.

Es waren dazu viele Menschen aus den Dörfern des Gebirges gekommen und standen mit staunenden Gesichtern vor dem fremden Glücke.

57.

An diesem Tage, just um die Zeit, in der sie des Flori daheim in der Musikantenstadt gedachten, weil er nun immer noch keine Nachricht gegeben hatte, ist das geschehen.

Es war in Bingen. Die Höhen grünten, und die Birnbäume warfen ihren weißen Blütenschnee in den goldenen Frühlingswind. Der Rhein zog seine smaragdgrüne Bahn und trug das Gold der niedergehenden Sonne. Da lief ein Clown im weißen, pludrigen Gewande durch die Gassen der kleinen Rheinstadt. Er hatte eine hohe Spitzmütze auf seinem mißfarbigen Haar, an deren Vorderseite eine dicke, schwarze Wollflocke saß. Er blies wie ein dreijähriger Knabe in eine Blechpfeife, — die gab schrille, törichte Töne, — und an der Hand führte der hin und wieder laut rufende Bajazz einen schwarzen Pudel am feuerroten Schellenbande.

Die Jungen liefen ihm hinterdrein und zupften ihn an der pludrigen Hose und neckten ihn und hörten die Einladung in den Zeltzirkus, der am heutigen Abend seine unerreichten Leistungen auf dem Anger vor der Stadt zum besten geben werde.

Um diese Zeit führte das Boot eine Anzahl Fahrgäste von Rüdesheim herüber; das waren Reisende, die vom Niederwald kamen.

War auch ein bestaubter fahrender Mann darunter. Der war groß und kräftig von Wuchs wie ein Bergbaum und hatte das Aussehen eines Tirolers; denn er trug einen grünen Spitzhut mit einem Gemsbarte daran, trug die schwarze Lederhose und Nagelschuhe und einen gestickten Gürtel um die Hüften. Aber er trug auch den Staub der langen Wanderung auf der Landstraße über seinen Kleidern und Schuhen und sah mit leeren Augen in den ruhig fließenden Rhein. Sein Herz klang; aber es klang ein traurig Lied darin, von einem Schiffer im kleinen Schiffe, der mit seinem wilden Weh am Fuße dieser Felsen zerschellte.

Da legte das Boot auf der linken Rheinseite an, und wie die Menschen ans Land stiegen, sprang der Clown mit dem kläffenden Hunde herzu und schrie und lachte und deutete mit der Hand über die Nahebrücke; dort sah man das graue Dach eines Zeltes, in dem heute abend den glücklichen Zuschauern etwas Seltsames und Ungesehenes sich bieten sollte.

Der Mann im Tirolergewand, der die Geige im Ledersack auf dem Rücken trug, erwachte aus seinem verlorenen Sinnen, stieg nach allen anderen aus dem Boot und horchte auf die Rede des Hanswurstes, auf dem hundert Augen ruhten. Der Pudel mit dem roten Schellenbande saß nun neben dem Clown und horchte mit auf, hatte die Pfoten erhoben und saß still wie aus Stein. Da brach der Clown seine Rede mitten im Satz ab, tat einen Sprung und stand starr und schaute vor sich auf die Erde.

Darüber lachten die Leute, daß ihnen die Tränen

aus den Augen rannen. Welch ein närrischer Einfall, die Rede mitten entzwei zu brechen und den neugierigen Leuten die Stücke vorzuwerfen und das Beste zu verschweigen! Nun mußte die Neugier zu dem Zirkus laufen und mußte selbst schauen, was ihr der witzige, kluge Clown verschwieg!

Aber der Clown stand lange schweigend und hörte nicht die Worte, die man nach ihm warf, witzige und törichte Worte, die ihm sonst wie Steine auf das Herz gefallen waren. Nun stand er in seinem närrischen Kleide da und sah aus, als wäre er versteint.

„Was will er? Was wird nun kommen?"

Er hob die Augen scheu, und sie hätten alle den tiefen Gram in seinem unsäglich häßlichen Gesichte wahrnehmen können. Aber es war ein wenig Puder über die Spuren gestrichen, die er in dies Gesicht gezeichnet hatte, und waren ein paar Striche mit dem Kohlenstift gezogen worden; die löschten den tiefen Gram aus und machten ein Narrentum daraus.

Nun ging der Musikant im Tirolerhut an ihm vorüber. „Nikodem!" sagte der Clown leise, so leise, als solle der Musikant es nicht hören; denn vielleicht schämte er sich des verrückten Spaßmachers, der mit seinem Elend in der Welt herumlief, ihm eine Schellenkappe aufgesetzt und es mit Puder und Kohle überstrichen hatte. Aber er wurde es doch nicht los, das furchtbare Elend.

Wie der fahrende Mann seinen Namen nennen hörte, blieb er stehen und faßte den Clown fest ins Auge.

„Du kennst mich?“ fragte er erstaunt.

„Ja,“ antwortete der mit scheuem Blick, „ich kenn' dich. Magst du mich nicht kennen, weil du dich meiner schämst? Oder entsinnst du dich meiner nicht mehr, weil ich in diesem Kleide vor dir stehe?“

Bei diesen Worten strich sich der Clown über Stirn und Augen und schnitt sonderliche Gesichter, über die die Leute wieder lachten; denn nur wenige hatten die halblauten Worte vernommen, die er an den fahrenden Musikanten gerichtet hatte. Es ist wohl einer aus dem Zirkus, und die beiden kennen sich sehr gut, dachten sie; sie werden sich beredet haben, wie sie die Gaffer jetzt belustigen wollen.

Aus den fragenden, suchenden Augen des Nikodem erkannte der Clown: Der Mann schämte sich seiner nicht, aber er erinnerte sich auch nicht, ihn je gesehen zu haben. Natürlich, damals, an jenem Sonntag, an dem das schwere Leid die Tür des Tirolerhauses am Wildwasser der Waldstadt einschlug, damals trug der Flori noch kein Narrenkleid!

„Du,“ sagte er laut, „du, dies Kleid hatt' ich an jenem Sonntage noch nicht an, als du deinem Vater gram wurdest. Aber ein Narr war ich schon immer. Der Florian Jugel bin ich, ich bin der Zunder, Nikodem! Weißt, warum die Zunder in der Welt sind? Sie müssen das Unglück hinschleppen, wo's noch nicht groß genug ist. Ja, darum sind sie da.“

Dem Nikodem flog ein Schein einer fernen Sonne über das Gesicht, aber eine qualvolle Erkenntnis löschte sie wieder aus. „Ein Bajazz bist du geworden, Flori?

Wie hast du denn das angestellt?" Nikodem starrte den langen unglücklichen Jungen an.

Und noch einmal strich sich der Clown über die Augen, wie er vorhin getan hatte; es war, als hinge ihm ein Schleier darüber, den er abheben wollte, damit er wieder klar sähe. Es war, als liege ein Nebel über seinen Gedanken, den er verscheuchen müsse, damit er klar denken könne. Er besann sich: Hier standen ja die Leute und wollten seinen Spruch zu Ende hören. Da begann er dort wieder, wo er vorhin abgebrochen hatte; denn er konnte die Rede, die er tausendmal unter die Menge gerufen hatte, im Schlafe sagen.

Nikodem aber schaute ihn von der Seite an und dachte: Was macht das Leben mit uns Leuten aus der Musikantenstadt? Und was haben wir ihm getan, daß das Schicksal so neidisch ist? Ein Schauer lief dem starken Sohn des Gid über den Rücken: er erkannte den Zustand dieses armen Burschen, den die Leute für einen Spaßmacher hielten und der über dem Elende seines Herzens ein Narr geworden war.

Und kaum war das letzte Wort den Lippen des Zunders entflohen, — es war ihm, als habe er seine Rolle nun ausgespielt, und der ganze Jammer faßte ihn an, der ihn oft des Abends überfiel, wenn die Vorstellung zu Ende war, — da stürzte er mit weit ausgebreiteten Armen auf Nikodem zu und stürzte sich an das Herz des Mannes wie an das Herz seiner Heimat, nach der er sich sehnte, und zu der zurückzukehren ihm die Scham versagte.

Nikodem faßte den Armen an der Hand, drängte

die Gaffer zur Seite und sagte: „Komm, wir wollen gehen! Ich hab' dir eine Botschaft zu bringen, Flori!" Er ging mit ihm in das naheliegende Fährhaus und half ihm das Narrenkleid ablegen, das er über seinem armen Gewande trug, und hieß ihn sein Gesicht waschen. Dann löste er den Pudel von dem roten Schellenbande und barg Kleid, Narrenkappe und Schellenband in einem Paket, das er zu den fahrenden Leuten im Zeltzirkus trug.

„Habt Ihr nicht schon längst gesehen, wie es um den da steht?" fragte Nikodem den alten Mann, der ihn in seinem Aussehen so an seinen Vater erinnerte, daß sein Antlitz erbleichte.

Der Alte zog die Achseln: „Gesehen wohl, aber was schadet's? Ein Narr muß verrückt sein; nur wissen dürfen's die Leute nicht, und gefährlich darf er nicht sein. So wie der seine Rolle spielt, spielt sie keiner mehr."

„Ihr hättet ihn heimschicken sollen", sagte Nikodem vorwurfsvoll zu dem Zirkusmann. „Er hat nicht nötig, um Kreuzer Possensprünge zu machen, der nicht, nun erst recht nicht mehr. Wißt Ihr, daß der Georg Zeitel in Wien der Mann seiner Schwester ist?"

Der Alte zog wieder die Achseln hoch: „Von dem berühmten Kapellmeister hat er wohl geredet, aber daß er sein Schwager sei, hat er nicht gesagt. Und was geht uns das an?" Da legte Nikodem dem Alten Gewand und Kappe in die Hand. „So," sagte er, „und den Florian Jugel nehm' ich mit mir."

Aber der Zirkusbesitzer begehrte auf und wollte es

nicht leiden. Da mußte ein Arzt zur Stelle; sie stritten miteinander, und des Arztes Wort galt. Florian Jngel zog das Narrenkleid hinfort nicht mehr an.

Aber ein Narr ist er geblieben.

* * *

Die Dämmerung fiel schon über die Dächer, und nur das Denkmal des großen Sieges drüben auf dem Rücken des Gebirges stand noch im goldenen Licht und hielt die Kaiserkrone hoch in die strahlende Sonne. Da floß es wie Purpur eines Königsmantels um das stolze, schöne Weib.

Jn einem kleinen Gasthaus in einer engen Gasse Bingens saßen die beiden, der Narr und der heimatlose, reuige Mann, der mit seiner Sehnsucht nach Weib und Kind und mit seinem trutzigen Herzen im Land umhergefahren war. Er forschte, er drang in Flori, um über ihn ganz ins klare zu kommen.

Da hörte er irre und kluge Worte; da hörte er von Not und Glück reden und überdachte das Leben des langen, häßlichen Jungen, das von jeher Narrentum gewesen war, dies Narrentum hatte dort eingesetzt, wo das des alten Zunders zu enden begonnen — am Tage des Auszugs aus der armen Bergstadt.

Nikodem redete ruhig und froh mit Flori; denn er fürchtete, er könne in diesem zerrütteten Geist einen Sturm des Leides entfesseln und einen lauten, klagenden Jammer. Aber er merkte bald, daß dies alles nicht sein werde, weil die Freude an dem so plötzlich gefundenen Landsmanne so kindisch und groß war, daß Flori

darüber sein eigenes Leid vergaß. Nikodem redete ihm vor, daß es ihnen beiden doch nun vortrefflich gehe, so gut, daß er heute daran denke, heimzufahren, so rasch als möglich heim, um denen in der Waldstadt von dem Glück zu erzählen, das über sie beide gekommen sei.

So sprach er mit mühsam erzwungener Ruhe und verbarg dem anderen, daß die Qual seiner Seele ihm schier die Kehle zuschnüre. „Alles haben wir, Flori," lachte Nikodem, „alles, und jetzt — zwei Schoppen Wein, wenn's sein kann!" rief er dem Schenkmädchen zu.

„Wein?" lachte Flori. „Natürlich, wem's gut geht wie uns, warum soll der nicht Wein trinken? Mir auch zwei Becher, Mädchen!"

Da merkte die Kellnerin, wie's um den Burschen stand, und folgte dem Winke Nikodems, der sie bedeutete, daß der Junge vergessen werde, was er von ihr verlangt habe.

Sie tranken. „Hast du Geld, Flori?" fragte Nikodem. Flori wandte die Taschen um und stülpte sie auf die Kante des Schenktisches — Staub war darin, und einige vertrocknete Krumen Brotes fielen heraus.

„Ist das alles?" lachte Nikodem verzweifelt.

„Genug für zwei," freute sich Flori; „denn das andere hast du, gelt?"

„Hab' ich!" bestätigte Nikodem. „Und weißt du, einen feinen Einfall hab' ich! Unsere Geigen verkaufen wir, gelt? Leute wie wir reisen nicht als fahrende Musikanten, Leute wie wir reisen als Herren."

Flori war auch damit einverstanden.

Da gingen sie zum Althändler und verkauften ihre

Fiedeln und gingen zum Postamte. „Eine Depesch' will ich heimschicken, Flori! Sagen will ich ihnen: Wir kommen.“ Dazu hatte er die Geigen verkaufen müssen; denn sein eigenes bares Geld reichte nicht; er hatte an diesem Abende in den Schenkhäusern um Groschen spielen wollen. Und die Nachricht flog an den Pechschaber, teilte ihm mit, was geschehen sei, und fragte: „Was wißt ihr von ihm? Soll er kommen? So schickt Geld!“

Es war spät in der Nacht, und Flori schlief schon. Da stahl sich Nikodem von seinem Lager, verschloß die Tür hinter sich und ging lautlos hinab ins Gastzimmer, um die Drahtnachricht aus der Musikantenstadt zu erwarten.

Hundert Gulden brachte der Postbote um Mitternacht.

Und ehe der Morgen graute, führte der Zug den fahrenden Spielmann und den Narren von hinnen und führte sie der Heimat entgegen.

58.

Es war eine qualvolle Nacht gewesen, aber es war auch eine glückliche Nacht für Nikodem; denn er lernte den Weg sehen, der in das Herz seines Vaters führte. Er hätte nicht den Mut gehabt, je wieder reuig vor der Türe des Tirolerhauses zu stehen; diesen Mut versagte ihm sein trutziges Herz. Und nun ersann das versöhnliche Schicksal eine List und benutzte den armseligen Narren zu seinem Werkzeuge. Wieder einmal! hätte Flori gedacht — wie an jenem anderen Tage, da ihm zum ersten Male die düstere Selbsterkenntnis gekommen war, daß das Schicksal Possen mit den Zundern treibe. Aber nun hatte er seinen Verstand verloren.

„Den Flori hab' ich heimgeleitet, weil er den Weg allein nicht gefunden hätte; das ist der Grund meines Kommens," wollte der törichte, trutzige und doch so reuige und sehnsüchtige Mann sagen, wenn er in das Tirolerhaus träte, und wollte seinem Herzen Zwang antun, damit er sich nicht verrate.

Aber es kam alles anders; sein Weib schlang ihm die Arme um den Hals, wie er durch die Türe des Tirolerhauses kam, und führte ihn an das Herz seines Vaters.

„Und was soll nun geschehen?“ sagte der Alte, als er vor dem Sohne stand, der verloren war und wiedergefunden wurde. „Was wollen wir nun tun?“

„Wir wollen nebeneinander stehen und miteinander gehen, Vater, und wollen treu sein in Arbeit und Sorge um die Heimat! Wir wollen die Narrheit ausstreichen, die in meinem Leben gewesen ist. Ich habe mich heimgefunden; aber nicht einmal mit dem Erlöse für die verkaufte Fiedel hätt' ich das erreicht; ich hätte mich — mit dieser Kraft in den Armen! — durchbetteln müssen, wenn ich keine Arbeit gefunden hätte.“

So hat der Nikodem gesprochen an diesem Tage.

Die Hämmer des Schicksals schlagen hart und schlagen ein trutziges Herz gefüge.

59.

Und der Flori?

Der wohnte vom Tage seiner Heimkehr im Haus am Stein, wohnte im Giebel hinter jenem Fenster, hinter dem die Augen der Frau Dorothea Bratel sich geschlossen hatten, und hinter dem auch das Herz des alten Bürgermeisters stehen geblieben war.

Flori war ein gutmütiger, willfähriger Narr, der alle kleinen Arbeiten im Hause tat, zu denen sein verrückter Verstand gerade noch ausreichte, und gebärdete sich dabei wie ein Kind. Nur wenn man mit ihm verreisen wollte, — man hatte daran gedacht, ihn in eine Anstalt zu bringen, — so lief er davon und schrie; denn er dachte, es ginge wieder in den Zirkus.

Aber wenn er vernahm, daß er viel Geld verdiene, ja, daß er ein Kästlein besitze, in dem das Geld wie das Mehl im Kasten und das Öl im Kruge der Witwe von Zarpath nicht alle werde, da lachte er ein irres, fröhliches Lachen. Tat aber keinem Menschen etwas zuleide, der arme Narr. Darum ließen sie ihn, wo er war, bis das trübe Licht seines Lebens einst völlig verlöschen möge.

Nur manchmal, wenn die Nächte waren, in denen der volle Mond am Himmel stand oder die Luft voll

dumpfer, gewitteriger Schwüle hing, da dachte er, sein Geld im Kasten möchte doch nicht hinreichen, oder der Quell, der es so wunderbar speise, möchte doch einmal versiechen, wie auch das Silber im Schachte der Dreibrunnen versiecht sei.

Dann kam eine Zagheit in sein Herz; denn er wußte nicht, daß Georg und Seferl von Wien aus ihn reichlich mit Geld und mit allem, was er brauchte, versorgten. Das mußten sie ihm verschweigen; denn der Drang nach Unabhängigkeit hatte ihn einst aus der Heimat gejagt.

In solchen Stunden nahm er die Fiedel des Pechschabers vom Nagel und strich einige ungefüge Töne heraus. Dann schüttelte er mit dem Kopf und sagte, es wäre in dieser alten, verstaubten Geige kein feiner Klang mehr; alles, was durch den Staub der Straßen führe, verliere den Klang. Er wolle eine neue, bessere Geige bauen, mit der noch keiner im Land umgefahren sei.

Da ging er und nahm eine Zigarrenkiste, nagelte eine Latte daran, die nun den Geigenhals bildete, und bezog die Kiste mit Saiten, nachdem er zwei Schalllöcher hineingeschnitten hatte, wie sie in einer richtigen Fiedel sind. Er machte sich auch einen Bogen wunderlicher Art.

Mit dieser Geige und mit diesem Bogen ausgerüstet, setzte er sich — es geschah nur selten — an die Ecke einer Gasse und spielte die Weise, die in diesem närrischen Instrumente war.

Wenn dann jemand vorüberging, so machte er einen

lächerlichen Kratzfuß und nahm die Mütze dazu ab, wie er einst als Narr im Zirkus getan hatte, und ließ sich einen Kreuzer geben. Dieser eine genügte ihm, sein Spiel abzubrechen und heimzugehen.

So blieb's ein Jahr.

Dann ist das trübe Lämplein seines Geistes verlöscht.

Der Pechschaber und Gid kehrten gemeinsam heim von dem frischen Grabhügel, und der Pechschaber sagte:

„Es ist traurig; aber ich kann den Gedanken nicht los werden: Der arme Narr mit der Geige aus Zigarrenholz gehört in das Wappen der Musikantenstadt.“

Der, zu dem er dies sagte, verstand es.

In dem Hause des Tirolers betrieben sie nun den Kramladen, der auf dem Steine gewesen war, und Nikodem ging wieder zu Holz wie einst. Das Haus erhielt einen neuen Kalkputz; es war, als säh' es nun vergnügter in die Welt — wie die Leute unter seinem Dache.

Nicht wie alle; denn Helene litt ihr Leid. Es war eine trübe Zeit für sie und war arm an Hoffnung. Dieses Leid sei ihres Vaters Sünde, dachte Helene. Und so dachte der Vater selber. Es ward ein schweigsamer, nachdenklicher Mann aus ihm, der die Rufe der Reue durch die harten Schläge der Holzaxt zu übertönen versuchte.

So ging die Zeit.

Aus den Monaten wurden Jahre.

Da flog die Kunde durch die Stadt: Was sich lange

vorbereitet hat, wird nun Wahrheit. Eine Gesellschaft hat sich gebildet; die will mit ihrem Reichtum die Berge vollends erschließen und die Schätze heben, die noch tief bei den Dreibrunnen verborgen liegen.

Bald begannen die Vorarbeiten; schon zogen neue Leute nach der Stadt im Walde, nicht um in die Fernen zu fahren, sondern um unter eigenem Dache ein warmes, segnendes Feuer zu zünden, um das sich der Kreis der Familie zu schließen vermag, in dem die Tugenden wachsen und die Stärke des Vaterlandes erblüht.

Wenn das Schichtglöcklein wieder tönt, dann wird die Hoffnung der Leute wieder grünen.

Und das Schichtglöcklein erklang und läutete den Anfang einer neuen Zeit.

Das war das Ende der Musikantenstadt.




Princeton University Library
32101 066394790

